d by Google

Hist. 1650

BIBLIOTHÈQUE
des pasteurs
7, ch. des Cèdres
1004 - LAUSANNE
Hist. 1650

1

mme l'Abernus
13 IV 81

1625 — Knopp &
Steiner

Farkas.
Hétilap. Olvos

Cet ouvr. a eu pour rédacteurs:
Fr. Graeffer et Sim. Deutsch.
cf. Wurzbach, Lexikon v. Oesterreich. III p. 266 ff
et V p. 299.
Oettinger. Bibliogr. biogr.: col. 1989.

cf. sur le même sujet:
Gallerie der verdienstvollsten Juden des 19ten
Jahrhunderts zunächst aus Oesterreich-Ungarn.
hrsgg. von Dav. Löwy. Wien, Dav. Löwy. (en préparat.
en 1882.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Google

2/30

Jüdiſcher Plutarch;

oder

biographiſches Lexicon

der

markanteſten Männer und Frauen jüdiſcher Abkunft,

(aller Stände, Zeiten und Länder)

mit

beſonderer Rückſicht

auf das

öſterreichiſche Kaiſerthum.

Von mehreren jüdiſchen und nichtjüdiſchen, in- und ausländiſchen Schriftſtellern.

Erſtes Alphabeth,

oder

erſter Band.

Mit einem Titelbilde.

Wien, 1848.

Verlag von Ulrich Klopf sen. und Alexander Eurich, Stadt, Wollzeile Nr. 782.

BIBLIOTHÈQUE
des ...
7, ch. des Cèdres
1004 - LAUSANNE
Hist.1650

2/3 C

Druck von Ulrich Klopf sen. und Alexander Eurich.

Vorwort.

Jean Paul ſagt: eine Vorrede ſey eigentlich nichts anderes als eine Verlängerung des Titels; und Jean Paul hat wohl Recht. Den Titel unſeres Buches zu verlängern oder zu erläutern, werden wir nicht nöthig haben; er characteriſirt ſich ſelbſt deutlich genug. Einer eigenen Motivirung aber zur Herausgabe eines jüdiſchen Plutarch wird es am allerwenigſten bedürfen; und all und jedes Anderweitige wird ſich von ſelbſt heraus-ſtellen.

Wir merken nur noch an, daß unſer Text, wie es bey Wörterbüchern üblich, theils aus ganz neuer Bearbeitung, theils aus Extracten und Ueberſetzungen ꝛc. beſtehe, und daß man es da dieſer Plutarch nicht ſowohl ein Nachſchlage- als ein Leſebuch ſeyn ſoll, mit dem äußern Umfangsverhältniß der Artikel zu einander nicht ſo ſtreng genommen habe. Sonnenfels z. B., der

zum erſten Mahle datenreich ausgeſtattet erſcheint, dieſe außerordentlich wichtige und anſprechende Perſonage, dürfte dem einſichtigen, vornehmlich dem vaterländiſchen Leſer wohl kaum zu ausführlich dünken.

Die Anzahl der Alphabethe oder Bände läßt ſich vor der Hand nicht beſtimmen, was nichts zu ſagen hat, weil jeder Band für ſich ein Ganzes bildet. Am Schluſſe aber wird ein Generalregiſter folgen.

Wien, im Frühjahre 1848.

Die Redaction.

S. STEINER ANTIQU. PRESSBURG LEIH-BIBL.

Abarbanel, Iſak.

(Auch Abrabanel, Abrabanele, Abarbinel, Abrabaniel ꝛc.)

Dieſer überaus denkwürdige Mann, ein Spielball des launenhaften Schickſals, wurde zu Liſſabon im Jahre **1439** von vornehmen Aeltern geboren, und genoß eine ſeinem Stande angemeſſene Erziehung. Bibel und Talmud waren die Gegenſtände, die von frühester Jugend an ſeinen Geiſt ſpornten und ſeinen Scharfſinn entwickelten. Wahrſcheinlich war er, wie die Meiſten ſeiner Zeitgenoſſen dazu beſtimmt worden, dieſem Studium ſein Leben und ſeine Kräfte zu weihen. Aber noch zur Zeit fühlte er ſich zu einer ſicheren Stellung im Leben berufen, und ſeine reichen Geiſtesgaben verliehen ihm das volle Recht ſolche Hoffnungen zu nähren. Er warf ſich mit allem Eifer und aller Beharrlichkeit auf die Fächer der Staatswiſſenſchaft, worin er ſolche Fortſchritte machte, daß in kurzer Zeit der König (Alphons **V.**) auf ihn aufmerkſam wurde, und ihm ſeine Gunſt zuwendete. Alphons brachte ihn ſeinem Throne nah, ſo, daß Abarbanel die höchſten Stellen bekleidete.

Aber nicht lange ſollte er dieſes beneidenswerthe Loos genießen. Er ſollte kämpfen ſein Leben lang mit

dem Unglücke, und ſollte des Schickſals Tücke in vollem Maße erfahren; denn, wie er ſich ſelbſt ausdrückt: „der Tod ſtieg durch ſeine (Alphonſens) Fenſter und Untergang in ſeinem Pallaſt.“ Alphons ſtarb, und ſein Sohn Juan folgte ihm auf den Thron. Juan aber hatte nicht die Einſicht und die Erfahrung ſeines edlen Vaters; er haßte alle ſeine Edlen und war argliſtig gegen alle ſeine Diener. Beſonders entfremdete er ſich alle Freunde ſeines Vaters, die Fürſten und Hohen des Landes, und beſchuldigte ſie des Einverſtändniſſes mit dem franzöſiſchen Hofe, um ihn vom Throne zu ſtürzen. In Folge dieſes Argwohns ließ er die Treueſten und Angeſehenſten des Landes ermorden; nur Wenige retteten ihr Leben durch ſchnelle Flucht. Abarbanel fiel bey ihm gleichfalls in Ungnade, wie er ſelbſt in folgenden Worten erzählt: „Auch mir zürnte der König, obwohl nicht Unrecht in meiner Hand und nicht Trug in meinem Munde war, weil ich in früheren glücklichen Tagen in enger Freundſchaft mit den entflohenen Fürſten lebte, die ſich oft bey mir Berathung holten. Er klagte mich der ſchwerſten Verbrechen an, haßte mich mit aller Kraft ſeiner Hand, und hielt mich für einen Verbündeten mit den Verſchwörern, denn, meinte er, meine Freunde würden nichts unternommen haben, ohne mir etwas darüber zu ſagen. Auch ſchadenfrohe böſe Menſchen, die mich gerne vom Throne verdrängen wollten, um meinen Platz einzunehmen und mein Vermögen zu erben, trugen das Ihre bey, indem ſie mich verläumdeten mit ihren Schlangenzungen, und von mir redeten, was ich weder geſprochen noch gedacht.“

Eines Tages ließ ihn der König zu ſich rufen, unter dem Vorwande, er möge ſich, ſo er ſich unſchuldig wiſſe, vertheidigen. Dieſem Befehle Folge zu leiſten, war Abarbanel ſchon auf dem Wege zum König, als ein Freund ihn warnte und ſprach: „Gehe nicht hin, rette Dein Leben, denn es ſteht in Gefahr, man trachtet Dir darnach.“ Er verließ nun eilends Stadt und Land, ohne Abſchied von ſeiner Frau noch von ſeinen Kindern zu nehmen, all ſein Habe ſeinen Feinden zurücklaſſend. Am andern Morgen, als ſeine Flucht ruchtbar wurde, befahl der König, ihm nachzujagen, ihn zu ergreifen, und ſogleich zu tödten.

Aber Gott rettete ihn aus dieſer Noth, denn die Häſcher holten ihn nicht ein, und er langte glücklich in Caſtilien an. Hier war er wohl ſeines Lebens ſicher, aber er befand ſich dennoch in einer ſehr traurigen Lage. Er war hier in einem Lande, das er nicht und das ihn nicht kannte, lebte getrennt von den Seinen, entblößt alles Vermögens, ohne ſichere Zukunft unſtät und flüchtig. Alphons nahm all ſeine zurückgelaſſenen Güter an ſich, und gab ſeine Familie dem Elende und der Noth preis. Von Caſtilien ſchrieb er wohl dem Könige, betheuerte ſeine Unſchuld, ſchilderte ſeine traurige Lage, flehete um Verzeihung; aber der harte Fürſt blieb unzugänglich.

Dieſer Zeit (1484) verdanken wir aber ſeinen vortrefflichen Commentar zu dem Buche Samuel; denn bey ſeiner nun ſo unwillkommenen Muße ſtrebte ſein Geiſt nach Beſchäftigung, und er unternahm dieſe Arbeit; wie überhaupt alle ſeine wiſſenſchaftlichen Hervorbringungen nur

in ſolchen Perioden entſtanden, in denen ſeine Berufs- pflichten ihm Zeit gönnten.

Bald wurde er aber wieder dieſer Sphäre entrückt, in welcher er ſich ſchon heimiſch fühlte; denn als er den Commentar zum Buche der Könige beginnen wollte, ward Ferdinand von Spanien, der damahls ſehr mächtig über Caſtilien, Aragon, Catalonien und andere Gebiethe herrſchte, auf ihn aufmerkſam. Er ließ ihn zu ſich kommen, und Abarbanel fand Gunſt ſowohl in ſeinen, als in den Augen ſeiner Edlen, ſo, daß Ferdinand ihn in ſeine Dienſte auf- nahm. Acht Jahre bekleidete er nun hohe Aemter am Hofe, und erwarb ſich ein großes Vermögen. Er ſollte da von erlittenen Drangſalen ſich erholen, aber zugleich Kräfte ſammeln zu neuen Mißgeſchicken.

Im neunten Jahre ſeines Dienſtes zog Ferdinand das Schwert, und eroberte das Reich Granada ſammt der herrlichen, vielbevölkerten, hochberühmten Hauptſtadt gleichen Nahmens. Dieſen Sieg ſchrieb Ferdinand ſeinem Gotte zu, dem er ſich nun zu großem Danke verpflichtet fühlte. Wodurch, ſagte er zu ſich ſelber, könnte ich ihm, der mir ſo großen herrlichen Sieg verliehen, wohlgefälli- ger erſcheinen, als indem ich ihm zuführe das Volk, wel- ches im Finſtern wandelt, die zerſtreute Heerde Iſraels, indem ich zu ſeinem Glauben zurückführe die abtrünnige Tochter — oder wenn ich ſie wegtreibe in ein anderes Land, daß ſie nicht ferner in meinem Lande wohnen und nicht beſtehen vor meinen Augen? — —

Er gab nun wirklich den Befehl, entweder ſollen alle Juden, die in ſeinem Staate wohnen, ſich zum Chri-

ſtenthum bekehren, oder binnen drey Monathen denſelben verlaſſen.

Abarbanel, als er von dieſem Geſetze Kunde erhielt, wendete alle möglichen Mittel an, um den König von ſeinem Entſchluſſe abzubringen. Er both alle ſeine Beredſamkeit auf, machte alle erdenklichen Vorſchläge, und veranlaßte, daß ſeine gewichtigſten und vertrauteſten Freunde ſich verwendeten. Aber Alles war vergebens. Ferdinands Wille blieb Anfangs unerſchütterlich. Als ſich aber der König und die Königinn Iſabelle ſchon geneigt fühlten, dem Drängen und Bitten Abarbanels nachzugeben, da erſchien plötzlich Torquemada, der Inquiſitor, und rief: „Judas hat ſeinen Herrn für dreißig Silberlinge verkauft, Eure Hoheit wollen ihn für dreißig tauſend Goldſtücke verkaufen. Da iſt er, nehmt ihn hin und verkauft ihn eilends." Durch dieſe Rede ward die ganze Verhandlung zerſtört; das Geſetz trat in Wirkſamkeit, und da jene Juden feſt an ihrem Glauben hingen, ſo waren wenige, die ſich zum Chriſtenthume bekehrten, und es zogen, nach Abarbanels Angabe, dreymahlhunderttauſend Juden aus ihrer Heimath, ohne zu wiſſen, wohin ſie ihr Geſchick führen werde. Einige zogen nach Portugal und Navarra; aber auf dem Wege überfiel ſie die Peſt, zu der ſich bitteres Leid und Hunger geſellte und ſie aufrieb.

Unter denen, welche ſich auf gut Glück einſchifften, war auch Abarbanel. Der Zufall brachte ihn nach der hochgeprieſenen Stadt Neapel. Es war im Jahre 1493. Abarbanel lag nun wieder ſeinen Studien ob, und bearbeitete den Commentar zu den Büchern der Könige.

Nebſtbey wußte er ſich bey Ferdinand, dem König von Neapel, bemerkbar und nützlich zu machen, ſo, daß dieſer ihm ſeine Hülfe und ſeinen Beyſtand verſprach, welches Verſprechen er wohl nicht halten konnte, weil er gleich darauf, 1494, ſtarb. Sein Sohn Alphons beſtieg den Thron, fühlte ſich aber auf demſelben nicht glücklich, überließ die Regierung ſeinem Sohne und ſchiffte ſich nach Sicilien ein, wo er ruhig zu leben gedachte, aber nach einem Jahre in einem Kloſter ſtarb.

Abarbanel war ihm als treuer Anhänger bis nach Meſſina gefolgt, ließ aber ſeine Familie und ſein Vermögen zurück. Bey Carl VIII. Einfall in Neapel aber reiſte er nach Corfu. Hier iſt ſeine Geſchichte etwas dunkel, denn er gibt die Urſache ſeiner ſchnellen Reiſe, die eigentlich als eine Flucht zu betrachten iſt, nicht an.

In Corfu fand er zu ſeiner größten Freude ſeinen in Liſſabon begonnenen Commentar zum fünften Buche Moſes, den er für verloren gehalten, und er vollendete denſelben zu Monopolis, wohin er ſich mit ſeiner Familie begab. Von nun an lebte er der Erziehung ſeiner Kinder, deren er folgende drey hinterließ: R. David, Arzt in Neapel, R. Salomo (wahrſcheinlich Rabbiner in Venedig) und R. Joſeph, mit dem er noch in ſeinem ſpäten Alter nach Venedig reiſte, um einige Streitigkeiten zwiſchen der Republik und dem Könige von Portugal zu ſchlichten, wobey ſein Sohn eine große Rolle geſpielt haben ſoll. In Venedig commentirte er noch den Pentateuch; Jeremias, Ezechiel und die kleinen Propheten.

Abarbanel ſtarb im Jahre 1508 in einem Alter von

69 Jahren. Er wurde in Padua begraben, aber ſeine irdiſche Hülle fand hier nicht Ruhe, denn während der un-unterbrochenen wüthenden Kriege ward ſelbſt jede Spur ſeines Grabes verwiſcht, ſo, daß man ſeine Ruheſtätte nicht mehr finden kann.

Abarbanel hat ſich beſonders durch ſeine hohe Gelehrſamkeit einen unſterblichen Ruf erworben. Seine hinterlaſſenen Werke ſind: 1) Der bereits erwähnte Commentar des Pentateuchs, der 1551 und 1579 in Venedig, Hannover 1710 u. ſ. w. gedruckt iſt; 2) Der ebenfalls genannte Commentar zu den erſten und zu den letzten Propheten, die Beyde ſchon vielfach gedruckt ſind; 3) Ein Commentar zu dem Buche Daniel unter dem Titel: „Quelle des Heils,“ welcher zuerſt in Ferrara 1551 gedruckt erſchien; 4) noch ein Commentar zu der Hagada unter dem Titel: „Sebach Peſſach,“ Opfermahl des Peſſach, gedruckt in Venedig 1545, und ſo noch mehrere Mahle; 5) Ein Buch über die Erſchaffung der Welt, das den Titel hat: „Die Werke Gottes“ und in Venedig 1592 erſchien; 6) „Der Bothe des Heils,“ ein Wort über den Meſſias, erſchien zu Saloniche 1526 u. ſ. w.; 7) Ein Commentar zu den Sprüchen der Väter, der in ſehr hohem Anſehen ſteht, und führt den Titel: Nachlath Aboth, „das Erbtheil der Väter,“ Venedig 1545; 8) „Die Chronik der Alten.“ Eine Erklärung des 37. Capitel. Enoch; 9) „Die Formen der Fundamente.“ Ein philoſophiſches Werk, gedruckt mit dem Atereth Sekenim in Sabionetto 1557; 10) „Teſchuboth.“ Antworten an Rabbi Saul. Venedig 1574. Dieſes Werk verfaßte

er zwey Jahre vor ſeinem Tode; 11) „Die Rettungen eines Geſalbten.“ Jeſchuoth Meſchicho. Ueber Tradition und talmudſche Beweiſe des Meſſias (Moſ.); 12) „Lahakat Hanbiim,“ die Verſammlung der Propheten, handelt von den verſchiedenen Graden der Prophezeyungen von Moſes und den andern Propheten. Dieſes Werk iſt eigentlich eine zweyte Bearbeitung des Machſe Schadai, „die Blicke Gottes“ (Manuſcript); 13) die Gerechtigkeit der Welten, „Zedek Olamim,“ handelt von der gegenwärtigen und künftigen Welt, von Lohn und Strafe, von der Auferſtehung ꝛc. (Manuſcript; blieb unvollendet); 14) „Jemoth Olam.“ Die Tage der Welt. Eine Chronik der Judenverfolgungen (Manuſcript); 15) „Die neuen Himmel.“ Schomain Chodoſchim, in welchem er mit neuen Gründen die Erſchaffung der Welt beweiſen will, und worin er das 19. Capitel des zweyten Theiles More erläutert. (Manuſcript.)

S. Deutſch.

Auerbach, Berthold,

noch ein jüngerer Mann, gehört ſchon jetzt mit Recht zu den geſchätzteſten und beliebteſten Schriftſtellern Deutſchlands, ſowohl durch philoſophiſchen Geiſt und wiſſenſchaftlichere Leiſtungen, als durch ſein volksſchriftſtelleriſches Talent und durch die ſchöne Kraft, Friſche und auf Verſtand und Herz mächtig wirkende Darſtellungsgabe, Eigenſchaften, die er beſonders in ſeinen Dorfgeſchichten und Volkskalendern ſo glücklich bewährt.

Auerbach iſt zu Storchſtetten im würtembergiſchen Schwarzwalde, den 28. Februar 1812 geboren. In dem kleinen Orte beſuchte er Anfangs die chriſtliche Schule, alsbald aber die jüdiſche, nachdem daſelbſt eine ſolche errichtet worden war. Hier lehrte und lehrt noch mit dem ſegenreichſten Erfolge der tüchtige Schulmann Leonh. Frankforter; dieſer würdige Pädagog iſt es auch, der auf Auerbachs Jugendbildung den wohlthätigſten Einfluß ausgeübt, deſſen Talent entwickelte, und dieſem die wahre Richtung gab. Dazu beſtimmt, jüdiſcher Theolog zu werden, ſuchte der Knabe ſchon früh ſich mit dem Talmud zu befreunden; zu dem Rabbiner an der Talmudſchule in Hechingen wurde er in dem Alter von 13 Jahren in Penſion gegeben. Nachdem er hier zwey Jahre dem Studium obgelegen, ſetzte er dieſes an der Carlsruher Talmudſchule fort, und zwar drey Jahre hindurch. Während deſſen cultivirte er auch die lateiniſche Sprache und beſuchte nebenbey das dortige Gymnaſium, wobey er die Gelegenheit benützte, ſich auch in Etwas die griechiſche Sprache eigen zu machen. 1830 im Frühjahre begab er ſich nach Stuttgart, und ſtudierte durch 2 Jahre in den obern Claſſen des Gymnaſiums. Hierauf widmete er ſich auf der Univerſität zu Tübingen anfänglich dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit, bald aber jenem der Philoſophie. Von Oſtern 1833 an hörte er an der Münchener Univerſität Schelling, ging aber bald, politiſcher Unannehmlichkeiten halber, nach Stuttgart zurück, woſelbſt er die Winterzeit zubrachte. Zu Oſtern 1834 bezog er, ſeine Studien zu beſchließen, die Univerſität Heidelberg bis zum

Sommers des nächſten Jahres. Jene politiſche Unterſuchung hatte für Auerbach die Folge, daß er zu einer zweymonathlichen Haft auf der Feſtung Hohenasperg verurtheilt wurde. Nachdem er 1838 ſich nach Frankfurt a. M., 1840 nach Bonn begeben, zog er im Herbſte des letztern Jahres nach Mainz. Stets literariſch thätig wie überall, verweilte er hier dritthalb Jahre. Nach mehreren, ſeit dem Herbſte 1843 Statt gehabten Reiſen, unter Anderm auch nach Berlin, brachte er den Sommer 1845 in Leipzig zu, verweilte auch zu Dresden, und ſchien ſich nun überhaupt Sachſen zu dauernderem Aufenthalte erkoren zu haben. Im Spätherbſte 1846 beſuchte er Breslau, woſelbſt einer ſeiner edlen Geiſtesverwandten, der gelehrte und gewandte Schriftſteller Herr Dav. Honigmann (Doctor beyder Rechte ꝛc.) lebt und wirkt. Oeffentlichen Nachrichten zur Folge vermählte ſich Auerbach daſelbſt mit der Tochter des reichen dortigen Lottocollecteurs Schreiber.

Berthold Auerbachs Schriften ſind: Gallerie der ausgezeichnetſten Iſraeliten, Stuttgart 1834—36; das 4. und 5. Heft von ihm und N. Frankfurter. — Das Judenthum und die neueſte Literatur; critiſcher Verſuch; ebenda 1836. — Spinoza, ein hiſtoriſcher Roman, 2 Theile, ebenda 1837. — Dichter und Kaufmann, ein Lebensgemählde, 2 Bände, ebenda 1840. — Spinozas ſämmtliche Werke. Aus dem Lateiniſchen neu überſetzt, mit einer Biographie, 3 Bände, ebenda 1840. — Der gebildete Bürger. Buch für den Mittelſtand, Carlsruhe 1843. — Schwarzwälder Dorfgeſchichten, 2 Theile, Mannheim 1843; zweyte Auflage derſelben, 2 Theile, ebenda 1845; deren dritte Auf-

Digitized by Google

lage, ebenda 1846. — Der Gevattersmann; Kalender für den Stadt- und Landbürger für 1845, Carlsruhe; für 1846, ebenda; für 1847, ebenda. — Eine Erzählung: „Die Frau Profeſſorinn,“ im Taſchenbuche Urania für 1847. — Schrift und Volk; Grundzüge der volksthümlichen Literatur rc. Leipz. 1847.

D. P.

Ben Iſak Salomon (Raſchi).

Salomon ben Iſak — genannt Raſchi!

Keiner im Judenthume dürfte ſich finden, der dieſen Nahmen nicht mit feyerlicher Achtung ausſpräche, und der dem Träger dieſes Nahmens nicht zu unendlichem Danke verpflichtet wäre. Das Leben dieſes Mannes iſt dergeſtalt mit Fabeln und Widerſprüchen umnebelt, daß es ſchwer fallen muß, etwas Licht und Helle zu gewinnen. Eine Meiſterhand aber hat ſich daran verſucht, und glänzt durch ein Meiſterſtück: Zunz iſt es, dem es durch Fleiß, Scharfſinn und Gelehrſamkeit gelungen, die Lebensgeſchichte dieſes Mannes in Klarheit zu erforſchen, und mit Geiſt aufzuzeichnen. Des vielverdienten Zunz Schilderung alſo iſt unſer Vorbild und Leitfaden.

Raſchi iſt geboren im Jahre 1040 zu Troyes in der Champagne. Sein Vater Iſak, war kein ungelehrter Mann; ſeine Mutter war die Schweſter des berühmten Simeon des Aelteren. Seine früheren Lebensumſtände und Verhältniſſe gewähren durchaus keine geſchichtlichen Anhaltspuncte. Gewiß iſt jedoch, daß er ſich ſehr früh

verheirathete, und ſpäterhin öffentlicher Lehrer wurde, wahrſcheinlich zu Troyes ſelbſt. Zu den Mährchen, die aus ſeinem Leben erzählt werden, gehört, daß er große Reiſen nach Egypten und Aſien unternommen habe, was nur reichen Privatleuten möglich war; öffentlich lehrenden Rabbinern konnte und durfte das nie in den Sinn kommen. Und warum hätte der freymüthige Raſchi, der Erlebtes ſo treulich mittheilte, von dieſen Reiſen geſchwiegen, und nirgends ein Wort davon fallen laſſen? Im Gegentheil folgt aus Stellen ſeiner Commentarien, daß er weder Paläſtina noch Babylon je betreten; und wenn er von Venedig erzählt, daß man dort von einem Hauſe ins andere zu Schiffe fahre, ſo beweiſt das noch nicht, daß er ſelbſt dort geweſen ſey. Ebenſo unbekannt iſt ihm Spanien.

Er hatte drey Töchter, keinen Sohn. Eine war an ſeinen Schüler und Fortſetzer Jehuda ben Nathan, die zweite an einen Unbekannten und die Dritte an Meyer aus Damrog, welch letzterer, ſelbſt ausgezeichnet durch Kenntniſſe, der Vater vier berühmter Söhne und einer Tochter iſt. Der erſte Samuel, Raſchbam, iſt Nachfolger Raſchis im Amte, der zweyte Iſak, und der dritte der berühmteſte, Jacob, unter dem Nahmen Tam bekannt. So pflanzte ſich Raſchis Geſchlecht fort und man kann ſeine Geſchlechtstafel, die voll von berühmten und autoriſirten Nahmen iſt, bis circa 1220 fortleiten.

Raſchi iſt der Stifter der deutſch-franzöſiſch-rabbiniſchen Schule, und er hat ſie ſowohl durch Schüler, als auch durch ſeine eigene Familie befeſtigt, ausgebreitet,

verherrlicht und verewigt. Die Männer der Toſaphoth ſind ſeine Nachkommen und Schüler; und ſie waren die Erzieher aller Lehrer des damahligen Deutſchlands und Frankreichs. Durch ihn hatte ſich das Studium des Talmud durch ganz Frankreich verbreitet, und es entſtanden Schulen in Metz, Verdün, Vitry, Lyon, Laſére, Orleans, Paris, Sens u. ſ. w.

Von dieſem talmud-jüdiſchen Leben aus, muß Raſchi aufgefaßt werden, und auf dieſem Felde blühen ſeine Leiſtungen, die ihn bis zu uns herübergetragen, und dieß iſt der Standpunct, auf dem er groß und ehrwürdig erſcheint. Jene nur, ſagt Zunz, die nach ihren gebildeten Freunden in der Reſidenz ſich die Geſtalten untergegangener Zeiten ſchnitzen, äffen die Weltgeſchichte und prahlen von Raſchi, daß er ein toleranter Mann geweſen ſey, der Perſiſch, Arabiſch, Latein, Griechiſch, Deutſch verſtanden, Aſtronomie und Medicin ergründet, in Kabbala und hebräiſchen Grammatik ein Meiſter, Reiſen gemacht und Wunder gethan habe, — und nur über die Commentarien, als über die eigentliche Welt des Raſchi beobachten ſie ein dummes und hochmüthiges Schweigen.

Ganz anders muß aber von Raſchi behauptet werden, daß er nur vom Talmud beherrſcht wurde, und nichts von all den ihm angedichteten Sprachen und ſehr wenig von den Wiſſenſchaften wußte, die ihm zugeſchrieben wurden. Ueber die Kraft und Einſicht, über die Richtung und über den Willen dieſes Mannes, werden uns ſeine eigenen Werke den beſten Aufſchluß geben; und wird er unbewußt uns ſeine ſchwachen Seiten auch verrathen, ſo

wird er wohl nicht ſtumm bleiben, wenn wir ihm die ſtarken abfragen werden.

Was ſeinen Commentar des Talmud betrifft, ſo muß bemerkt werden, daß er nicht der Erſte war, der das Geſchäft übernommen, den Talmud zu commentiren, denn zu ſeiner Zeit waren ſchon dreyzehn Commentatoren, drey Lexicographen, mehr als fünf Sammlungen von Rechtsgutachten, über achtzehn Talmud und Geſetz erläuternde, acht grammatiſche und anderweitige Schriften vorhanden, ſo, daß ſeine Bibliothek wenigſtens achtzig Werke ſtark war, die er Alle benutzt, und von denen er ſo Manchen als ſeinen Lehrer bezeichnet. So Iſak ben Jehuda aus Frankreich, Iſak Levi aus Vitry, Jacob von Jakor u. ſ. w.

Zu welcher Zeit Raſchi ſeine Commentarien angefangen, darüber können wir nicht Auskunft geben, weil uns keine Kunde darüber zugekommen iſt. Wahrſcheinlich erſt nach dem Jahre 1070, und wie es ſcheint, hatte er nicht immer ununterbrochen oder der Reihe nach gearbeitet, denn er iſt in zwey Tractaten zugleich, und zwar in der Mitte des Talmud Baba Bathra und Maccoth ſtehen geblieben. Die beyden Claſſen ſeiner Commentarien ſind ſtark von einander verſchieden. Sein bibliſcher Commentar iſt als ein neues Werk zu bezeichnen, das er begonnen, und zwar als ein privates Unternehmen, denn es findet ſich nirgend eine Spur, daß er die Bibel öffentlich gelehrt, und höchſt ſelten führt er einen ſeiner Lehrer darin an. Er hat vielmehr zu ſeinem und zum Nutzen der Lernbegierigen dieſe Arbeit — eine Frucht ſeiner Einſicht und ſeiner Gelehrſamkeit — unternommen, und als

ein geſchloſſenes Werk iſt ſie aus ſeinen Händen hervorgegangen. Die talmudſchen Commentare aber, nach älteren Meiſtern eingerichtet, aus früheren Arbeiten excerpirt, öffentlich empfangen, öffentlich den Schülern wieder gegeben, ſind wahrſcheinlich, noch während ihr Urheber ſelbſt fortarbeitete, in die Hände des Publicums gekommen, ſo, daß je öfter Raſchi Gelegenheit bekam, ſeine Ausſprüche zu berichtigen oder zu ergänzen, deſto vielfältiger dieſe Collegienhefte, auch verbeſſert, gleichſam überarbeitet worden ſind. Großen Werth mußten daher Raſchis eigene und letzten Arbeiten haben, die unſtreitig im Beſitze ſeiner vornehmſten Schüler und Enkel verblieben. Auch konnten über denſelben Gegenſtand, unabhängig von den geſchriebenen Commentarien ſich Zuſätze vorfinden, die theils ſchriftlich abgefaßt, theils ſeiner nächſten Umgebung mündlich mitgetheilt worden waren. Auf dieſe Weiſe kann man ſich ſo Manches erklären, was über die Commentarien des Talmud ſcheinbar Widerſprechendes vorkommt.

Nichts deſtoweniger verfolgt der Geiſt Raſchis eine beſtimmte Richtung, die in beyden Arbeiten ſich offenbart. Er will dienen dem Werk, das durch ihn reden und verſtanden ſeyn ſoll, — der Aron ſeyn dem ſtummen Moſes. Er ſtrebte daher, die Heiligen ihrem Urgedanken nach wiederzugeben, und dieß ſollen ihm Wortverſtand und Hermeneutik bewirken helfen, und daher finden wir, obſchon Talmud und der Zeiten Sitte ihn beherrſchten, niemahls Allegorien, ſondern er gibt bloß die recipirten wieder. Einmahl geſtand er gerade, zu dem Samuel ben Meier, daß er bey mehr Muße an neue Erklärungen

denken müßte, weil der natürlichen Auslegungen täglich mehr würden.

Des practiſchen Nutzens wegen aber hat er die wichtigſten Halachoth an den paſſendſten Bibelſtellen angeführt, und die Erklärungen ſelbſt im reinen Hebräiſch abgefaßt. Nicht minder war er in den talmudſchen Commentarien bemüht, die Welt vor untergelegten Dichtungen zu bewahren, und gibt den Talmud ohne Vertheidigung und ohne Angriff, ohne Deuteley und ohne Sophiſterey, und verkündet den Sinn, ohne Eiferſucht als ob er ob ein Anderer das Rechte gerathen.

Mit eben der Treue gegen ſeinen Text, verbindet Raſchi Ehrlichkeit gegen ſeine Leſer. Er ſcheidet Formelles von Eigenem, nennt, wo es paßt, ſeine Gewährsleute, ſagt, was ſein Eigenthum, was er nicht von Andern hat, affectirt keine Kenntniſſe, und ſagt offen ſeine Meinung ſelbſt gegen Talmud und Reception.

Seine Sprache iſt überall Natur concis und deutlich. Mit einem Buchſtaben, bemerkt Azulai richtig, ſagt er mehr als Andere in ganzen Reihen; im Ausdruck der hebräiſchen und chaldäiſchen Sprache hat er große Uebung, und obwohl in wiſſenſchaftlicher Grammatik zurück, er dennoch ſicher durch Gefühl und Uebung geleitet und nicht ſelten ein glücklicher Beſtreiter grammatiſcher Theorien. Beſondere Aufmerkſamkeit richtet er auf den Wortverſtand, und erläutert das Wort, zerſetzt es grammatikaliſch und überſetzt es, wo er es für nöthig findet, in der Regel in ſeiner Mutterſprache, in das Altfranzöſiſche, ſo, daß man aus ſeinen Gloſſen, wüßte man ſie in den verbor-

denen Ausgaben nur recht zu deuten, ein ziemliches Lexicon der franzöſiſchen Sprache aus der Zeit des erſten Kreuzzuges veranſtalten könnte. Die hebräiſche Sprache iſt ihm die Sprache der heiligen Schrift, und die chaldäiſche ihm identiſch mit der Sprache des babyloniſchen Talmud. Sehr hoch achtete er alte gute Handſchriften, und berichtigte durch ſie falſche Leſearten im Talmud u. ſ. w.

Der Ruf ſeiner großen Gelehrſamkeit zog ihm bald Schaaren von Schülern herbey, die ſeine Lehren, ſeine Schriften, ſeinen Ruf verbreiteten, und deren Nachfolger als die Vermittler auftraten, zwiſchen der afrikaniſch-ſpaniſchen und zwiſchen der italieniſch-franzöſiſchen Schule. Die vorzüglichſten ſeiner Schüler ſind folgende: Simcha ben Samuel aus Vitry, Großvater Iſaks des Aelteren, Ahn des Moſes Couci, gleichzeitig mit Raſchi geſtorben; Samuel ben Meier, desſelben Enkel und Nachfolger im Amte, Verfaſſer großer talmudiſcher Commentarien, eines Commentars zum Pentateuch; Schemaja, Raſchis Enkel, gleichfalls Commentator; Schemarja, Verfaſſer eines Machſor; Jehuda ben Nathan, Raſchis Eidam, und Iſak Levi ben Aſcher.

Dieß iſt in Kürze Alles, was von Raſchis Leben und Werken zu erzählen wäre, bis auf den Umſtand, daß er noch eine traurige Begebenheit erlebt, die Judenverfolgung am Rheine im Jahre 1096, über die noch manche Klagelieder von Zeitgenoſſen übrig ſind, als: von Benjamin Menachem ben Meſchullam, Samuel ben Jehuda, Kalonimos ben Jehuda, Eleaſer. Er ſtarb in einem Alter von 64 Jah-

ren, zwiſchen den Jahren 1104 und 1105. Sein Schatten aber fing nun erſt an, ſich zu bewegen, zu leben und zu wirken. Folgendes ſind ſeine hinterlaſſenen Werke: 1.) Commentar zur heiligen Schrift. Von dieſem ſoll ſein Enkel Jakob Tam geäußert haben, daß er ſich wohl die talmudiſchen Commentare, aber nicht die bibliſchen zu machen getraut haben würde. Seine Gedrängtheit war ungeübten Leſern unverſtändlich, und ſcharfſichtigen bedeutungslos, ungenügſamen zu kurz, aufgeklärten zu orthodox. Daraus iſt zugleich erklärlich, warum er ſo viele Ausleger, Angreifer und Feinde gefunden, deren Aufzählung ein ganzes Regiſter ausmachen würde. Dieſer Commentar wurde nun von Epitomatoren und Compendienſchreibern benützt, aber auch interpolirt, wie z. B. der Commentar zur Chronik u. ſ. w. Fünfhundert Jahre hatte man Raſchi unverſtümmelt geleſen, da erſcheinen im Jahre 1617 römiſche Cenſoren, vermuthlich über einige Ausdrücke mehr als über die theologiſche Polemik unwillig, und ſtrichen aus dem Texte die ihnen mißfälligen Stellen.

Die Gelehrten behandelten ihn aber freundlich und gütiger. Erkannten ſie die Wiſſenſchaft des Judenthums nicht als eine ſelbſtſtändige, ſo erſchien ihnen Raſchi als der heiligen Schrift treuer Begleiter, der alte jüdiſche Rabbiner intereſſant genug ſeine Bekanntſchaft zu ſuchen und ſeine Meinung zu befragen. So hatte ihn ſchon Nicolaus de Lyra, Juſtianus Sebaſtian Münſter geleſen und Noten dazu gemacht.

Noch wichtiger ſind die Verſuche, Raſchis Commentar in's Lateiniſche zu überſetzen und zu erläutern, von

denen eine oder die andere mehr oder weniger glücklich ausgefallen iſt. Des Pellicanus (geſt. 1556) Ueberſetzung des ganzen Commentars iſt nicht bekannt worden, und nach ihm traten noch viele Ueberſetzer auf. — Was nun „die jüdiſche Welt“ betrifft, ſo gab dieſer Commentar Gelegenheit zu vielen andern Commentaren.

2.) Commentare zum Babyloniſchen Talmud, unter denen der Commentar zu Nedarim (letzte Hälfte) Naſir Kerithoth, Meila nicht ihm gehören, und den Tractat Baba Bathra hat er nur bis S. 29 **a** ſo wie er den Tractat Maccoth nur bis S. 19 **b** commentirte, jenen hat Samuel ben Meier, dieſen Jehonathan ben Nathan fortgeſetzt, und der Commentar erſtreckt ſich über die drey Tractate Nedarim, Baba Bathra, Maccoth als unvollſtändig und über 30 Tractate vollſtändig.

Späterhin hätte Raſchi trotz aller Sorgfalt durch viele Abſchriften gelitten, wie viele ſeiner Bearbeiter klagen, und an Bearbeitern wie ſein Bibel-Commentar iſt er viel ärmer; hingegen mußte er viel Feuerproben mitmachen. So iſt er in Spanien verbothen (**Ind. libr. proh. sub Ferdin. VI.** Th. 2. p. 1048) und in Italien verbrannt worden. (Bartolocci Th. 3. S. 747.) Die Gelehrten, die ihn gut nicht übergehen konnten, führen ihn nur beyläufig an, und ſeit den letzten hundert Jahren iſt er faſt wie vergeſſen; wer ihn anführt, ſchreibt früheren Gelehrten nach.

3.) Commentar zu Bereſchith Rabba, gedruckt in Venedig 1560 Fol. (Wolf **T. II.** Azulai **f. 71 Nr. 9 f. 17 Nr. 9**).

4.) Commentar zu Aboth. (Handſchrift im Vatican) gedruckt (Mantua 1560 Fol. Venedig 1605. 4. Willmersdorf 1708. 8. und in der Amſterdamer Talmudausgabe von 1714 (p. Bartoolocci Th. I. p. 8. Wolff Th. I. p. 1068. Th. 2 p. 907. 909 Opp. Catal. p. 96.

5.) Gutachten und Urtheilsſprüche ſcheint Raſchi ſchon unter dem Nahmen „Luſtgärten" geſammelt, wenigſtens eine ſolche Sammlung veranſtaltet zu haben. Einen Auszug hat Samuel aus Bamberg angefertigt. Einige handſchriftliche Sammlungen befinden ſich in der Oppenh. Bibliothek.

6.) Gebeth-Ordnung, von der vielleicht nur das eine Exemplar exiſtirt, das Raſchi beſeſſen und beſchrieben.

Man hat ihm außer den angeführten Werken irriger Weiſe noch Andere zugeſchrieben.

Ungemein groß iſt der Einfluß von Raſchis Werken auf die ſpäteren Juden. So iſt ſeine Meinung, ſein Urtheil die Grundlage der Toſaphoth, das will ſagen, der ganzen nachmaligen franzöſiſch-deutſch-polniſchen Rabbinerſchule, und immer mußte man zu ſeiner Erklärung der Schriftſtellen Zuflucht nehmen. Er genießt vorzügliche Ehrennahmen: „Großes Licht; Lehrer; Vater des Talmud; grader Verſtand; Lehrer des Exils; Haupt der Erklärer; Geſetzverkünder."

„Niemand iſt ihm an die Seite zu ſetzen," ſagt Mendelsſohn, „wo er natürlicher Auslegungen ſich befleißigt." Und ſelbſt Karäer haben ihn ſtudiert.

In den Werken Raſchis liegt noch zur Bearbeitung künftiger Geſchlechter eine Geſchichte der jüdiſchen Bibelerklärung, eine Geſchichte des Talmudismus und des ihn fortleitenden Rabbinismus; auch liefert er Manches zur innern Geſchichte der jüdiſchen Literatur, zur Critik des Gemara Textes und ſelbſt zur Alterthums- und Geſchichtskunde überhaupt.

S. D.

David, Chriſtian Georg Nathan

war zu Kopenhagen, den 25. Jänner 1793 in einer wohlhabenden Judenfamilie geboren. Er ging zum Chriſtenthum über, und ſtudierte ſeit 1809 auf der Landesuniverſität Philoſophie und vorzüglich Staatswiſſenſchaften. Nach einem längern Aufenthalte im Auslande, nahmentlich in Göttingen, wo er ſich den Doctorgrad in der philoſophiſchen Facultät erwarb, kehrte er nach Kopenhagen zurück, habilitirte ſich nach der dortigen Univerſität, und wurde bald zur Profeſſur der Staatswiſſenſchaften befördert. Seine Vorleſungen betrafen faſt ausſchließlich die politiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften; nebenbey beſchäftigte er ſich angelegentlich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und nahm ſehr lebhaften Theil an allen Erſcheinungen, welche das öffentliche Leben und die actuellen Zuſtände der Staaten und Völker berührten. Er gründete ein ſtaatswirthſchaftliches Archiv, in welchem er im Sinne des Fortſchrittes ſeinem Vaterlande die Kenntniß deſſen zu vermitteln ſuchte, was im Auslande geleiſtet oder gewollt wurde.

Das Wichtigſte, was er nach dem Pariſer-Ereigniſſe 1830 zunächſt that, war ſeine Theilnahme an der Wiedereinführung ſtändiſcher Verfaſſung, wozu er die Schrift: „Ueber das Weſen der preußiſchen Provinzial-Stände“ (Kopenhagen 1831) verfaßte. Nach der Einführung der Provinzialſtände gründete David eine neue Zeitſchrift, „das Vaterland“ oder „Fädrelandet,“ deren Zweck die Ausbildung der innern Politik und Verbeſſerung der öffentlichen Zuſtände war. Dieß gab den Anlaß zu einer Criminalklage gegen ihn. Am 30. September 1834 wurde David von dem königl. Generalfiskal Treſchow auf Befehl des Königs in Anklage verſetzt. Unter Anweſenheit einer großen Menge Zuhörer vertheidigte ſich David vor dem Hof- und Stadtgerichte mit ſo viel Glück, daß ihn das Gericht von der Anklage frey ſprach; doch, „weil er ſich auf eine ſo zweydeutige Art geäußert habe, daß ſeine Sätze einer näheren Erklärung bedürften, um nicht in einem allerdings ſtrafbaren Sinne verſtanden zu werden,“ verurtheilte es ihn in die Proceßkoſten. Von allen Anweſenden wurde die Freyſprechung mit rauſchendem Beyfalle aufgenommen. Die Regierung appellirte an das Höchſtgericht, das indeſſen am 30. November 1835 die Freyſprechung beſtätigte. Bevor aber das Urtheil des Höchſtgerichtes erſchien, bat ſich David zu einer Reiſe ins Ausland Urlaub aus. Noch ehe er in die Heimath zurückkam, hatte ihn die Regierung mit geſetzmäßiger Penſion quiescirt. Seitdem beſchäftigt er ſich mit literariſchen Arbeiten.

Ernſt, Heinr. Wilh.

Dieſer weltberühmte Violin-Virtuoſe wurde 1814 zu Brünn geboren, und erhielt ſeinen erſten Unterricht in der Muſik von einem Herrn Sommer, der von Profeſſion eigentlich ein Bäcker, und dann von dem Muſiklehrer Leonhart. Seine eigentliche Bildungsſchule in der Muſik, für welche Kunſt er ſchon ſehr zeitlich Liebe und Talent bekundete, war in Wien, wohin er, aufgemuntert durch den Beifall, den er ſich ſchon damahls in ſeiner Vaterſtadt bei einem öffentlichen Concerte erworben, im Jahre 1825 kam. — Er genoß hier den Unterricht des Profeſſors Böhm. Kaum hatte der junge Schüler die Anfangsgründe der Muſik ſo recht erfaßt, ſo warf er ſich ſchon mit vollem Feuereifer in die Fußſtapfen Paganinis, deſſen Erſcheinen in Wien im J. 1828 ſehr einflußreich und vortheilhaft auf die Künſtlerlaufbahn Ernſt's wirkte. Paganini galt ihm als höchſtes Vorbild; er war ihm ſo anhänglich ergeben, und genoß deſſen Zutrauen in einem ſolchen Grade, daß er ihm, trotz der mündlichen Schweigſamkeit, die man an Paganini tadelt, theilweiſe Aufſchlüſſe ſeiner mechaniſchen Myſterien offenbarte. Mit der Anhänglichkeit an Paganini, verband Ernſt ſchon in ſeiner früheſten Jugend die lobenswerthe Eigenſchaft, daß er von jedem Meiſter im Fache ſeiner Kunſt die vortrefflichſten Seiten und Züge ſich anzueignen wußte. Mit Tact und Glück ſtrebte der Jüngling dem höchſten Ziele nach, ſo, daß er ſchon im Jahre 1829 in die Welt ziehen konnte, um theils ſeiner eigenen Vervollkommnung wegen,

theils durch ſein geniales Spiel auf ſein Talent aufmerkſam zu machen. Sein erſter Ausflug war nach München, wo aber ſeine Hoffnungen durch mannigfache Hinderniſſe ſcheiterten, ſo zwar, daß er entmuthigt die Violine aus der Hand legte, und ſich durch 8 Monathe mehr mit dem Clavier beſchäftigte. Von München ging er alsbald nach Paris. Auf ſeiner Reiſe gab er Concerte in Augsburg, Stuttgart und Würzburg, wo er ſich wohl Beyfall, aber wenig äußern Lohn erworben. Wie konnte es auch anders ſeyn? Der damahls Alles zu ſich hinreißende Paganini, ließ für Andere wenig Ausbeute zurück. Ernſt fühlte ſich aber eben über dieſe Vernachläſſigung, die ihm widerfahren, ſo tief gekränkt, daß ihn eine Schwermuth überfiel und er ſich 5 Tage in ſein Zimmer verſchloß, ohne Jemanden ſehen zu wollen. Von Nürnberg ging er nach Frankfurt a. M., wo er wieder mit Paganini ſich traf und trotz dem, dort mit Beyfall Concerte gab. Er trug in denſelben die Paganiniſche Wunder-Variation (in G–dur) zum Staunen aller Anweſenden, worunter auch Paganini ſelbſt war, vor, denn dieſe Variation, die wie alle Paganinis nicht im Drucke erſchienen war, ſpielte Ernſt dem Meiſter Nicola nur aus dem Gedächtniſſe nach. Hier traf es ſich, daß Ernſt eines Tages Paganini beſuchte und ihn, mit der Guitarre in der Hand, beym Componiren überraſchte. Als ihn aber dieſer erblickte, ſprang er vom Sitze auf, eilte zum Bette, verbarg dort ſein Manuſcript und ſprach: „Ich muß mich nicht nur vor Ihren Ohren, ſondern auch vor Ihren Augen hüten."

Von da nahm er ſeinen Weg über Mannheim und Carlsruhe nach Baden=Baden, wo ihn Geldverlegenheit und ein zartes Verhältniß zu einem ſehr intereſſanten Weſen 9 Monathe lang gefeſſelt hielten; und dort verfiel er wieder in eine ſolche Schwermuth, daß er neuerdings die Violine aus der Hand legte, und ſich mehr mit dem Pianoforte beſchäftigte, welches aber von nicht langer Dauer war. Er ſetzte ſeine Reiſe nach Paris fort, wo er im April 1831 ankam und woſelbſt er gleich die erſte Woche ſeines Aufenthalts daſelbſt den Zutritt in ein gräfliches Haus erhielt. Die Töchter waren muſikaliſch, und Ernſt begleitete in Gegenwart der Gräfinn eine Tochter derſelben auf ſeinem Inſtrumente, auf der Violine. Die Gräfinn, eine ſehr muſikaliſche Dame, erkannte in unſerm Ernſt den großen Meiſter, und forderte ihn auf, noch an demſelben Abend in einer Geſellſchaft von hohen Adeligen zu ſpielen, in welche ſie ihn einführen wolle. Der leichtſinnige junge Menſch ſagte zu, und ſein Succeß war — glänzend. Darauf faßte er Muth zu ſeiner Kunſt, und gab ein Concert im Saale der großen Oper. Bey ſeinem Erſcheinen auf der Bühne ward er vom Publicum mit gellendem Pfeifen empfangen, und nur das Orcheſterperſonale, überzeugt von der Vortrefflichkeit ſeines Spiels, war im Stande, das tobende Publicum zur Ruhe zu bringen. Der unerſchrockene Ernſt ſpielte, und ſpielte mit ſolcher Meiſterhaftigkeit, daß ſein ſiegreicher Erfolg um ſo größer war, als es dem Publicum an Vertrauen gemangelt. Ernſt gab dann noch mehrere Concerte mit demſelben ungetheilten Beyfall.

Von Paris ging er nach der Schweiz, und lebte dort ein volles Jahr der ſtillen Zurückgezogenheit und der Pflege ſeiner Kunſt. Der milde Himmelsſtrich dieſer Gegend ſchien am Geeignetſten, ſeinem Gemüthe jene Sanftmuth zu verleihen, mit der er in ſpätern Zeiten, durch ſein Inſtrument wiedergebend, ſo viele Herzen erheben und begeiſtern ſollte. Von da iſt auch ſein Glanzpunkt zu datiren. Seit ſeiner Rückkehr aus der Schweiz war ſein Ruhm begründet, und er reiſte nun in Deutſchland, Belgien, Frankreich und Pohlen, und erntete der Lorbeerkränze viele. Als er in Frankreich war, begab er ſich eigens nach Marſeille, wo ſich Paganini aufhielt, um ihn dort zu hören, und, wie wir oben erzählten, von dieſem Meiſter die Kunſt abzulauſchen; und um zu dieſem ſeinem hohen Zwecke zu gelangen, wendete er alle ihm zu Gebothe ſtehenden Mittel an. Er beſuchte Paganini ſo oft es ihm nur möglich war, aber jener ſpielte nicht, ſo oft Ernſt bey ihm war, und wir finden den Ausdruck gerechtfertigt, wenn wir ſagten, daß er neidiſch verſchloſſen war. Da gelang es dem Freunde Ernſts, Herrn Frank, der ſein ſteter Begleiter auf allen ſeinen Reiſen war, durch Vermittlung einer alten ihm verwandten Sergeanten-Witwe, das an Paganinis Wohnung ſtoßende Zimmer zu miethen; und Ernſt hielt ſich hier Tage und Nächte verborgen, belauſchte Paganinis Spiel, zeichnete ſo viel als möglich deſſen Compoſitionen auf, was ihm vorzüglich mit der berühmten Sonate auf der G-Saite über die Preghiera aus „Mosé" gelang. Andererſeits fand er aber auch Mittel, ſämmtlichen Proben von Pa-

ganinis Concerten im Marſeiller Theater beyzuwohnen, wodurch er ſeinem Zwecke immer näher kam.

Von Marſeille wollte er nach Italien reiſen und dort ein Jahr verweilen; allein er wurde unterwegs krank und kehrte wieder nach Paris zurück, wo er damahls auch die ehrenvolle Einladung erhielt, bey Hofe vor der königlichen Familie zu ſpielen.

Eine Anecdote aus ſeinem Leben als Jude iſt ſo intereſſant und bezeichnet ſeinen ehrenhaften Character als ſolcher ſo kräftig, daß wir keinen Anſtand nehmen, ſelbe zu erzählen. Ernſt iſt in Warſchau und gibt unter dem größten Jubel des Publicums Concerte, gibt auch Concerte für die Armen ohne Unterſchied der Confeſſion (wie er denn überhaupt ſeine Kunſt nicht für ſich allein ausbeutet, ſondern immer bereit iſt, wo es gilt, ein frommes wohlthätiges Werk zu unterſtützen) und wollte den andern Tag nach der Reſidenzſtadt Rußlands reiſen, wo die Tage und Stunden zu ſeinem Concerte feſtgeſetzt waren. Da erſcheint auf einmahl ein Commiſſär und fordert von ihm die Judentaxe, die jeder ſeiner Glaubensgenoſſen für den Aufenthalt in Warſchau zahlen müſſe. Beleidigt in ſeiner Stellung und gekränkt in ſeinem Gefühle, zahlt Ernſt die verlangte Summe, berichtet aber augenblicklich nach Petersburg, daß er nach dem Vorgefallenen ſein gegebenes Wort nicht einlöſen könne. Seinen Brief bekommt der Kaiſer zu Geſicht; er ſchickt gleich zwey eigene Bothen ab, den beleidigten Künſtler zu beſänftigen, aber Ernſt geht nicht nach Petersburg, und geht lieber nach ſeiner geliebten zweyten Vaterſtadt Wien,

wo er ſich an der Mutter-Bruſt Troſt für die erhaltene Beleidigung holte, und wo er ihn in vollem Maaße fand.

Er gab in Wien im Jahre 1840 in dem großen Redoutenſaale ſein erſtes Concert, und zwar zu denſelben Preiſen, wie acht Tage zuvor Liszt. Seine theilnehmenden Freunde, die ſeine Künſtlerreiſe noch nicht kannten, zagten deßhalb. Was den Erfolg dieſes Concertes betrifft, ſo wollen wir einen Zeugen erzählen laſſen:

Vollſtändig, berichtet uns derſelbe, war der errungene Sieg, und die folgenden beyden andern Concerte holten im Uebermaß das Verſäumte nach. Ernſt überraſchte mit eigenen ſchön und geſchmackvoll erfundenen und wirkſam inſtrumentirten Compoſitionen. Die drey Sätze des einleitenden Concertinos bildeten recht eigentlich eine Stufenleiter ſeiner eminenten Virtuoſität, im Allegro imponirend durch Kühnheit und geiſtigen Aufſchwung, im Andante ſanft rührend und im Rondo Valſe mit fröhlichem Scherz und tändelnder Bravour zum Entzücken hinreißend. Alles überragt jedoch die bloß mit dem Piano begleitete Elegie, ein Bild höchſter Anmuth und Zartheit, reiner, ſeelenvoller, zum Herzen dringender Geſang, deſſen tiefen Eindruck ſelbſt nicht einmahl das brillante Schlußſtück zu verlöſchen vermochte. Bey dem zweyten und dritten Concerte wurde um die Eintrittskarten gebuhlt.

Von dem weitern Verlaufe der Ernſtiſchen Concerte berichtet derſelbe, wie folgt: Ernſt, der epochemachende Violinvirtuoſe, veranſtaltete vor dem Antritte ſeiner Künſtlerreiſe nach Ungarn, ſein letztes Concert im k. k. großen

Redoutenſaale an einen Normaabend, an welchem wegen der in der Hofcapelle abzuhaltenden Exequien beyde Hofbühnen ſtets verſchloſſen bleiben. Er ſpielte das Otello Concertino, die Feſtvariationen über ein holländiſches Nationallied und den allbeliebten Carneval de Venise. Gegen 3000 Kunſtliebhaber mochten ſich wohl zuſammengepferchten haben, und da den Händen zum Applaudiren kaum Spielraum war, ſo mußten die Lungen herhalten, um den Gefeyerten in enthuſiaſtiſcher Begrüßung zu huldigen. Allgemach ſcheint man von dem Abwege der leitenden Vergleichung zurückzukehren, und der Wahrheit näher zu kommen, daß Ernſt mit ſeinen mehr oder minder berühmten Nebenbuhlern höchſtens die Porträtähnlichkeit des Tonwerkzeuges gemein haben, und ein Character parallel ebenfalls mit Ole Bull ſich beyläufig wie Süd und Nordpol verhalten müſſe. Stupende Technik, ſiegreiche Ueberwindung aller Arten von Schwierigkeit, läßt ſich ſogar ohne eminentes Talent, bloß durch raſtloſe Studien erringen, und wird mit dem Beyſatze einer erklecklichen Doſis von Galanterie, die der Myſtification ſich hingebende Menge immerdar allarmiren; die Seele aber, der Geſang des Spiels kann nicht erlernt werden, wenn der Gefühlsausdruck, welcher mit der Zeit zur vollſten Reife gelangt, im Keime zum Künſtlerthume nicht ſchon vorhanden. Ernſt erſcheint als Ausnahme im modernen Geſchmacksverfalle; ihm gilt der gediegene Vortrag als Grundbaſis, ſein Ton iſt Syrenenſang, gleichwie der Menſchenkehle entſtrömend; aber dieſe rührend ächzenden Klagen, die in ihrer hohen Weihe an das

Daſeyn beſſerer Welten gemahnen, und nachhallend das Herz mit ſüßer Wehmuth erfüllen, ſind denn doch nur Nebenvorzüge gegen der Töne hinreißende Schönheit und Großartigkeit. Weiß er doch einen einzigen Laut ſo unbegreiflich lang zu dehnen, drückt mit dieſem einen Laut die mannigfaltigen wechſelnden Gemüthsſtimmungen in den ergreifendſten Bogenſchwingungen aus, und läßt am Ende ihn ſtill und leiſe verhauchen, damit er alsdann erſt im fühlenden Buſen des inſpirirten Herzens zu leben beginne. Alſo iſt ſein Spiel zum Entzücken und erobert dem dabey ſo anſpruchlos beſcheidenen Künſtler Aller Herzen.

Soweit über das Geſammturtheil über Ernſt. Als er von ſeiner Künſtlerreiſe zum erſten Mahle nach Wien zurückkehrte, da wurde ſein Ruhm befeſtigt, und nun zog er mit dem Segen des Vaterlandes wieder hinaus in die große Welt, und ſein Klang ertönte in Aller Herzen, und ſein Ton erweckte jedes ſchlummernde Gefühl. Mitten in ſeiner Pilgerreiſe beſuchte er immer wieder ſeine Vaterſtädte Wien und Brünn, denn es zog ihn hin mit gewaltigem Bande der Liebe und Anhänglichkeit.

Von Wien zog Ernſt damals verſchiedenen Einladungen zu Folge nach Brünn, Peſth, Preßburg, Linz, und begab ſich, indem er ſich auf ſeiner Reiſe in den Städten: Salzburg, München, Augsburg, Stuttgart, Carlsruhe und Straßburg aufhielt, wieder nach Paris, wo er bis zum Herbſte 1841 blieb und dann ſeine Reiſe nach den bedeutendſten Städten Deutſchlands, Frankreichs, Pohlens fortſetzte, auf welcher Reiſe er eine Welt von

Beyfall erwarb. Im Jahre 1842 folgte er einer beſondern Einladung an den Hof von Darmſtadt und im Februar 1843 zur Vermählungsfeyer des Kronprinzen nach Hannover. Von da ging er über Wiesbaden, Bremen und Hamburg nach Copenhagen und London, und kehrte im Auguſt desſelben Jahres nach Paris zurück, wo er im October den ſehr ſchmeichelhaften Ruf nach Hannover erhielt und unter königlichen Bedingungen als königl. Concertmeiſter mit der Erlaubniß 10 Monate des Jahres reiſen zu dürfen angeſtellt wurde. Im Jahre 1844 ging er wieder nach England, erregte dort die größte Senſation und kehrte auf's Neue ruhmbekränzt, nachdem er in London 2 Concerte für wohlthätige Zwecke gegeben, und in Anweſenheit des Kaiſer Nicolaus und des Königs von Sachſen geſpielt hatte, nach Paris zurück. Von da aus beſuchte er die Rheingegenden, Wiesbaden, Weimar, Leipzig und Prag, und begab ſich dann wieder nach Wien. Eine Anekdote aus der jüngſten Zeit ſey uns noch zu erzählen vergönnt.

Eine Familie aus Wien feyerte im Sommer 1846 die Hochzeit ihrer Kinder in einem ungariſchen Gränzſtädtchen, und Ernſt iſt ein willkommener Gaſt. Während die Geſellſchaft froh und luſtig beym Mahle ſaß, kam eine ſo eben vorbeyziehende Zigeunerbande in's Zimmer und ſpielte nach ihrer Weiſe einige Nationallieder vor. Als dieſelben vollendet, nahm der Künſtler Ernſt die Geige aus der Hand des Vorſpielers, und zum Entzücken der ganzen Geſellſchaft ſpielte er ſeinen berühmten Carneval mit der gewohnten Meiſterſchaft. Als man dem

erſtaunten Zigeuner=Anführer ſagte, daß dieß der weltbe=rühmte Ernſt ſei, nahm er mit großer Rührung ſeine Vio=line und ſagte: Nun biſt du mir theuer geworden und um nichts in der Welt gebe ich dich wieder preis. Ernſt veranſtalte nun eine Sammlung, und brachte bei der fröh=lichen Geſellſchaft ein hübſches Sümmchen für die Zigeuner zuſammen.

Im Herbſte 1846 gab Ernſt mit demſelben Beifall und mit derſelben Bewunderung in Wien Concerte.

Er zog ſofort nach Rußland. Schon ſein erſtes Con=cert brachte beyſpielloſe Wirkung hervor. Man nannte und pries ihn „den erſten Sänger" auf ſeinem In=ſtrumente. Seine Bravour übertraf alles ſeither Geleiſtete. — „Ernſt feyerte die eclatanteſten Triumphe in St. Pe=tersburg. Seit langer Zeit iſt kein Virtuoſe daſelbſt ſo fetirt worden, wie dieſer geniale Sänger auf der Violine. Der Vieuxtemps=Enthuſiasmus iſt durch Ernſt bis auf den Gefrierpunct gekommen. Wenn Ernſt Concerte gibt, gibt es Rubel und Jubel in Menge. Die St. Peters=burger ſind obendrein noch ſo galant und nennen ihn gar nicht bey ſeinem Nahmen. Sie heißen ihn den deut=ſchen Paganini." So lautet es in einem neuerlichen Berichte aus St. Petersburg.

S. Deutſch.

Eſchel, Joſua ben Abraham (Auguſti).

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, wenn ein Jude, der eine reiche väterliche Erbſchaft zu erwarten hat, und

der ſich in einem angeſehenen Poſten befindet, wo er Ehre und Reichthum erwerben kann, ſich entſchließt, allen dieſen Vortheilen zu entſagen, und zu einer Religionsgeſellſchaft überzutreten, von der er nichts zu erwarten hat. Ein ſolches Beyſpiel verdient aufbewahrt zu werden, beſonders wenn der Held noch die abentheuerlichſten Schickſale erfahren mußte.

Joſua ben Abraham Eſchel war am 29. Juni 1691 zu Frankfurt an der Oder geboren. Sein Vater Abraham Eſchel, ein angeſehener Juwelier und Gelehrter an dieſem Orte, der aus Wien gebürtig war, und in Prag ſtudiert hatte, und ſeine Mutter Rebekka Pinto, die Tochter eines portugieſiſchen Juden zu Amſterdam, beſtrebten ſich wechſelſeitig, ihrem Sohne der die beſten und glücklichſten Anlagen verrieth, eine tüchtige Erziehung zu geben. Sein Vater übernahm ſelbſt deſſen Unterricht; allein der gute Mann ſtarb, als Joſua noch ganz jung war. Die Mutter würde es gerne geſehen haben, daß ihr Sohn, da er der einzige war, ſich der Handlung gewidmet hätte. Allein dazu hatte er keine Luſt, ſondern ſeine Neigung zog ihn zum Studieren hin. Damit verband ſich eine große Begierde, fremde Länder zu ſehen, die durch folgenden Umſtand noch mehr genährt wurde.

Die Juden in Jeruſalem ſchicken jährlich gewiſſe Abgeſandte (Meſchullach) nach Europa, um Almoſen einzuſammeln, das theils zur Loskaufung der in der Türkey gefangenen Juden, theils zur Erhaltung der heiligen Orte verwendet wird. Ein Mann, Nahmens Aron ben Jekutiel kam in dieſem Geſchäfte nach Frankfurt. Ein ſolcher

Mann wird überall, wo er hinkommt, von der Judenſchaft ſehr geehrt, weil er gewöhnlich als ein frommer gottesfürchtiger Mann gehalten wird, und durch Erfahrung auf ſeinen Reiſen ſich überall beliebt zu machen weiß. Jekutiel verband mit einer angenehmen Bildung eine ausgebreitete Kenntniß in den Sprachen und Wiſſenſchaften des Morgenlandes, und als Arzt war er durch viele glückliche Curen berühmt. Seine Erzählungen machten natürlich auf den jungen Menſchen den gewaltigſten Eindruck, und erregten noch mehr ſeinen natürlichen Trieb, fremde Länder zu ſehen.

In einigen Tagen trat Joſua in Begleitung Jekutiels, ſeines Führers, Lehrers und Freundes, die wichtige und beſchwerliche Reiſe an. Sie nahmen ihren Weg durch die Mark Pommern, Preußen, Pohlen und Litthauen nach der Tatarey. An den Gränzen der Tatarey ward Jekutiel krank, und er ſah ſich genöthigt, einige Wochen ſtill zu liegen. Nach erlangter Geſundheit änderte er ſeinen Reiſeplan, und beſchloß, den Winter über in Klow zu bleiben, weil gewiſſe Unruhen in dieſen Gegenden die Wege ziemlich unſicher machten. Er erwarb ſich an dieſem Orte durch verſchiedene glückliche Curen ein großes Anſehen. Er befreyte z. B. einen türkiſchen Kaufmann aus Kaffa von der Schwindſucht, daß dieſer aus Dankbarkeit ſich erboth, ihn nicht bloß bis Kaffa, ſondern ſogar bis nach Jeruſalem frey hinzubringen. Dieß Anerbiethen ward von Jekutiel mit Freuden angenommen, weil es mit ſehr vielen Vortheilen verbunden war. In Geſellſchaft von einigen 100 Perſonen trat er wirklich die Reiſe nach der Krimm

an. Schon war er nur noch wenige Meilen von Oczakow entfernt, als ſich mit einem Mahle eine tatariſche Räuberbande zeigte, die Jeden, der ſich widerſetzte, niederhieb. Nur Wenige retteten ſich mit der Flucht. Joſua zu Pferde, flüchtete ebenfalls, eilte in ein Gebüſch, um ſich dort verborgen zu halten; allein einer der Räuber entdeckte ihn, und ſchleppte ihn fort. In dieſer traurigen Lage, wo ihm der Bruſtknochen ganz zuſammengedrückt ward, und die Bande der Hände ihn ſchmerzten, mußte er beynahe einen ganzen Tag zubringen. Erſt nach einigen Tagen kam man an Ort und Stelle, wo ſein barbariſcher Führer ihn durch Brod, Waſſer und Honig ſtärkte und ſeine Wunden mit ſtarkem Waſſer wuſch. Seine Wohnung war nun ein Gefängniß, ein pferdehaarener Rock machte ſeine ganze Bekleidung aus, und eine Tracht Schläge war ſein Willkommen.

Hier blieb er einige Tage, um neue Mühſeligkeiten zu erdulden. Sein Geſicht wurde mit einer Kappe bedeckt, dann ſetzte man ihn zu Pferd; der rechte Arm wurde auf dem Rücken, und der linke an ein Bein feſtgebunden, und in dieſem Aufzuge wurde er mit noch mehreren Sclaven fortgeführt. Nach einigen Tagreiſen kamen ſie in eine Stadt am ſchwarzen Meere, wo er für ungefähr 3½ Thaler verkauft und auf ein Schiff gebracht wurde. Der Dolmetſch des Schiffes, ein geborner Jude, der ein Türke geworden war, erkannte Joſua gleich für einen Juden, und both ihm nicht nur Freyheit, ſondern auch die glänzendſten Ausſichten an, wenn er ein Mahomedaner werden wollte. Mit Entſchiedenheit wies Joſua alle Vor-

ſchläge ab. Das Schiff fuhr nun ab, und da der Wind ſehr ungünſtig war, ſcheiterte es nicht weit von Kaffa. Die Schiffsmannſchaft ſuchte ſich ſo gut ſie konnte zu retten. Joſua erreichte mit einigen Andern eine Klippe, wo ſie drey Tage lang mit Hunger und Kälte zu kämpfen hatten, ehe man ihnen zu Hülfe eilen konnte.

Einige Wochen blieben ſie zu Kaffa, dann wurden ſie auf ein anderes Schiff gebracht, das nach einer 14tägigen Fahrt in einer angenehmen Gegend landete. Die Sclaven wurden hier zum Verkauf ausgebothen, alle gut verhandelt, Joſua und einige Wenige allein ausgenommen, die wegen ihres ſchlechten und kränklichen Anſehens keine Liebhaber fanden. Endlich wurden ſie von einigen Kaufleuten, die nach Smyrna handelten, um einen ſehr geringen Preis gekauft. Dieſe Kaufleute hatten einige 20 Kamehle bey ſich, worauf die matten Sclaven in geflochtenen Körben geſetzt wurden. Die Kaufleute vertheilten bald nachher die Sclaven unter ſich durch das Loos. Joſua bekam einen Herrn, der etwas menſchlicher mit ihm umging. Sobald es ihm ſeine Kräfte geſtatteten, brauchte ihn ſein Herr zum Kamehltreiber.

Als ſie einmahl in einer Stadt ſtille lagen, um ihr Gebeth zu verrichten, hörte Joſua einen Mann Nahmens Iſmael Bathmay, der von Geburt ein Jude war, allein ſich äußerlich zum türkiſchen Glauben bekannte, ganz leiſe das gewöhnliche Sabbathslied ſingen. Er war davon ganz bezaubert, endeckte ſich dem Fremden, der ihn dann, obgleich ſein Herr ihn ſchätzte, für zwei Stücke Kühtai (eine Art ſeidenes mit Baumwolle durchwebtes Zeug) an ſich

brachte. Von dieſem neuen Herrn wurde er noch beſſer gehalten. Sein Herr reiſte mit ihm nach Smyrna, in der Vorausſetzung, daß die dortige Judenſchaft ihn loskaufen würde. Zu dem Ende hing er ihm einen Strick um den Hals, und ein gelbes Blech mit Figuren an die Stirne, beides Zeichen der Sclaverey, und ſtellte ihn ſo an den Eingang der Hauptſynagoge, um die Aus- und Eingehenden zum Mitleid zu bewegen. Die Juden, die ſchon oft in dieſen Fällen waren getäuſcht worden, würden dießmahl nichts zu ſeiner Loskaufung gethan haben, wenn nicht Joſua auf Anrathen ſeines Herrn, eine Bittſchrift an die Judenſchaft aufgeſetzt hätte, worin er ſeine Umſtände dringend vorſtellte, und ſich unter anderm auf Jekutiel berief; nächſtdem fügte er hinzu, daß, wenn ſie ihn jetzt nicht loskaufen würden, ſein Herr ihn an die Türken verkaufen wollte, wo ſeine Befreiung mit noch größeren Schwierigkeiten verbunden ſeyn würde. Die Judenſchaft entſchloß ſich endlich zum Kauf, vornähmlich da der Preis von 200 Ducaten auf 150 Löwenthaler heruntergeſetzt ward. Joſua war entzückt über dieſe glückliche Veränderung; den nächſten Sabbath eilte er in die Synagoge, und dankte inbrünſtig dem Gotte Iſraels und ſeinem gegenwärtigen Erretter.

Joſua blieb in Smyrna noch ein halbes Jahr, wo er ſich hinlänglich erholte. Die Vorſteher beſchloſſen nun, ihn nach Europa zu ſchicken. Eben der Kaufmann aus Podolien, der ſeine Loskaufung am meiſten betrieben, erboth ſich, ihn auf dieſer Reiſe zu begleiten. Unter dieſes Mannes Aufſicht reiſte Joſua nach Conſtantinopel und kam

durch die Bulgarey und Moldau zu Kaminiek an. Unterwegs, nicht weit von Conſtantinopel, wurde er von der Peſt befallen, aber durch gute Pflege dem Tode entriſſen. In Kaminiek bekam er Luſt zu ſeinen Freunden nach Litthauen zu gehen, die ſein Vater ihm ſchon längſt anempfohlen hatte. Er meldete ſeiner Mutter dieſen Entſchluß, und reiſte nach Breſt in Cujarien, zu einem nahen Anverwandten, wo er alle Pflege und Unterſtützung erhielt, die er nach ſo vielen trüben Tagen nöthig hatte.

Krakau, das nächſt Prag damals der Hauptſitz jüdiſcher Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaften war, wurde von Joſuas Freunden zu ſeiner Ausbildung gewählt. Hier fand er an Rabbi Baruch einen Lehrer, der ihm den „Binjan Schelomo," oder die bekannte jüdiſche Grammatik und Auslegekunſt erklärte. Er ſtudierte dabey auch den Talmud, lernte über jeden vorgelegten Satz disputiren und erlangte darin eine große Fertigkeit. Jetzt ſtellte er über die verſchiedenen Gebräuche ſeiner Nation Betrachtungen an. Der deutſche, pohlniſche und morgenländiſche Jude, jeder hat ſeine beſonderen Gebräuche. Joſua ſah den gewaltigen Aberglauben ein, womit der unwiſſende Jude gefeſſelt iſt, und wünſchte, daß es möglich wäre, ihn aufzuklären.

Damahls hielt ſich zu Pinczow ein ſogenannter Baalſchem oder Wunderthäter auf, der ſich zugleich für einen Vorläufer des Meſſias ausgab. Alles ſtrömte hin ihn zu ſehen, und Joſua befand ſich auch unter der Menge. Joſua entlarvte ihn ganz, und ſchloß von dieſem Manne auf die ſo geprieſenen Heiligen ſeines Volkes.

Nachdem er 4 Jahre in Krakau ſtudiert hatte, zog er

nach Prag. Rabbi Gabriel war hier ſein vornehmſter Lehrer. — Hier ließ er eine Schrift, Neſchikat Moſche drucken, und vertheidigte ſie öffentlich, worauf er den Titel eines Morenu oder Doctors und zugleich die Erlaubniß erhielt, Andern öffentlichen Unterricht zu ertheilen. Mit einem Mahl entſtand bey ihm der Trieb, die cabbaliſtiſchen Wiſſenſchaften zu erlernen. In Prag fehlte es an der Gelegenheit hiezu. Joſua erkundigte ſich und erfuhr, daß ſich in Italien, Holland und England die Männer aufhalten ſollten, die darin eine beſondere Stärke hätten. Er faßte ſeinen Entſchluß und reiſte nach Frankfurt zu ſeiner Mutter, um ſich mit den nöthigen Kleidungsſtücken und Reiſegeldern zu verſehen.

Als er ſeiner Mutter, die ihren geliebten Sohn nach einer ſo langen Abweſenheit zum erſten Mahl wieder ſah, ſein Vorhaben entdeckte, machte ſie ihm mehr Schwierigkeiten als er vermuthete. Sie wünſchte ihn bey ſich behalten zu können, und ſchlug ihm eine anſehnliche Heirath vor, um ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Allein all dieß änderte ſeinen Entſchluß nicht.

In Folge ſeines Reiſeplanes ging er durch die Mark und beſuchte die Synagogen in Berlin, Deſſau, Harzgerode und Halberſtadt. In dem Hauſe des Hofjuden Wallich zu Sondershauſen war er ſehr gut aufgenommen; er konnte Wallichs ſchöne Bibliothek benützen, und erhielt von dieſem würdigen Manne überdieß noch das Verſprechen, ihn im Frühjahre nach Amſterdam zu begleiten. Wallich war in Geſchäften abweſend und Joſua allein zu Hauſe, als in der Nacht vom 25. November 1720 eine

Diebsbande in ſeine Wohnung einbrach. Plötzlich traten fünf Kerl, die ſich das Geſicht geſchwärzt hatten, mit Säbel und Piſtolen vor ſein Bette. Ein heftiger Schlag beraubte ihn ſeiner Sinne. An Händen und Füßen gebunden, ließen die Diebe ihn liegen, und raubten ſein eigenes und ſeines Wirthes Vermögen, das ſich auf 30,000 Thaler belief. Erſt am Morgen entdeckte man den Einbruch; es eilten Aerzte und Wundärzte herbei, und bothen ihre Kunſt auf, den für todt gehaltenen Joſua in's Leben zurück zu rufen; ſelbſt Fürſt Günther ſchickte ſeinen Leibarzt Zinkernagel hin.

Die Muße, die Joſua jetzt genoß, wandte er dazu an, eine Erklärung des Propheten Jeſaias zu vollenden, die er bereits in Prag angefangen hatte. Bey der Erklärung des 53ſten Capitels fand er unglaublich viele Schwierigkeiten, die er ſchlechterdings nicht zu heben wußte. Er wendete ſich nun an den Hofprediger Reinhard, einen ſehr fertigen Hebräer, der zugleich mit der jüdiſchen Gelehrſamkeit befreundet war. Zu dieſem ging er jetzt, und fragte ihn um ſeine Meinung. Reinhard entwickelte den Sinn der Stelle nach den Erklärungen der chriſtlichen und jüdiſchen Lehren, und überließ ihm die Wahl. Rabbi Joſua konnte ſich nicht überzeugen. Er wollte die ganze Sache vergeſſen, aber ſie machte ihm nur deſto mehr Unruhe. Mit Bedacht las er die Schriften Moſes und der Propheten durch, um darüber Auskunft zu erhalten und am Ende glaubte er, daß Jeſus von Nazareth doch wohl der rechte Meſſias ſeyn möchte. Er ging zu Reinhard, ſtellte ihm ſeine Unruhe vor, und bath ihn, ihn auf

den rechten Weg zu bringen. Der Hofprediger hielt dieſen Schritt für Uebereilung und verhehlte ihm die Folgen nicht, die er haben könne; — aber Joſua erwiederte: „wäre es mir um zeitliche Vortheile zu thun, ſo müßte ich allerdings bey den Meinigen bleiben; aber nicht mein anſehnliches Erbtheil, nicht meine Mutter, die ich ſehr liebe, nicht die Zuneigung meines Volkes, nichts in der Welt ſoll mich abhalten, Jeſum von Nazareth zu ſuchen, den ich für den einzigen Heiland der Welt halte."

Als er nach Hauſe gekommen war, überlegte er noch einmahl den Schritt, den er thun wollte, allein nichts konnte ihn auf andere Gedanken bringen. Er nahm das nächſte Mahl, begleitet von Reinhard und dem Hofrathe Janus, feyerlich in der Synagoge von ſeinen Glaubensgenoſſen Abſchied. Er ſagte den Anweſenden mit vieler Freymüthigkeit, daß ſie jetzt vergeblich auf den Meſſias warteten, da er bereits erſchienen ſey, daher er ihn jetzt mit völliger Ueberzeugung öffentlich bekenne. Er bath, ſie möchten ſich nicht ferner täuſchen laſſen, ſondern den Gott Iſraels bitten, daß er ihnen die Erkenntniß und Ueberzeugung ſchicken möchte, die er erlangt und die er gegen alle Reichthümer der Erde nicht vertauſchen würde. Mit zärtlicher Wehmuth dankte er ihnen für alle Liebe, die er unter ihnen genoſſen und Thränen ſagten zuletzt mehr als Worte.

Reinhard nahm hierauf das Wort, und bezeugte öffentlich, daß es noch Zeit wäre, bey ſeinem Volke zu bleiben und deſſen Liebe zu genießen. Die Juden ſtürzten auf ihn los, bathen ihn, ſie nicht zu verlaſſen, und woll-

ten ihn nicht früher freygeben, als bis er ihre Bitte erfüllte; allein er riß ſich von ihnen los, nahm Reinhard bey der Hand und ging heiter aus der Synagoge.

Es iſt gewiß ſehr merkwürdig, daß ein Mann, der von ſeiner Mutter ein Vermögen von 20,000 Thalern zu erwarten hat, der bey ſeinem Volk in Anſehen ſteht, der auf die größten Ehrenſtellen Rechnung machen kann, der ſogar Hoffnung hat, den gewaltigen Aberglauben, womit ſeine Nation gefeſſelt iſt, nach und nach wegzuſchaffen, und ſich dadurch ein unendliches Verdienſt zu erwerben, kurz, der alle Glückſeligkeit dieſes Lebens in einem hohen Grade genießen konnte, daß dieſer Mann ſich entſchließt, all dieß zu entbehren, ſeine Mutter, Verwandten und Freunde zu verlaſſen und zu verläugnen, bloß um eine Religion öffentlich zu bekennen, von deren Wahrheiten er ſich überzeugt, und bey welcher er aber nichts weniger als äußerliche Vortheile zu erwarten hatte. Joſua mußte nach dem Auftritt in der Synagoge noch einen ſcharfen Kampf aushalten. Die Judenſchaft der umliegenden Gegend forderte ihn zu einer Unterredung nach Deſſau auf, mit der Erklärung, ihm ſeine irrigen Meinungen zu benehmen und ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Er nahm dieß Anerbiethen an, und war bereit, öffentlich die Gründe anzugeben, warum er das Judenthum verlaſſen und die chriſtliche Religion annehmen wolle. Auf Befehl des Fürſten begleitete ihn, außer einer militäriſchen Bedeckung, der Hofrath Janus mit einem Secretär, und ein Empfehlungsſchreiben an den Fürſten von Deſſau, verſchafften ihm hinlängliche Sicherheit.

An dem zur Unterredung beſtimmten Tage war die Synagoge außerordentlich ſtark beſucht. Der Proſelyt war begleitet von dem Hofrath Janns, von dem Secretär, von einem deſſauiſchen Rath, und der Geiſtlichkeit der Stadt. Die jüdiſchen Lehrer entwickelten ihm die unendlichen Vorzüge ihrer Religion vor einer jeden andern, ſie ſtellten ihm den Fluch vor, den ſie und alle Rabbiner über ihn, als über einen Abtrünnigen ausſprechen müßten. Der Proſelyt ſagte, daß dieſer Fluch ihm nichts ſchaden könne. Die Ankunft des Meſſias wäre längſt vorüber, welches ſie ſelbſt einſehen würden, wenn ſie ſich die Mühe geben wollten, die Schriften der Propheten genau zu erforſchen. Die Juden nahmen noch andere Ausflüchte, womit ſie aber nicht durchkamen. Der Proſelyt erklärte ihnen, daß er ſich völlig von der Wahrheit der chriſtlichen Religion überzeugt habe, und daß weder Uebereilung noch Hoffnung irdiſcher Vortheile einigen Antheil an dieſer Entſchließung habe. Der Hofrath Janus fragte darauf die Anweſenden: Ob ſie ihm ſonſt irgend Vorwürfe machen, oder ſeine Aufführung tadeln könnten? Und alle gaben ihm das beſte Zeugniß. Dann wandte er ſich an den Proſelyten mit der Frage: ob er noch jetzt zurückkehren und ſeine Brüder erfreuen wolle? Joſua blieb ſtandhaft und äußerte bloß den Wunſch, daß alle gegenwärtigen Juden ihren Irrthum einſehen, und ſeinem Beyſpiele folgen möchten! Es nahmen auch wirklich zwey Juden aus dieſer Verſammlung bald nachher die chriſtliche Religion an.

Drey Viertel Jahre lang ertheilten Reinhard und

einige andere Geiſtliche in Sondershauſen dem Proſelyten Unterricht, und der Erſtere gab ihm zugleich Tiſch und Aufenthalt. Endlich wurde er am zweyten Weihnachtsfeyertage 1722 öffentlich getauft. Die regierende Fürſtinn zu Schwarzenburg-Sondershauſen Eliſabeth Albertine, ihre Schweſter Caroline Sophie und ihr Gemahl Auguſt zu Ebeleben, die regierenden Herzoge von Sachſen-Gotha und Braunſchweig und Caroline Chriſtine, Pfalzgräfinn am Rhein, waren Taufzeugen. Nach der Taufhandlung, welche Reinhard verrichtete, hielt der Proſelyt eine rührende Rede, worin er Gott für die empfangenen Wohlthaten dankte. Er bekam die Nahmen Friedrich Albert Auguſti.

Ein Jahr lang verweilte Auguſti noch in Sondershauſen, genoß fortdauernd den Unterricht ſeiner Lehrer und begab ſich dann auf das Gymnaſium nach Gotha, um ſich hier zum Beſuch der Akademie vorzubereiten, denn er war entſchloſſen die Theologie zu ſtudieren. Vier Jahre lang ſaß er, der ſelbſt ſchon Lehrer geweſen war, unter den Schülern des gothaiſchen Gymnaſiums und ging dann nach Jena, bald darauf aber nach Leipzig, wo er mit Eifer die wiſſenſchaftliche Laufbahn verfolgte, ob er gleich nicht ſelten mit bitterer Armuth zu kämpfen hatte, da die Unterſtützung, die ihm Fürſt Günther zuſicherte, zu ſeinem Fortkommen nicht hinreichte. Um ſich den Weg zu einer akademiſchen Beförderung zu bahnen, reiſte er zum Examen nach Dresden. Auguſti wurde nun unter die churfürſtlichen Stipendiaten aufgenommen, disputirte in Leipzig öffentlich und fing dann an über Danzens Gram-

matik und einige Bücher des alten Teſtaments öffentliche Vorleſungen zu halten. Er that dieß und erntete vollen Beyfall. Als Miſſionär nach Malabar zu gehen, welches Franke in Halle vorſchlug, konnte er ſich nicht entſchließen. Dagegen war er ſehr geneigt, einem Ruf, als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen an dem Gymnaſium zu Bremen zu folgen, allein die Wünſche ſeiner Freunde feſſelten ihn in Gotha, wo er mehrere Jahre öffentlich und Privatunterricht ertheilte, bis er endlich 1734 Pfarrer zu Eſchenberga im Fürſtenthume Gotha wurde. Schon 5 Jahre zuvor war er dem daſigen Pfarrer Braun, einem 80jährigen Greiſe adjungirt worden, und hatte alle Predigergeſchäfte verrichtet.

Auguſti war ein ſehr thätiger Mann, der jede Stunde, die ihm ſeine Amtsgeſchäfte übrig ließen, dem Studium, literariſchen Arbeiten, dem Briefwechſel mit gelehrten Männern und der Erziehung ſeiner Kinder widmete. Von ſeinen Kenntniſſen zeugen mehrere exegetiſche, antiquariſche und hiſtoriſche Schriften, die zu ihrer Zeit nicht ohne Beyfall blieben. Die Univerſität Göttingen ertheilte ihm die Würde eines Doctors der Weltweisheit und die Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt nahm ihn unter ihre Mitglieder auf. Seit dem Jahre 1764 hatte er an ſeinem zweyten Sohne einen Gehülfen bey ſeinen Amtsverrichtungen; er predigte aber auch in den folgenden Jahren noch zum öftern, und 1779 erlebte er das ſeltene Glück, daß er ſein Amtsjubiläum feyern konnte. Der Jubilant ging, von ſeinen Kindern, Enkeln und vielen Amtsbrüdern begleitet, in die Kirche zu der Gemeinde, die

größtentheils bey ihm aufgewachſen war, und predigte mit vieler Rührung über die Worte: Herr ich bin zu gering aller Barmherzigkeit u. ſ. w. Er verlebte noch einige glückliche Jahre und verließ endlich die Welt ohne irgend eine ſchmerzliche Empfindung. Sein Tod ſchien ein bloßes Einſchlummern zu ſeyn, als er den 13. May 1782 ſanft verſchied, nachdem er beynahe 91 Jahre vollendet hatte.

Frankl, Ludwig Auguſt.

Wer die Geſchichte der Stadt Wien auch nur einiger Maßen kennt, der weiß, daß die Leopoldſtadt früher „Judenſtadt“ geheißen, weil ſie der Wohnſitz der in Wien lebenden Juden geweſen. Doch nicht Jedem wird bekannt ſeyn, daß die Häuſer Nr. 28, 29, 38, 39, 48, 50 vor dem Jahre 1670 einer jüdiſchen Familie angehörten, die den Nahmen Frankl geführt, und noch weniger, daß unter dieſer Familie, die Ahnen unſeres gefeyerten Dichters geweſen. Dieſe Familie gehörte zu den wohlhabenderen der damahligen Wiener Judengemeinde, und ſie zeichnete ſich noch außerdem durch frommen Sinn und Eifer für ihren Glauben aus, Eigenſchaften, welche ſie, wie unſer Dichter in einem Beytrage zur Geſchichte Wiens: „Der alte Judenfreythof“ berichtet, in einer verhängnißvollen Stunde auf eine ſchöne Weiſe an den Tag legte. Im Jahre 1671 nähmlich, wo ſämmtliche Juden aus der Stadt Wien vertrieben wurden, kaufte die Familie Frankl den jüdiſchen

Leichenhof in der Roßau von dem Magiſtrate, und zwar um 4000 Silbergulden, damit er, wie es die Pietät jüdiſcher Glaubensgenoſſen will, unangetaſtet verbleibe für ewige Zeiten, auf daß die Ruhe ihrer hingegeſchiedenen Aeltern und Freunde nicht geſtört werde. Der Leichenhof beſteht heute noch, und der große Kaiſer Joſeph, der aus Sanitätsrückſichten allen Leichenhöfen außerhalb der Linie ihren Platz anwies, achtete den zwiſchen der Familie Frankl und dem Wiener Magiſtrate beſtehenden Vertrag.

Dieſe Familie zog damahls nach Fürth, wo ſie friedlich lebte, bis ſie durch Verhältniſſe beſtimmt, nach Böhmen überſiedelte, wo unſer Dichter in Chraſt, einem Markt des Chrudimerkreiſes, am 3. Februar 1810 geboren wurde. Sein Vater Leopold war k. k. Tabak-Diſtriksverleger und war der Sohn von der Schweſter des k. k. n. ö. Regierungsrathes Israel Hönig Edlen von Hönigsberg, welcher der erſte Jude in Oeſterreich, ſeiner Verdienſte wegen um das Tabakregale, den erbländiſchen Adel erhielt. Er heirathete die Tochter einer würdigen in Mähren anſäſſigen Familie, Thereſia Hermann. Dieß die Aeltern unſeres Dichters; ſie verwendeten die ihnen zu Gebothe ſtehenden Mittel auf die Erziehung ihres erſtgebornen Sohnes. Während ein Hauslehrer ihn Bibel und die Propheten in der Urſprache verſtehen lehrte, leitete in der öffentlichen Schule, in welcher die Pikardiſten früher ihre Zuſammenkünfte hielten, ein tüchtiger Schulmann und Schriftſteller, Filczik, ſeinen Unterricht in der böhmiſchen Sprache und in Muſik, in letzterer jedoch ohne allen Erfolg.

Chraſt iſt die Sommerreſidenz des Biſchofs von Königgrätz, damahls ein Graf Alois Kollowrat Krakowski, der einen förmlichen geiſtlichen Hofſtaat zu unterhalten pflegte; während ſein jugendlicher Neffe, ein Enkel des bewährten Feldmarſchalls Grafen Hadik, und deſſen ſchöne Gattinn, einen glänzenden Kreis von weltlichen Gäſten um ſich verſammelten, und in mannigfacher geſelliger Berührung mit dem Vater des Dichters ſtanden, der ſich in der Jugend in Wien ſeine Bildung erworben hatte, und in dem kleinen Städtchen zu den Wenigen zählte, der in einem höher gebildeten Kreiſe ſich zu bewegen verſtand. So ſah und lernte der Knabe feine Weltſitte, die ihm in ſeinem ſpätern Lebensgange ſehr zu Statten kam, neben frommer, ſtreng jüdiſcher Lebensweiſe ſeines älterlichen Hauſes, während die Kunden des Morgenlandes, die bilderreiche Sprache der Propheten frühzeitig ſeine lebhafte Phantaſie weckten und nährten. Ein katholiſcher Prieſter übernahm ſeinen Vorunterricht in der deutſchen Sprache, in welcher er ſich in Leitomiſchl, wohin er als zehnjähriger Knabe der Schulen wegen geſchickt wurde, im Piariſtencollegium vervollkommte. Nach einem Jahre kehrte er in ſeinen Geburtsort zurück, wo er wieder bey einem katholiſchen Prieſter Joſeph Dworczak, die drey erſten Claſſen des Gymnaſiums privatim durchmachte, und zur Prüfung jedesmahl nach Leitomiſchl gebracht wurde, ohne übrigens den Unterricht in der Bibel zu vernachläſſigen.

Im Jahre 1824 wurde Frankl nach Prag gebracht, wo er die letzten drey Claſſen des Gymnaſiums abſol-

virte, und wo der jetzige Profeſſor der hebräiſchen Literatur an der k. Univerſität Prag, Dr. Wolfgang Weſſely und der Oberrabbiner in Dresden, Dr. Zacharias Frankl, ſeinen Unterricht im Griechiſchen, Lateiniſchen und Hebräiſchen privatim leiteten. Hier verſuchte er ſich zuerſt, vorzüglich durch Hölty, Salis, Matthiſſon angeregt, im lyriſchen Gedichte, und durch Uhland und Fouqué begeiſtert, in der Romanze. Der plötzliche Tod ſeines Vaters brachte einen herben Glückswechſel in der Familie hervor; der koſtſpielige Aufenthalt in Prag mußte aufgegeben werden, und nur dadurch, daß ein Verwandter ihn in ſeinem Hauſe aufnahm, konnte er in Leitomiſchl die beyden Jahrgänge der Philoſophie abſolviren.

Die theatraliſchen Vorſtellungen im Reſidenzſchloſſe des Biſchofs hatten ſchon in früheſter Jugend den Knaben mächtig angezogen, und die früh erhaltenen Eindrücke tauchten in dem, damahls von Holbein trefflich geleiteten Theater in Prag, und nun durch eine wandernde Truppe, die in Leitomiſchl Vorſtellungen gab, wieder lebendig auf. Die begeiſterte Lectüre der Dramen Schillers, Zacharias Werners, Adolph Müllners, Körners u. ſ. f. wirkten nicht wenig mit auf ſeine lebhafte Phantaſie, und er ſchrieb in dieſer Zeit ein hiſtoriſches Schauſpiel, deſſen Stoff den Huſſitenkämpfen entnommen war, unter dem Titel: „Agnes von Sezyma;“ ein hiſtoriſches Trauerſpiel „Wenzel der Heilige“ und ein dem Stoffe nach erfundenes „die Brautnacht;“ dann zwey Schauſpiele, wovon das eine den Genoſſen Johannes Paricides beym Morde Kaiſer Albrechts von der Wart zum Helden, und das

zweyte ein Mädchen „Manna Zeka" zur Heldinn hat; und endlich ein Luſtſpiel „Scherz und Ernſt." All dieſe Arbeiten, wenn auch nach Frankls eigener Anſicht, von keinem tieferen poetiſchen Werthe, daher er ſie nie der Oeffentlichkeit übergab, enthalten effectvolle Situationen, conſequent gezeichnete Charactere, und trugen viel dazu bey, ihm die Sprache in die Gewalt zu geben, zu hiſtoriſchen Studien anzuregen, und hier zog ihn die Geſchichte ſeines Vaterlandes zumeiſt an.

Die philoſophiſchen Studien waren mit glänzendem Erfolge — das Studium der Mathematik ausgenommen — vollendet, mit einem Gedichte, das erſte, das von Frankl gedruckt erſchien, von ſeinen Mitſchülern Abſchied genommen, und es galt, ſich für ein Brodſtudium zu entſchließen, und ſich einer Hauptſtadt zuzuwenden. Am liebſten und mit dem größten Eifer hätte er ſich den hiſtoriſchen Studien zugewendet, denn eine beſondere Neigung machte ihm dieſe Wiſſenſchaft werth; da ihm aber als Juden jeder Weg zu einer Profeſſur verſchloſſen, und nur der eine der Medicin offen war, ging er ohne jede Unterſtützung im Jahre 1828/9 nach Wien, um ſich dieſer Wiſſenſchaft zu widmen, und ſie zu ſeinem Brodſtudium zu machen. Hier kämpfte er alle harten Kämpfe eines Jünglings durch, der mit widerſtrebender Phantaſie ſich einem Verſtandesſtudium mit ſelbſt gebothenem Fleiße widmet, und dabey kümmerlich von Tag auf Tag durch Unterrichtgeben, ſich ſein Brod erwerben muß. Es blieb ihm keine Entbehrung fremd, keine Sorge erſpart. Als ein Lichtblick in dieſe für ihn trübe Zeit fiel mit einem

ihm anvertrauten jugendlichen Schüler eine Ferienreiſe in das Salzkammergut. Die großartige Gebirgswelt mit ihren Gletſchern und Seen wirkte mächtig auf ihn, und weckte vollends das in ihm ſchlummernde Talent. Schon früher mit einer hiſtoriſchen Romanze von Hormayr, in deſſen Archive in die Oeffentlichkeit eingeführt, erſchien er jetzt öfter mit lyriſchen und kleineren epiſchen Arbeiten in Zeitſchriften und Taſchenbüchern. Im Jahre 1832 trat er zuerſt mit einer Sammlung Balladen, deren Stoff aus der öſterreichiſchen Geſchichte geſchöpft war, in einem größeren Werke „das Habsburglied" (Wien 1832) auf, welcher Titel auf ein tendenziöſes Werk hinzudeuten ſchien, während das Ganze doch nur die Schilderung einzelner poetiſcher, für die Ballade geeigneter Momente ſeyn ſollte und war. Der Beruf des Dichters ſchimmerte überall durch, und es lenkte dieß Buch raſch die Aufmerkſamkeit auf den jugendlich Strebenden. Im Jahre 1833 gab er einen Band „lyriſcher und epiſcher Dichtungen" heraus, deren Widmung an Hammer-Purgſtall, dieſer durch die ſeiner „Duftkörner" erwiderte, und ſo das Talent, wie den perſönlichen Character des Dichters, durch edle Freundſchaft des Greiſes zum Jünglinge, würdigte. Im Jahre 1834 unternahm Frankl eine Reiſe nach Böhmen, durch die ſächſiſche Schweiz nach Dresden und Leipzig, um hier ſeine „Sagen aus dem Morgenlande," zugleich eine Ueberſetzung von Byrons „Pariſina," und Moores „Paradies und die Peri" (Leipzig 1834) herauszugeben. In Dresden war es vorzüglich Ludwig Tieck, dem er durch Caroline Pichler empfohlen war, der ſein poetiſches Talent anerkannte, in dem er ihm Proben ſeines

erſt ſpäter im Jahre 1836 (Stuttgart) edirten Gedichtes „Christoforo Colombo“ vorlas.

Anfangs des Jahres 1837 wurde Frankl zum Doctor der Medicin graduirt, und genoß die Auszeichnung, daß Se. Majeſtät, der Kaiſer von Oeſterreich, aus ſeiner Privatſchatulle für ihn die Taxen erlegen ließ. Seine, in lateiniſcher Sprache abgefaßte Inaugural-Diſſertation handelte: „De influxu Phantasiae.“ Eine Reiſe durch Italien brachte nun den mächtigſten und einflußreichſten Eindruck auf das Gemüth und den Geiſt des Dichters hervor. Das elegiſch-hiſtoriſche Rom, das dithyrambiſche Neapel, Kunſtwunder und Naturſchönheit vereinigten ſich, um ihn das, nach ſeinem eigenen Ausſpruche, glücklichſte Jahr ſeines Lebens feyern zu laſſen. Hier trat er, wie er überhaupt in dieſer Beziehung ſtets begünſtigt wurde, mit den bedeutendſten Perſönlichkeiten, Thorwaldſen, Mezzofanti, Luzzato, Cantu, mit den Dichtern Leopardi und Niccolini in Beziehung.

Nach Wien zurückgekehrt, begann er ſeine mediciniſche Praxis, die er im Jahre 1838 mit dem ihm angebothenen Syndicat der israelitiſchen Gemeinde in Wien vertauſchte und zugleich das „öſterreichiſche Morgenblatt,“ aber nur kurze Zeit, redigirte. Im Jahre 1839 erwarb er ſich durch Herausgabe der nachgelaſſenen Poeſien und bis jetzt noch nicht übertroffenen Ueberſetzungen Byrons, von Joſeph Emanuel Hilſcher, einem als gemeinen Soldaten verſtorbenen Manne, ein wahres Verdienſt um die vaterländiſche Literatur (Peſth 1813). Im Jahre 1840 (Leipzig) gab er eine neue Sammlung lyriſcher und epiſcher Dichtungen

heraus, und begründete im Jahre 1842 die von ihm noch geführte Wochenſchrift „die Sonntagsblätter,“ mit welcher er ein „Kunſtblatt,“ das einzige in der k. k. Monarchie vereinigte. Die durch Geſinnung und Talent edelſten Kräfte des Vaterlandes, ſind Mitarbeiter dieſer Wochenſchrift, die einen mehr als ephemeren Werth hat. In demſelben Jahre erſchien auch ein neues bibliſch romantiſches Gedicht „Rahel“ (Wien 1842), der franzöſiſchen Schauſpielerinn Rachel gewidmet, und von M. E. Stern in's Hebräiſche überſetzt, von ihm.

Eine lebhafte dichteriſche Phantaſie, ein bewegtes Gemüth, können nicht unempfindlich für weiblichen Reitz, für Frauenſchönheit ſeyn; und unſer Dichter, durch ſeine äußerliche Perſönlichkeit unterſtützt, ſoll manches, ſogar an's Abentheuer gränzende Erlebniß erfahren haben. Vielleicht ſchreibt er Memoiren.

Frankl lebt ſeit ſeiner Reiſe nach Italien fortgeſetzt in Wien, und unterbrach ſeinen Aufenthalt nur einmahl, im Jahre 1845 mit einer Reiſe nach Deutſchland, wo er im Norden und Süden die edelſten deutſchen Schriftſteller begrüßte, und freundlichſt von ihnen aufgenommen wurde.

Im Jahre 1846 erſchien (Leipzig) ſein Heldenlied „Don Juan d'Auſtria“ ſeinem Freunde Anaſtaſius Grün gewidmet, und erfreute ſich einer vielfach anerkennenden Aufnahme. Frankl befindet ſich in jugendlichem Mannesalter, in friſcheſter Fülle eines bewegten, mannigfach gebildeten Geiſtes, und ſchon in nächſter Zukunft ſoll uns ein neues poetiſches Werk erfreuen. Eine Characteriſtik ſeines noch

in fortwährender Entwickelung begriffenen Talentes kann hier noch nicht an der Stelle ſeyn, und bleibt einer ſpäteren Zeit, einem eigentlich critiſchen, nicht bloß biographiſchen Werke vorbehalten.

S. D.

Friedenthal, Marcus Beer,

Banquier in Breslau, wurde zu Groß-Glogau im Juni 1781 geboren. Seine mäßig wohlhabenden Aeltern ließen ihn, ſo wie ſeine übrigen Geſchwiſter mit beſonderer Sorgfalt unterrichten, überdieß wurden ſie durch die Verbindung des Vaters mit den Buchhändlern Glogaus frühzeitig mit der neueſten Literatur vertraut. Zum Rabbinats-Candidaten beſtimmt, beſuchte F. auch verſchiedene Penſions-Anſtalten, in denen jedoch ſeinem Geiſte eine noch jetzt vorwaltende myſtiſche Richtung gegeben ward. Beſondere Aufmerkſamkeit widmete ihm der berühmte Rabbiner Samoſcz, der ein Jahrzehend hindurch ſein Lehrer war und ihm dereinſt in einer der größten Städte Deutſchlands als Rabbiner wieder zu ſehen hoffte. Dem damaligen Gebrauche gemäß veranlaßten ſeine Aeltern ſchon in ſeinem 15. Jahre ſeine Verheirathung, wobey ſie ihr Augenmerk dahin gerichtet hatten, daß er in die Handlung ſeines Schwiegervaters als Compagnon eintrete und ſeine Studien fortſetze, um zum Rabbiner heranreifen zu können. Widrige Umſtände verhinderten die Compagnieſchaft, weßhalb die Aeltern, zur Förderung ſeiner Studien ihm

wöchentliche Geldunterſtützungen gewährten. Dieſe blieben jedoch, nach dem drey Jahre darauf erfolgten Tode ſeiner Mutter aus, da dem Vater noch die Erziehung zweyer Söhne oblag. So dem Schickſale Preis gegeben, mit äußerſt geringen Geldmitteln verſehen, und ohne die geringſte Einſicht im Handelsgeſchäfte, übernahm er eine Unter-Collecte in der preußiſchen Lotterie.

Zugleich trat er damahls zu dem Conſiſtorialrathe Bail in nähere wiſſenſchaftliche Beziehung, in deren Folge er viele Zeit ſeinen Studien zu opfern pflegte. Bald darauf traten auch günſtige Erfolge in ſeinen Geſchäften ein, welche während des unglücklichen Krieges einen nicht minder glücklichen Fortgang hatten, indem er zu dieſer Zeit Geldwechsler, Producten- und Spezereyhändler war. Nach dem Ableben ſeiner, in Folge der Kriegsdrangſale ſchon längere Zeit, kranken Frau (1812) flüchtete er mit ſeinen drey kleinen Kindern unter mancherley Mühſeligkeiten nach Breslau. Die iſolirte Stellung in dieſer verhängnißvollen Zeit, die Anſtrengungen in ſeinen Geſchäften und Studien brachten damahls neben körperlicher Abſpannung eine melancholiſche Verſtimmung in ihm hervor, welche er durch Verfolgung mancher Communalzwecke zu mildern ſuchte. Ein Theil der Glogauer Judengemeinde, deren Vorſteher er 1811 geworden, war ebenfalls nach Breslau geflüchtet; mit ihr der verſtorbene Ober-Landes-Rabbiner Abraham Tiktin und viele der dortigen israelitiſchen Armen. Deßhalb bildete F. zu Breslau, in Verbindung mit J. D. Meier und Beer Guhrauer, eine Commiſſion zur Unterſtützung derſelben und ſpäter, als der Aufruf des Königs

zu den Waffen erfolgte, begründete er mit B. A. Fränkl einen Verein, um die aus Glogau geflüchteten jungen Israeliten als Freiwillige zu bekleiden und zu armiren, wozu er aus eigenen Mitteln große Summen beyſteuerte. Obgleich ſeit langer Zeit kränklich, hatte er doch niemahls ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen unterbrochen. Er ließ damahls (1816) zwey Sendſchreiben an die israelitiſchen Theologen ergehen, in deren einem er die moſaiſche Religion als eine Uroffenbarung der Menſchheit betrachtete und die Theokratie als eine Anſtalt zur Erhaltung der reinen Idee des einigen Gottes und des Glaubens an eine juridiſch-moraliſche Weltordnung, um jeden Particularismus daraus zu verbannen. In dem zweyten machte er darauf aufmerkſam, wie der Moſaismus jede Leibeigenſchaft und Sclaverey verbanne und die Würde der Könige als Repräſentanten der Staaten und Communitäten anerkenne. Hierdurch, ſo wie durch anderweitig ausgeſprochene Ideen, wurde eben ſo ſehr die Vater-, Bruder- und Mitbruder-Liebe unter den Juden von ihm anzuregen verſucht, als er überhaupt die univerſelle Tendenz des Judenthums allgemeiner zu verbreiten ſtrebte. Im Jahre 1816 reiſte er mit ſeinem frühern Compagnon nach Berlin und machte dort die Bekanntſchaft des trefflichen Jacobſohn, des Philoſophen ben David und des Schöngeiſtes David Friedländer, ſo wie ſpäter des Dichters Büſchenthal. Dieſelben wurden ihm werthe Freunde, deren Briefe er als theure Andenken aufbewahrt, wie er auch Jacobſohn den 1. Theil ſeines Werkes Ikare Emune widmete, an welchem ben David nur die darin vorkommenden neuen Kantiſchen Ausdrücke

tadelte, in der Meinung, das größere Publicum würde das Buch unverſtanden hinlegen müſſen. Nach Wiederherſtellung ſeiner, längere Zeit unterbrochenen Geſundheit (1820) unternahm er es, dem Winke Laz. ben Davids folgend, die Dogmen der israelitiſchen Religion von neuem aus einem univerſellen Geſichtspunct darzuſtellen, und gab das Werk: Jeſſod Hadath heraus, welches jeden Particularismus verſcheuchte, den Moſaismus und deſſen Theocratie als Vorbild und ſeine Lehre als Inſtitutionen der Menſchheit betrachtete. In dem nächſten Jahre folgte die Fortſetzung, und nach Vollendung des 7. Bandes beſchloß dasſelbe ein Theil mit Theſen. Seine ſchriftſtelleriſche Laufbahn fand demzufolge bey ſeinen Glaubensgenoſſen in Italien, Frankreich, Holland, Deutſchland, Pohlen und in der Türkey Anerkennung, und von chriſtlichen Gelehrten iſt ſie ihm nahmentlich von Dereſer und Scheibel zu Theil geworden. In anderer Weiſe war er von 1823 bis 1833 als einer der Vorſteher der Breslauer israelitiſchen Gemeinde thätig, welche ihm, und nahmentlich Laz. Kroh, die Ordnung eines Familien=Verbandes verdankt. Nach ſeinem, durch einen Zwieſpalt herbeygeführten Ausſcheiden, brachte er, 2 Jahre darauf wieder eingetreten, die Errichtung einer Elementarſchule, beſonders für religiöſen Unterricht der Jugend in Anregung, in Folge deſſen er einen Aufruf an ſeine Mitcollegen in 25 Exemplaren drucken ließ. Der Unterricht kam zu Stande, doch zog er ſich bald darauf nach neuen Zerwürfniſſen aus dem Obervorſteher=Collegium für immer zurück. Ferner war er ſeit 1823 beinahe ein Jahrzehend Mitglied des Repräſentan=

ten=Vorſtandes der Breslauer israelitiſchen Waiſenanſtalt, von 1825 an durch 9 Jahre Caſſier der Geſellſchaft der Brüder, deren Tendenz ſtets dahin ging, durch tüchtige Mitglieder Verbeſſerungen im israel. Gemeinweſen zu bewirken. Er war der Erſte, der bey dieſer die von Ober-Landesrabbiner Tiktin und Abraham Heinersdorf angeregte Idee zur Erbauung eines geeigneten Gotteshauſes (deſſen Decorirung zur Zeit der Pfingſten er ſpäter einführte) angemeſſen beleuchtete und unterſtützte, welche dann durch L. Kroh's Thätigkeit und ſeine Bemühungen in Ausführung kam. Ueberdieß nahm er ſich des der Auflöſung nahen Vereins zur Unterſtützung der Leidtragenden kräftig an, und ſuchte mit deſſen bisherigem Zwecke auch die Bekleidung der Armen zu verbinden. Neben dieſem Vereine, der ſpäter den Nahmen „Henſelſche Stiftung" annahm und gegenwärtig an 400 Mitglieder zählt, errichtete er auch einen bereits aus faſt 100 Mitgliedern beſtehenden Verein zur Speiſung armer Breslauer und fremder Israeliten an Sonnabenden und Feſttagen, deſſen Statuten unter ſeiner Leitung von Samoje angefertigt wurden, indeß er ſelbſt an den Statuten zur Verheirathung armer Bräute Mitarbeiter war. Bey allen dieſen Vereinen ſuchte er, wie dieß auch ſeine deutſchen Schriften darthun, ſtets eine Verſtändigung in den Anſichten des Zeitgeiſtes zu vermitteln, berückſichtigend, wie nur das, was dem Vorſtande zugänglich, im Gemüthe Eingang finde.

Schriften: Dogmen des Glaubens: Ikare Emuna. Breslau bey Sulzbach. 1818. 3 Bde. 8. (Mit dem Motto: „Jeder Menſch hat ſein Idol; jedes Volk ſeinen Götzen;

die Menſchheit hat nur Einen Gott.“) Die Baſis des Glaubens: Jeſſod Hadath. Breslau bey Sulzbach. Band 1—4. 1821. Bd. 5—6. 1822. Bd. 7. 1823. 4. — Rede und Berichterſtattung, gehalten am 1. Februar 1829 zur Zeit der Generalverſammlung der Mitglieder der Geſellſchaft der Brüder, nebſt einigen Auszügen aus einigen frühern Reden, gehalten im Jänner 1827 ꝛc. Breslau. 8 S. gr. 4. — Gebeth und Rede zur Jubelfeyer des Brüderbundes, den 27. December 1829. Breslau 1829. 20 S. 4. — Dr. Henſchelſche Stiftung. An die Mitglieder des Vereines zur Bekleidung armer Israeliten in Breslau. 1836. 7 S. gr. 4. — Worte an die Mitglieder des Vereines zur Bekleidung armer Israeliten. (Dr. Henſchelſche Stiftung) in Breslau. 1838. 4 S. gr. 4.

Ferner war M. B. Fr. Mitarbeiter an: Statuten für die israelitiſche Gemeinde zu Breslau. Breslau 1826. 32 S. 4. (Der Nachtrag dazu vom 21. Sept. 1826. 4 S. iſt faſt ganz von ihm.) — Statuten der israelitiſchen Waiſen-Verpflegs-Anſtalt zu Breslau. 2. verb. und verm. Auflage. Breslau 1828. 30 S. 4. (Die Einleitung bis S. 8 iſt von ihm allein.) Synagoge-Ordnung der Geſellſchaft der Brüder zu Breslau. Daſelbſt 1829. 37 S. 8. (Die Anmerkungen ſind von ihm.) — Statuten des zu Breslau im Jahre 1829 geſtifteten Vereins zur Ausſtattung hieſiger unbemittelter Israeliten-Mädchen. Breslau 1830. 20 S. 4. — Statuten für die Verwaltung des Vereins für Beköſtigung der hieſigen und fremden armen Israeliten an Sonnabend und Feſttagen. Breslau 1837. (Darin iſt auch die Anrede an die Mitglieder.

S. 4—6. Anmerkungen von ihm.) Ebenſo iſt er Verfaſſer des Anhangs zu den Statuten für die Geſellſchaft der Brüder zu Breslau, geſtiſtet im Jahre 1780. Breslau 1827. 8. (S. 69—84, ſowie des Mottos vor dieſem und den Statuten der israelitiſchen Kranken-Verpflegsanſtalt und Beerdigungs-Geſellſchaft zu Breslau. (2. Aufl. Breslau 1835. 4.) — Die hebräiſch und deutſchen: „Dank- und Lobgeſänge zu der am 18. Juny 1826 Statt findenden hundertjährigen Stiftungs-Jubelfeyer der Kranken-Verpflegs- und Beerdigungs-Geſellſchaft der israelitiſchen Gemeinde zu Breslau.“ (Breslau 1826. 41 S. 8.) ſind größtentheils auch von ihm.

Vorreden ſchrieb Friedenthal zu: Teſtament des Michael Salomon Freyhan (deſſen Nachlaßſache er verwaltete. (Breslau 1827. 4. — Statuten der Geſellſchaft zur Unterſtützung armer Leidtragender und zur Armenbekleidung. Breslau 1833. 8. Die Legitimität nach dem alten Teſtamente. Breslau 1839.

Ueberſetzungen ſeiner hebräiſchen Schriften erſchienen: Gebeth zum hundertjährigen Stiftungsfeſte von M. B. F. aus dem Hebräiſchen frey überſetzt von F. N. Friedenthal. Breslau 1826. 10 und 8 S. 8.) Der Titel auch hebräiſch.) — Das Geheimniß der Erwählung. Eine Abhandlung über Beruf und Legitimität, mit Anmerkungen. In's Deutſche übertragen unter Aufſicht des Verfaſſers von B. S. und S. W. F. Breslau 1827. 49 S. 8. — (Die Vorrede iſt von Scheibel). — Die Männer Gottes, oder bibliſche Characteriſtik. Aus dem hebräiſchen Werke Jeſſod Hadath des Herrn M. B. Fr. In's Deutſche über-

tragen von R. J. Fürſtenthal, und zum Druck befördert durch M. Heinemann. Berlin, 1835. 27 S. 8.) früher ſchon mit hebräiſchen Lettern, Breslau in 4.) — Apologie der Männer Gottes, und die Würde der Frauen. Zwey Abhandlungen in's Deutſche übertragen aus dem Werke des M. B. Fr. Breslau 1836. 59 S. 8. (Abhandlungen ins Deutſche übertragen, aus dem Werke des M. B. Fr. Breslau 1836. 59 S. 8. (Abhandlung 1. überſetzt von R. J. Fürſtenthal, Abhandlung 2. S. 39—56, von Miro). — Deduction des Eigenthumrechtes. Anthropolog. Unterſuchung nach bibliſchen Anſichten. Ueberſetzt von B. Schleſinger (aus Collin 1838). — Berlin 1838. 80 S. 8. (In Folge der polemiſchen Artikel gegen dieſe Schrift in der Breslauer und ſchleſiſchen Zeitung und im 107. Bande der ſchleſiſchen Provinz-Blätter (März 1838) erſchien von Fr. eine Erwiederung ebendaſelbſt (Mayheft). Eine neue Ueberſetzung dieſer Schrift, nach deren Inhalt F., während des Mitbeſitzes von 9 Gütern zu handeln ſtrebte, erſcheint nächſtens. Außerdem ſchrieb er in der Zeitſchrift Sulamith, eine Widerlegung der von L. ben David herausgegebenen Schrift: Ueber chronologiſche Widerſprüche a. d. A. Teſtament." 1820. Jeſſod Hadaß, überſetzt von Friedenthal. 6 Bände. 1846. Die Uroffenbarung, eine Inſtitution der Menſchheit in Fortſetzungen. Breslau 1846.

Friedländer, Michael,

Doctor der Arzneykunde.

Er ward 1769 geboren, der älteſte Sohn des Waarenhändlers Meier Friedländer zu Königsberg und der Enkel des Joachim Moſes Friedländer, eines ausgezeichneten Mannes, der Kaufmann und Banquier, mit Recht als Zierde ſeiner Religions- und Zunftgenoſſen galt. — Unſer Michael erhielt in ſeinem väterlichen Hauſe eine liberale Erziehung unter Leitung des Iſaak Euchel, bekannt als Gelehrter und Mitherausgeber des erſten hebräiſchen Journals Hameaſſeph *), wozu der wißbegierige Schüler die erſte Veranlaſſung gab, und wahrſcheinlich auch Beyträge geliefert hat.

Neigung und Talent führten ihn den Wiſſenſchaften zu. Nachdem er ſich in ſeiner Vaterſtadt unter Kant, Krauſe,

*) oder „der Sammler." Dieſe Zeitſchrift enthielt rein hebräiſche und deutſche Aufſätze, mit beſonderer Hinſicht auf die israelitiſchen Genoſſen. In jener Epoche machte ſie Aufſehen und erhielt Anerkennung. Der berühmte Eichhorn erwähnt ihrer in ſeinen, der morgenländiſchen Literatur gewidmeten Journalen mit entſchiedenem Beyfall, und ermunterte zu ihrer Fortſetzung. — Außer J. Euchel waren die Profeſſoren Joel Löwe und A. Wolfsſohn in Breslau Mitherausgeber. Beyde ſind als Gelehrte, practiſche Schulmänner und als Ueberſetzer rühmlichſt bekannt; Erſterer zeichnete ſich noch beſonders als gründlicher deutſcher Sprachlehrer aus. „Der Sammler" erſchien zuerſt in Königsberg 1784, und nach einiger Jahre Unterbrechung in Breslau, wo das Journal 7 Bände ſtark, 1797 ſeine Endſchaft erreichte.

Hager, Schulze und andern Männern vorbereitet hatte, ging er 1787 nach Berlin, Göttingen und Halle und widmete ſich der Arzneywiſſenſchaft mit einem unermüdlichen Fleiß. In letzterer Univerſität erhielt er 1791 die Doctorwürde. Auf einer dann angetretenen 3jährigen Reiſe beſuchte er Holland, England und Schottland (wo er viele Monate in Edinburg blieb), Deutſchland, Italien und die Schweiz; die Spitäler waren vorzügliche Gegenſtände ſeines Studiums.

Auf dieſen Reiſen knüpfte er gelehrte Verbindungen mit Männern ſeines Faches an, und theilte in mehreren Journalen die geſammelten wiſſenſchaftlichen Nachrichten mit. Auch die andern Fächer der Wiſſenſchaften, die nicht in unmittelbarer Verbindung mit ſeinem Berufe ſtanden, blieben von ſeinen Studien nicht ausgeſchloſſen; ja ſelbſt den bildenden Künſten huldigte er in ſeinen Mußeſtunden. Im Jahre 1799 war er einer der Erſten, welcher nach Berlin den Schutzpocken-Impfſtoff verpflanzte.

Die Unruhen in Deutſchland nahmen überhand; die Umwälzungen unterbrachen alle Verbindungen mit Frankreich, und dieſes befeſtigte in ihm einen ſchon früher gefaßten Vorſatz (1800), ſich in Paris häuslich niederzulaſſen; denn nicht allein war er da als Menſch und Gelehrter liebevoll aufgenommen worden, ſondern das Vertrauen zum Arzt ſteigerte ſich mit jedem Tage, daß er als ſolcher, ſelbſt in den vornehmſten Häuſern, wohlthätig wirken konnte. So war er, um Mehrerer nicht zu erwähnen, der Arzt der berühmten Frau von Staël in ihren letzten Lebensjahren. Dazu kam, daß ihm, ſeiner Religion

wegen, jede Ausſicht zu einer öffentlichen Stelle in ſeinem Vaterlande verſperrt war. Indeſſen gab er als Schriftſteller ſeine Verbindung mit Deutſchland nicht auf, wie das Journal beweiſt, das er gemeinſchaftlich mit dem Profeſſor Pfaff unter dem Titel: Franzöſiſche Annalen für die allgemeine Naturgeſchichte, Phyſik, Chemie ꝛc. (Hamburg und Leipzig 1803) veranſtaltete. Deutſche und Franzoſen wurden durch daſſelbe gegenſeitig auf ihre ihnen eigenthümlichen Schätze aufmerkſamer, und die Berichte über öffentliche Erziehung, Pariſer Armenanſtalten u. ſ. w. trugen gedeihliche Früchte. — Hufelands und andere mediciniſche Journale verſah er mit wichtigen Nachrichten; ſo wie die franzöſiſchen Zeitſchriften durch ihn mit den vorzüglichſten Männern und Werken Deutſchlands bekannt wurden. Er lieferte Beyträge zu dem Journal de l'Education par Guizot, zu dem Dictionnaire des sciences médicales, wo beſonders die Artikel Mortalité, Ivresse, Statistique médicale, von ihm mit vorzüglicher Sorgfalt ausgearbeitet ſind, und war Mitarbeiter an der Biographie universelle und der Révue encyclopédique. Endlich gab er 1815 ein ſelbſtſtändiges Werk, unter dem Titel: de l'Education physique de l'homme (Paris) heraus, das in Deutſchland an F. C. Oehler einen ſachkundigen Ueberſetzer gefunden hat. (Leipzig 1819). Die Welt hatte von dieſem unermüdlich fleißigen Manne mehrere Schriften zu erwarten, an deren Ausführung ihn ein ſchneller unerwarteter Tod verhinderte. Die ehrenvolle Aufnahme in mehrere franzöſiſche und deutſche gelehrte Geſellſchaften, gibt hinlängliche Beweiſe, daß ſeine Verdienſte

im In= und Auslande gerechte Anerkennung fanden. Auch das königlich preußiſche Miniſterium der geiſtlichen Unterrichts= und Medicinalangelegenheiten beehrte ihn mit gelehrten Aufträgen, und gab ihm ſeine Zufriedenheit mit ihrer Ausführung wohlwollend zu erkennen.

Seinen gelehrten Eigenſchaften entſprachen ſeine moraliſchen im hohen Grade. Alle unterrichteten Männer ſeines Vaterlandes fanden bey ihm die freundſchaftlichſte und uneigennützigſte Aufnahme, Nachweiſung und Unterſtützung, die ſie bey ihrer Zurückkunft von Reiſen nicht genug preiſen konnten, ſo ausgezeichnet war ſeine liebevolle Dienſtfertigkeit.

Er lag nur zwey Tage krank, und ſeine Freunde vernahmen ſeinen Tod, ehe ſie etwas von ſeiner Krankheit erfahren hatten. Auf des humanen Banquiers Deleſſarts Erſuchen hatte er in der letzten Zeit eine Schrift über die deutſchen Armenverpflegungs=Anſtalten und Gefängniſſe, nebſt einer Literatur derſelben aufgeſetzt; ſie iſt zwar bey weitem nicht vollſtändig; dieß konnte auch von einem in Paris lebenden Gelehrten nicht gefordert werden.

Er ſtarb 1824 im April an einem Halsübel, und ward auf dem Friedhofe der Israeliten zu Paris, nach ſeiner ſchriftlich hinterlaſſenen Verordnung, begraben, die als nicht unmerkwürdig hier wörtlich angeführt zu werden verdient. Man ſollte, heißt es darin, bey ſeinem Leichnam die Phyläcterien, die Gebethsdecke und andere dergleichen Stücke legen, pour servir à mes co-réligionnaires comme Symbole de la religion, dans laquelle la providence m'a fait nâitre, et qui m'a paru être aussi favo-

rable, que toute autre, au perfectionnement moral et des plus favorables à la liberté de la pensée.

Guſikow, Joſeph.

Wie der Jude ſchleppt die alten
Buntgeſtickten Trödelwaaren;
Romas Kind die Gypsgeſtalten
Schaukelt auf den ſchwarzen Haaren,
Wie ſein Murmelthierchen führend
Der verwaiſte Savoyarde:
Zieht hin mit der Fidel rührend
Durch die Welt der braune Barde.

Carl Beck.

Wer erinnert ſich nicht noch mit Wehmuth der ſeelenvollen Töne, der zauberiſchen Klänge die vor ungefähr 12 Jahren, Joſeph Guſikow einem Gefüge von Holz und Stroh, einem Holz- und Strohinſtrumente zu entlocken wußte? Wer war nicht tief ergriffen, als er jenes paganiniſch-bleiche Antlitz mit dem großen Barte in den Concertſaal treten ſah, um auf dem Bischen Stroh, das man ihm gebracht und das er mit Hölzern verbunden, zu muſiciren? Wer war nicht erſchüttert, als Guſikow auf ſeinem Holzinſtrumente den ſanften Schmerz, die ſtille Duldung, die edle Reſignation ſeines Volkes erzählte! Gern verweilen wir alſo bey ihm, als bey einer eigenthümlichen Erſcheinung, die dieß auch in Bezug auf ſein Inſtrument ſelbſt iſt.

Guſikow wurde im Jahre 1809 in Slow, einem Städtchen in Ruſſiſch-Pohlen geboren. Sein Vater, der ein

armer Flötenſpieler war, und ſich ſeinen kümmerlichen Unterhalt, ſeine dürftige Nahrung durch ſein Inſtrument verdienen mußte, indem er auf Hochzeiten und ſonſtigen Freudenmahlen ſich producirte, gab ihm eine Erziehung, wie ſie damahls in dieſer Gegend üblich war. Das ganze Daseyn in dieſer Gegend iſt ein wahres Stillleben zu nennen, und Guſikows einzige Beſchäftigung ſchon in zarter Kindheit, beſtand darin, mit ſeinem ältern Bruder täglich Früh und Abends in die Synagoge zu gehen und den übrigen Tag die heilige Schrift nebſt ihren zahlloſen hebräiſchen Commentaren zu ſtudieren. In dem Alter von 8 bis 9 Jahren fing er an, dem Studium des Talmud obzuliegen. Er wurde zu demſelben mit außerordentlichem Eifer angehalten, ſo, daß ihm zu andern Beſchäftigungen wenig Muße übrig blieb, obwohl er vor der Hand die Zeit zu nichts Beſſerem verwenden konnte, denn, wenn auch das Talmudſtudium nicht zu ſeinem Brodſtudium beſtimmt war, ſo gehörte es doch zu der Erziehungsmethode, daß jeder jüdiſche Knabe ſo viel als möglich eine Beleſenheit in den talmudiſchen Schriften erlange. Oeffentliche Schulen zu dieſem Studium aber exiſtiren nicht; und da nicht jeder Privatmann im Stande iſt, ſeinem Kinde einen beſondern Lehrer zu halten, ſo muß eine Menge Kinder zuſammengepfercht in einer finſteren nicht ſelten feuchten Stube, Cheder genannt, 10 bis 12 Stunden täglich dieſem Studium obliegen. In der Mitte einer ſolchen verwahrloſten Geſellſchaft verlebte nun Guſikow ſeine zarteſten Jugendjahre. Aber er ſollte bald einer Sphäre entriſſen werden, für welche er von der Natur nicht beſtimmt war. Sein

Vater bemerkte, daß ſich bei dem jungen Joſeph eine außerordentliche, ja unbezähmbare Neigung zur Muſik äußerte; und da er ohnedieß geſonnen war, ſein Geſchäft als Spielmann auf den Sohn zu vererben, und zwar nach der in den ſlaviſchen Ländern obwaltenden Sitte, ſo lehrte er ihn die Flöte. Joſeph machte in kurzer Zeit ſo erſtaunliche Fortſchritte, daß er der Lieblingsflötiſt ſeiner Vaterſtadt ward. Die Mädchen hüpften und jauchzten vor Freude, wenn ſie vernahmen, daß er auf einer Hochzeit oder am Purim (ein Feſttag der Juden) ſpielen werde. Joſeph brachte es bald ſo weit, daß er ſeinen Vater vertreten konnte; und bey den wichtigſten Anläſſen, ſo wie bey den verſchiedenſten Gelegenheits-Concerten allein deſſen Rollen ſpielte und zwar mit dem glänzendſten Erfolge.

So konnte man ihn oft in einem Winkelchen einer finſtern Stube in Rußland, einer zahlreichen Menge Weiber Nationallieder vorflöten hören, während jene beſchäftigt waren, den Kopfputz einer Braut zu ordnen; und ein anderes Mahl galoppirte er vor einem Hochzeitszuge her, der beſchäftigt war, dem in der Synagoge harrenden Bräutigam, die geliebte Braut zuzuführen. So wechſelte ſein Dienſt immer ab. Von Noten hatte er aber wahrſcheinlich keinen Begriff, und ſeine ganze Kenntniß der Muſik hatte er von bloßem Anhören; wie ihm ſein Vater vorſpielte, flötete er nach, und ſein Muſikrepertoir beſtand in nichts als einigen hebräiſch-pohlniſch- und ruſſiſchen Nationalmelodien, welche alle das Eigenthümliche haben, daß ſie ſich in Moll ergehen, und welche in ihrer elegiſch wehmüthigen Lebendigkeit einen ſo ſonderbar ergreifenden Ein-

druck auf unſer Gemüth hervorbringen, daß wir hinge=riſſen und ſeelenvoll ergriffen werden. — Nimmt man hinzu, daß die pohlniſchen und ruſſiſchen Originalmelodien faſt denſelben Character an ſich tragen, ſo wird man verlei=tet zu glauben, daß die orientaliſche Abſtammung, welche allein dreyen Völkern gemeinſchaftlich zugeſchrieben wird, die Urſache dieſer Aehnlichkeit begründen müſſe.

Guſikows Ruf, der größte Muſikant der Gegend zu ſeyn, war bald befeſtigt. Er begleitete ſeinen Vater oft bis nach Moskau, der gewohnt war, dahin zu ziehen, um Quartetten zu ſpielen, und half ihm ſein kümmerliches Brod verdienen.

Unter dieſen Umſtänden erreichte er ſein dreyzehntes Jahr, zu welcher Zeit ſeine Liebe zur Muſik einen ſol=chen Höhepunkt erreicht, daß es ihm ſehr ſchwer fiel ſein Inſtrument, die geliebte Flöte, auf die 24 Stunden, welche der Sabbath dauerte, und an dem der Jude nicht ſpielen darf, weglegen zu müſſen; und ſehr oft geſchah es, daß ſeine Nachbarn, die die Ruhe, die ihnen nöthig war, lieb=ten, und ſich daher zeitlich derſelben überließen um deſto früher an's Tagewerk gehen zu können, über den Störer klagten, der bis noch ſpät in der Nacht ſeinen Hang und ſeinen Phantaſien nachhing. Schon in derſelben Zeit machte er Aufſehen; ſein größerer Bruder begleitete ihn auf der Violine; er wurde mit Aufträgen überhäuft; dort übte er die pikanten ruſſiſchen Melodien ein, als: „Geht das Mädchen über den Steg“ u. ſ. w., welche man ſpäter ſo gerne von ihm gehört hatte, und die er ſo effectvoll zu variieren wußte.

Nach dem National=Gebrauch verheirathete ſich Guſikow ſchon frühe in einem Alter von 17 Jahren; er ernährte ſeine und ſeines Vaters Familie mit ſeinem Flötenſpiel. Die Familien leben in dieſer Gegend nicht ſo getrennt wie bey uns zu Lande, ſondern wer in einer ganzen Familie von Mutter, Vater, Brüdern, Schweſtern, Schwägersleuten ꝛc. im Stande iſt, durch irgend ein Geſchäft ſeine Verwandten zu ernähren, der ergreift die ihm ſich biethende Gelegenheit, und ſchafft den Seinen Brod und Nahrung. — So verlebte auch unſer Guſikow in der Sorge für die Seinen mehrere Jahre, während welcher Zeit die Geburt zweyer Kinder einen freundlichen Abſchnitt in ſeinem einförmigen Leben eintreten ließ. Er zog von Ort zu Ort mit ſeiner Flöte und in Begleitung ſeiner Brüder, und ſuchte ſein kümmerliches Brod zu erwerben.

Da befiel ihn im Jahre 1831 eine ſchwere Bruſtkrankheit, von welcher er langſam, aber nie vollkommen genas. Es blieb ihm nähmlich eine beſondere Reitzbarkeit der Lunge zurück, und mit ſeinem Flötenſpiel hatte es ein Ende.

Nun ſtand er da, der arme Mann, Familienvater, in der Blüthe ſeiner Jahre ſich ſelbſt überlaſſen, jedes Unterhalts beraubt, und von den traurigſten Ausſichten auf troſtloſe Zukunft niedergedrückt und verzweifelnd; — aber dieſe ſo unglücklich ſcheinenden Umſtände waren gerade die Veranlaſſung, die ihn aus der Dunkelheit ſeines Treibens hervorriß, und für ſein ganzes Daſeyn, für ſeinen Ruf, wie für ſeine pecuniären Verhältniſſe eine ehrenvolle Zukunft bereitete.

Schon ſeit undenklichen Zeiten findet ſich unter Ruſſen, Koſaken, Tataren, Pohlen, Litthauern, insbeſondere aber unter den Gebirgsbewohnern gegen die Carpathen und dem Ural hin, ein rohes einfaches Inſtrument, welches in den dortigen Gegenden den Nahmen „Jerova i Salamo“ führt. — Dieſes Inſtrument vertritt die Stelle des Dudelſackes in andern Ländern, und ſeine wenigen rohen Töne befriedigen vollkommen den Sinn des genügſamen Landvolkes, welches ſich bey dieſem Klange eben ſo raſch und munter bewegt, als nur jemahls die Luſtigen anderer Länder bey dem Anhören ihrer Nationalklänge. An Feyer- und ſonſtigen Ruhetagen verſammelt ſich das junge Volk auf einem freyen Platze, um die reitzende, echt dramatiſche Mazurka zu tanzen, während die Aeltern behaglich ſchmauchend zuſehen, und das Wotgaglas nicht ſelten zum Munde nehmen. Mehrere dieſer Holzinſtrumente wechſeln unter einander ab, oder klingen auch zuſammen, damit die an ſich ſchwächern Töne verſtärkt werden, um durch das Geräuſch zu dringen. Schon früher hatte Guſikow, dem allgemeinen Willen ſich fügend, die Handhabung dieſes Inſtrumentes erlernt, und dasſelbe bey vielen Gelegenheiten mit großem Beyfall geſpielt. Guſikow hatte Anfangs dieſes ſogenannte Holzinſtrument größtentheils nur am Purim geſpielt, wenn er verlarvt, nach alter Sitte der Juden, von einem Hauſe in's andere zog und ſich unter dem fröhlichen bunten Schwarm von Faſtnachtrittern dieſer Art miſchte; und hier klimperte er, des Schalkes wegen, auf den Hölzern herum, ohne ſich dabey um Melodien und Diſſonanzen viel zu bekümmern.

Nun aber, als jenes bittere Mißgeſchick ihn getroffen, übte er ſich mit mächtigem Ernſt und der ihm eigenen Beharrlichkeit Tag und Nacht, um ſich auf dieſem Inſtrumente zu vervollkommnen, und ſich eine außergewöhnliche Gewandtheit darauf eigen zu machen. Er begriff aber ſogleich, daß, wenn dieſes Inſtrument in ſeiner gewöhnlichen Geſtalt bliebe, er ſeine Wünſche nicht verwirklichen könne. Er ſtrengte deßhalb alle ſeine Geiſteskräfte an, um dieſes Inſtrument zu vervollkommnen, und ſo vermehrte er zuerſt die Zahl der Hölzer, ſchärfte ſie an beyden Enden mehr zu, und brachte ſie in geregelte Harmonie und ſcalagemäße Ordnung. Dann verband er ſie mit einander, und ſo erhielt es nach und nach jene Geſtalt und Beſchaffenheit, in welcher die höchſte Einfachheit mit ſinnreicher Erfindung ſich vereinigt.

Bald brachte es nun Guſikow zu einer immer größern Bravour, und er fing an, in ſeinem Kreiſe wahrhaftes Aufſehen zu erregen, zuerſt unter den Bauern der Umgegend, die haufenweiſe zuſammenliefen, ſo oft es hieß Guſikow werde ſpielen, und die mit ihren Kopeken dann nicht ſparten. So verbreitete ſich ſein Ruf raſch und drang bis nach Moskau, woſelbſt er ſich einer lebhaften allgemeinen Theilnahme der Bevölkerung erfreute. Zu dieſer Zeit, es war im Jahre 1834, verheirathete er ſich zum zweyten Mahle, denn ſein erſtes Weib war geſtorben. Er faßte nun, trotz ſeiner Schüchternheit den Entſchluß, eine Kunſtreiſe nach Kiew zu unternehmen. Er machte ſich auf den nie betretenen Weg mit Hoffnungen, die gewiß die glänzendſten waren, denn ſeine Gemüths-

art, ſo wie das Gefühl ſeiner bis dahin ſo beengten Sphäre, machten ihn ſo befangen, daß er ſich gewiß mit dem bloßen Erwerb des Nothwendigen begnügt hätte. Er kam nach Kiew, wo gerade der berühmte pohlniſche Violinſpieler Lipinsky ſich befand und Concerte gab. Nun pochte dem ſchüchternen Pohlen das Herz, nach einem ſolchen anerkannten Meiſter ſich hören zu laſſen, und dem Urtheile der Oeffentlichkeit ſich preiszugeben. Aber als ihn Lipinsky hörte, klopfte er ihn auf die Schulter und ermuthigte ihn mit den Worten: „Wahrhaftig Guſikow — ich bewundere Euch! Ihr ſeyd ein größerer Künſtler als ich; ich benützte nur die Mittel, welche mir zu Gebothe ſtanden, Ihr verſchafft Euch neue.“ — Durch ſolche Aeußerungen ermuntert, gab Guſikow ſein erſtes Concert, und der Erfolg krönte ſeine Erwartung, denn ſchon ſeine erſte Production wurde von einem großen Publicum mit ſtürmiſchen, enthuſiaſtiſchen Applaus aufgenommen. Jetzt erſt begann er zu ahnen, welch hohen Lohn ihm die Zukunft aufbewahre. Ihn um ſo mehr zu verdienen, arbeitete er Tag und Nacht unaufhörlich an der Verbeſſerung ſeines Inſtrumentes, und er ſtrebte mit aller möglichen Kraft, eine eigenthümliche Virtuoſität auf demſelben zu erlangen. Er zog nun nach Odeſſa. Hier gab er unter großem Zulaufe des Volkes im italieniſchen Theater Concerte, und das Staunen und der ſtürmiſche Beyfall des Publicums waren beyſpiellos. In Odeſſa fand Guſikow einen warmen Gönner an dem kunſtſinnigen Grafen Woranzow, welcher das Genie des Künſtlers erkannte und ihn zu ſich auf ſein Schloß lud.

Bey dieſem edelmüthigen Grafen brachte er einige Monathe zu, während welcher Zeit er ſich oft vor dem berühmten, damahls auf Reiſen begriffenen Lamartine und Michaud producirte. Auch befand ſich dort eine ſehr romantiſche Lady, die, ſo oft Guſikow ſpielte, in Ohnmacht fiel, und daher von ihrem phlegmatiſchen Landsleuten nur den Nahmen „Holz- und Strohenthuſiaſtinn" erhielt. Nachdem er nun mehrere Monathe in Odeſſa verlebt, und er ſowohl für die Vervollkommnung ſeiner Kunſt, als für den ungeſchmälerten Zuſtand ſeiner ſehr bedeutenden Caſſa Sorge getragen hatte, erhielt er eine Einladung nach Miekalaczew, um vor dem berühmten engliſchen Admiral Grey, dem damahligen Commandanten der engliſchen Flotte im ſchwarzen Meere, ſich hören zu laſſen. Grey zollte ihm Beyfall und forderte ihn auf, nach London zu gehen, wo er ſeinem Talente reiche Ernte verſprach. Guſikow ſagte zu, doch nicht ohne ſeinen Entſchluß geäußert zu haben, früher Wien zu beſuchen.

Er ſpielte von dieſer Zeit an in mehreren kleinen Städten, und war im Jänner 1835 in Lemberg, wo er 5 Concerte mit ungetheiltem Beyfall gab. Im May desſelben Jahres ſpielte er mit demſelben Beyfall in Krakau, wo er ſich nur kurze Zeit aufhielt und unmittelbar nach Wien reiſte, wohin es ihn, wie er ſagte, mit einer unerklärbaren und wahrhaft unwiderſtehlichen Macht zog.

Nach Wien war ihm ein nur ſchwacher Ruf vorangegangen, der kaum geeignet ſchien, auch nur die Aufmerkſamkeit auf ihn zu lenken. Und es war in der That um ſo weniger ein günſtiger Erfolg zu erwarten, als er

Digitized by Google

auch einen ſchlechten Zeitpunct (es war in den Sommermonathen) gewählt. Seine erſten Concerte im Saale der Muſikfreunde waren ſo gut als unbeſucht. Zur ſelben Zeit trat auch Guſikows Bruſtübel mit erneuerter Kraft hervor, und er lag ſchwer krank darnieder. Während dieſer Zeit las man in der Theaterzeitung einen Aufſatz von dem geiſtvollen Saphir, in welchem jedes Wort ein Blitz von unberechenbarer Wirkung war, ein Meiſterſtück der Wahrheit und edler menſchenfreundlicher Theilnahme. Man weiß, welche Gewalt Saphir auf die Herzen der Menge zu üben verſteht, und — der Effect war ungeheuer. Die erſte Akademie nach des Künſtlers Wiedergeneſung war gedrückt voll, die Erwartung im höchſten Grade geſpannt.

Nun erſchien der pohlniſche Jude mit ſeinem bleichen wehmüthigen Angeſicht, mit den ernſten Zügen voll Kummers, wie zu der Zeit, wo mit Saphirs Worten ſeine Vorfahren die Harfen an die Trauerweiden Babylons hingen, eine fremde Geſtalt, umgeben von vier ihm Gleichenden. Man brachte einige Bündchen Stroh, viele Stücke und Stückchen Tannenholz, das Publicum ſchaut und lächelt. — Aber nun fängt er an; die ſchwachen metallloſen Töne ſchlagen fremdartig an's Ohr; man ſieht ſich verwundert und unbefriedigt an. Noch einige Minuten, und man hört wunderbare Töne, man folgt dem Begeiſterten, man wird unwiderſtehlich hingeriſſen, man hält ſich nicht mehr. Der Beyfall war ſtürmiſch, zügellos, der Saal erdröhnt von Fuoro-Rufen; man ſtrampfte mit den Füßen, man ſchrie, man machte ſich mit allen erdenklichen

Zeichen der Begeiſterung Luft. Seit dieſer Zeit war Guſikows Ruf entſchieden.

Auf hohes Verlangen ſpielte er noch in Hietzing, zweymahl im Curorte Baden und 12 Mahle im Theater in der Joſephſtadt.

Von den höchſten und hohen Perſonen wurden ihm Auszeichnungen zu Theil. In einer Soirée bey dem ruſſiſchen Bothſchafter von Tatitſchef hörte ihn der Staatskanzler Fürſt Metternich, und dieſer Beſchützer der Kunſt würdigte ihn ſeiner hohen Protection. Auch genoß er das Glück, ſich vor den beyden Majeſtäten und dem a. h. Hofe privatim produciren zu dürfen, und es ward ihm die allerhöchſte Zufriedenheit zu Theil. So erreichte er Alles, was ſein Ehrgeiz zu erſtreben vermochte, und noch vor ſeiner Abreiſe von Wien erhielt er von dem erlauchten Staatsmanne ein eigenhändig geſchriebenes Zeugniß.

Guſikow lebte nur noch bis zum Jahre 1837, wo er mit ſeinem Inſtrumente in der Hand in Aachen verſchied. Seine Wünſche waren erfüllt und er kehrte friedlich heim. S. D.

Halévy, Jacques Fromental.

Der begabte, fruchtbare Componiſt, deſſen Bruder ſich mit Beruf der Poeſie gewidmet, iſt geboren zu Paris den 27. März 1799. In der Unterrichtanſtalt Cazot zeigte er ſchon als zarter Knabe ungewöhnliches Talent zur Muſik, verbunden mit reger Liebe, ſich ihr zu weihen.

Seine Aeltern brachten ihn, da er 10 Jahre alt war, in das Conſervatorium, vor der Hand als Sänger. Doch bald bewährte er ſein entſchiedenes Geſchick in der Inſtrumentalclaſſe, wo Charles Lambert ihm Unterricht auf dem Piano ertheilte. Noch vor Ablauf eines Jahres hatte er ſolche Fortſchritte gemacht, daß man ſein Streben, die Kunſt der Compoſition zu erlernen, billigen konnte, und der wackere Berton ward ſein Lehrer. Halévy zeichnete ſich bald dergeſtalt aus, daß er als **Repétiteur d'une classe de Solfège** angeſtellt wurde, obſchon er noch nicht einmahl 13 Jahre alt war. Sich weiterhin auszubilden, kam er nun unter die Leitung des erſten Lehrers des Inſtituts: Cherubini.

Schon im zweyten Jahre dieſes Curſes wurde er geeignet befunden, um den großen Preis der königl. Akademie der Künſte zu concurriren, nachdem ihm 1814 ſchon der Preis der Fuge zu Theil geworden war. Der Sieg entging ihm zwar; dagegen errang er 1819, nachdem er einen fünfjährigen Curs durchgemacht, und aus dem Conſervatorium entlaſſen worden, den erſten Compoſitionspreis durch eine Cantate: Herminia. Dieſe Leiſtung fand ſo hohe Anerkennung, daß die Regierung ihn auf ihre eigenen Koſten für 2 Jahre nach Italien ſchickte. Daſelbſt, nahmentlich in Rom, ſetzte er ſeine Studien mit Eifer fort, da beſonders der claſſiſche Meiſter Baini ihn leitete, um in den Geiſt der ältern italieniſchen Muſikwerke einzudringen. Halévy beſuchte dann Wien, wo er ſich die Achtung des großen Beethoven erwarb.

Im September 1822 traf er wieder in Paris ein.

Ausgerüſtet mit den edelſten Kräften und gediegenſten Kenntniſſen, voll Einbildungskraft, Gewandtheit und Gediegenheit zugleich, erkannte er nun, daß er, um in der Manifeſtirung ſeines Genius durchzugreifen, und ſich einen feſten Ruf zu gründen, den Weg der dramatiſchen Compoſition einſchlagen müſſe. Mit einer Oper: Les Bohémiennes, welche er ſchon vor ſeiner italieniſchen Reiſe geſchrieben hatte, war er nicht glücklich, das heißt, er machte die Erfahrung, daß die ſchwerſte Aufgabe eines Dichters darin beſtehe, ſein Product auf die Breter zu bringen. Den Tauſend Bemänglungen, die man ſeinem Werke machte, den Tauſend Hinderniſſen, welche man ihm entgegen ſtellte, mußte er weichen. Dasſelbe Schickſal hatten zwey andere Arbeiten, die er alsbald nach ſeiner Wiederankunft in Paris geſchaffen, nähmlich: die große Oper Pygmalion, und die Operette Les deux papillons. Der geniale Künſtler ſah nun ein, daß nichts übrig bleibe, als die Welt der Ideale aufzugeben, und ſich mehr oder weniger den proſaiſchen Anforderungen practiſcher Zwecke anzupaſſen. Er ſchrieb alſo 1826 die Oper L'artisan; und das nächſte Jahr wurde ſie aufgeführt, und zwar im Theater Feydeau. Sein Gelegenheitsſtück: Le Roi et le batelier (eine Carl X. gebrachte Huldigung) machte, daß es ihm 1829 gelang, ſeine Oper Clari auf dem Theater der großen Oper zur Aufführung zu bringen. Es folgten nun hierauf unter Andern: Yella; La langue musicale; Les souvenirs de Lafleur, und Balletmuſiken; ſpäter Ludovico, La juive ꝛc. und andere, welche auch auf deutſchen Bühnen gegeben wurden. Halévys Genie

Digitized by Google

erntete Triumphe; ſeine poetiſche Eigenthümlichkeit war durchgedrungen, und ſchon wird ſein Nahme den Tonſetzern erſten Ranges beygeſellt, wenn er auch, was ſich von ſelbſt verſteht, gar manche Gegner hat. Man darf aber nicht vergeſſen, daß Halévy zugleich gründlicher, ja gelehrter Theoretiker ſey.

Seine bürgerliche Stellung iſt auch begründet. 1826 ſchon ward er Lehrer der Harmonie am Conſervatorium und Accompagniſt bey der italieniſchen Oper. 1829 wurde ihm nach dem Tode Herolds, die Stelle des Geſangdirectors bey der großen Oper; 1833 ſtatt Fetis jene des Contrapunctlehrers am Conſervatorium. 1835 erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion; 1836 wurde er Mitglied der Akademie der ſchönen Künſte des königl. Inſtituts; 1838 Profeſſor der Compoſition am Converſatorium; 1839 Ehrenmitglied des deutſchen Nationalvereins; 1840 Muſikdirector der Herzoginn von Orleans.

Halévys Ruf fährt fort zu ſteigen. Seine Schöpfungen, franzöſiſchen Geiſt und Styl athmend, haben Originalität, ohne deßhalb claſſiſch genannt zu werden.

F—r.

Heine, Salomon.

Eine ſowohl durch ihre finanzielle, wie durch ihre Herzens- und Charactergröße hervorragende Celebrität auf dem eigentlichen Marktplatze des Lebens, war er ſeiner Zeit nicht nur der erſte und reichſte Banquier Hamburgs und der einflußreichſte Mann der dortigen Börſe, ſondern auch

der freygebigſte Wohlthäter und edelſte Menſchenfreund. Es iſt das Leben dieſes merkwürdigen Mannes zu inhaltsſchwer und thatenreich, als daß es nicht eines detaillirtern Ueberblickes gewürdigt werden ſollte.

Zu Hannover im Jahre 1767 von ſehr armen Aeltern geboren, verließ Heine ſchon frühzeitig ſeine Heimath und trat in ſeinem 17. Lebensjahre mit einer Barſchaft von 16 Groſchen verſehen, und mit nur äußerſt ſpärlichen und dürftigen Kenntniſſen ausgerüſtet, ſo auf's Gerathewohl ſeine Pilgerſchaft nach Hamburg an. Ohne daſelbſt der Mäcenatſchaft eines andern, als des oben, überm Sternenzelte, zu genießen, war er natürlich Anfangs auf ſich ganz allein, auf ſeine eigene Kraft und Thätigkeit angewieſen, bis es ihm endlich bey ſeinem kühnen, Alles überflügelnden Muthe, der ihm auch ſpäter bey allen ſeinen Unternehmungen ſo günſtig zur Seite geſtanden; bey ſeinem Alles durchdringenden überwiegenden Menſchenverſtand und der Schärfe und Elaſticität ſeines Speculationsgeiſtes gelang, aus dem dunklen traurigen Labyrinthe ſeiner bisherigen Verhältniſſe in das zu jener Zeit bedeutende Kopertſche Banquier-Geſchäft zu kommen. Hier machte er den Anfang zu ſeiner dereinſtigen ſo großartigen Carriere, die er als Stern erſter Größe am Horizont der mercantiliſchen Welt noch zu durchlaufen hatte. Nachdem er, nach nicht langem Verweilen daſelbſt, dieſes Haus verlaſſen, ſetzte er ſich mit einem Wechſelmäkler in Verbindung, deſſen Sohn, der verdienſtvolle Präſes des Hamburger Wechſelgerichts Dr. Halle, Heines einzige noch lebende Tochter zur Gattinn hat. Später trat er dann

ſelbſtſtändig in einem Geſchäfte auf, und er brachte es ſowohl durch ſeine unerſchütterliche Unverdroſſenheit und ſtaunenswerthe Rührigkeit, als auch durch ſeine ſtrenge redliche Handlungsweiſe, bald zu einer bedeutenden Höhe, und erwarb ſich ſo das allgemeine Vertrauen, ſo wie die Liebe und Achtung ſeiner Umgebung.

Im Jahre 1797 legte Heine den eigentlichen Grundſtein zu ſeiner ſpätern finanziellen Größe, ſo, daß er, als im J. 1818 die Aſſociation aufgelöſt wurde, mit einem Vermögen von mehr als einer Million Thaler, als alleiniger Chef an der Spitze eines Banquiers-Hauſes ſtand; und nun begann erſt die eigentliche Entwicklungsperiode und Blüthezeit ſeiner höchſt ſeltenen merkwürdigen Eigenſchaften, die ihn vor ſo vielen ſeiner Zeit- und Stammesgenoſſen auszeichnen, und die nicht nur in den anmuthigen Strauß ſeines Lebens den grünenden Lorbeer der Anerkennung und die duftende Palme des Friedens und der Liebe ſeiner Mitwelt geſchlungen, ſondern auch auf ſeinen Grabeshügel den Imortellenkranz der Erinnerung gepflanzt. Er war unerſchöpflich in großartigen Unternehmungen, wie das Krüglein jener Witwe an Oehl, aber eben ſo glücklich in ſeinen Erfolgen. Sein Anſehen florirte in einem ſteigenden Verhältniſſe, ſo, daß die Firma Salomon Heine bald einen europäiſchen Ruf erlangte, und was Credit und Achtung betrifft, an keinem Handelsplatze der Welt den Rothſchild, Barings, Aquador, Eskeles, Sina und ähnlichen nachſtand. Ja es war ſeine Stellung eine ſo impoſante und feſtgegründete, daß nicht einmahl jenes verhängnißvolle finanzielle Erdbeben des

Jahres 1825, welches von London ausgehend, ſich wie eine graſſirende Seuche über ganz Deutſchland verbreitete, und die größten Häuſer niederwarf, dieſelbe zu erſchüttern vermochte. „Is was paſſirt?“ fragte Heine in ſeiner ſentimentalen Sprechweiſe, indem er einen Augenblick verwundert von ſeinem Schreibpulte aufblickte. Sodann griff er in die Taſche, und was er hervorzog war hinreichend, um verſchiedene Hamburger Häuſer vor ihrer Hinfälligkeit und ihrem Sturze zu bewahren, und andern die herben Schickſalsſchläge dieſer furchtbaren Kataſtrophe minder fühlbar zu machen.

In Heine concentrirte ſich die Macht eines erſten europäiſchen Banquierhauſes und die einflußreichſte Autorität der Hamburger Börſe, alſo Macht, Anſehen und Reichthum in einer Perſon; allein er ſtand über der Macht, über dem Reichthum, über dem Anſehen, er war nicht auf, ſondern über den Beſitz geſtellt; er konnte freudig und großartig dem Beſitze entſagen, und das macht ihn groß. Auch gehörte er, wenn er gleich nicht ohne die Gunſt des Glückes zu einer Höhe gelangte, zu jenen neidenswerthen Sterblichen, die von ſich ſagen dürfen, mit eigener Hand die Barke gezimmert zu haben, worin ſie mit vollem Stolze über den Strom des Lebens ſchiffen, und erkannte wohl, wie jener griechiſche Weiſe mit Recht von ſich ſagte: „Omnia mea mecum porto“ (ich trage all das Meinige mit mir). Freylich war auch er nicht makellos, und wie alle Charactere dieſer Art nicht ohne Schroffheiten, nicht ohne Ecken und Kanten. Wenn man jedoch bedenkt, daß jede Würde ihre Bürde hat, und

dabey die Beläſtigungen und Zudringlichkeiten, denen die Stellung eines ſolchen Mannes Tag für Tag ausgeſetzt iſt, näher in's Auge faßt, ſo dürfte man ihm, dem Starken, manche Schwäche verzeihen. Er hatte ein weites offenes Herz, einen ſchlichten biedern Sinn, einen tiefen forſchenden Blick und ſtets eine weite offene Hand; in ſeinem Herzen thronte die Menſchenliebe, in ſeinem Blicke offenbarte ſich Geiſt und Sanftmuth, und ſeine Hand ſpendete die unbegränzteſte Mildthätigkeit, und dieſes herrliche Trifolium machte den Grundzug ſeines Characters aus. Es wäre nun wohl hier die geeignetſte Stelle, das ganze große Buch ſeiner edelſten und hochherzigen Handlungen aufzurollen; doch wollen wir uns größtentheils auf die Aufzählung jener beſchränken, die als die hervorragendſten nicht nur den Dank ſeiner Zeitgenoſſen, ſondern auch den Segen und die Verehrung der Nachwelt verdienen, und ohne Zweifel auch finden werden.

So ſtiftete Heine zum Andenken ſeines in der Blüthe des Lebens dahingeſchiedenen Sohnes „Hermann Heine“ eine Vorſchußcaſſe zum Beſten israelitiſcher Handwerker und Gewerbsleute, beſtimmt, auch den unbemittelten unter ihnen eine feſte ſichere Lebensſtellung möglich zu machen. Hunderttauſend Mark Banko und die Zinſen einer ruſſiſchen Staats-Obligation von 40,000 Mark Rubel ſetzte der treffliche Mann zu dieſem Zwecke aus. Das Inſtitut iſt in den Bedingungen ſeiner Wirkſamkeit ſo ſcharfſinnig, ſo zweckmäßig organiſirt, daß ſein urſprünglicher Fond in demſelben Verhältniſſe ſich mehrt, wie die Zahl der Vorſchüſſe ſteigt, welche geleiſtet werden. Letztere wurden im

Minimum auf 2000 M. B., im Maximum auf 5000 M. B. feſtgeſetzt. Der Vorſchußbedürftige ſtellt ſichere zuverläſſige Bürgen und zahlt 2 Procent Zinſen. Dieſe werden zum Grundcapital der Caſſa geſchlagen, und ſo ſieht ſich dieſelbe in den Stand geſetzt, in ihren Hülfsleiſtungen allmählig die urſprüngliche Zahl der Vorſchüſſe zu überſchreiten. Dieſes berühmte Inſtitut, welches die Hermann Heine'ſche Stiftung heißt, ſollte bis zur völligen Emancipation der Hamburger Juden ausſchließlich zu Gunſten dieſer ſeyn, nach dieſer Zeit aber bey deſſen Benützung kein Unterſchied der Religion mehr Statt finden. Daß übrigens Salomon Heine keiner von denen war, der beym Wohlthun nur die Glaubensfreunde berückſichtigte (was den Juden im Allgemeinen nicht vorgehalten werden kann), ſondern, daß er ſtets nur den Menſchen, den hülfsbedürftigen Bruder dabey im Auge hatte: davon mag uns nachſtehender Zug aus ſeinem Leben den Beweis liefern, der zugleich ein heller Farbenſtrich mehr in dem glänzenden Characterbilde dieſes Mannes bleibt. Als nähmlich vor mehreren Jahren die Ottenſer eine Schule errichten wollten, und zu dieſem Behufe eine Collecte veranſtalteten, wandten ſie ſich zuerſt an Heine mit der Bitte, die Subſcriptionsliſte zu eröffnen. Als ihnen aber Heine bemerkte, daß es ſich ſonderbar ausnehmen würde, wenn er als Jude an der Spitze ſtünde, und ſie erſuchte, ſich zuerſt an einige der begütertſten Einwohner Hamburgs zu wenden, mit der Zuſage, daß er ihnen den fehlenden Reſt dann geben wolle, wanderte die Liſte ſofort zu einem Nachbar Heines, der von der vorhergegangenen Unterredung unterrichtet, ſogleich

die Hälfte der im Ganzen nöthigen Summe zeichnete und zwar mit der Gloſſe: „aus chriſtlicher Liebe.“ — Nun kam der Sammelbogen wieder in Heines Hände, und er unterzeichnete die zweyte Hälfte des Baucapitals mit dem Bemerken: „aus jüdiſcher Liebe.“ —

Man erzählt ſich von Heines Art und Weiſe zu Sammlungen beyzutragen, zahlloſe Beyſpiele. Zwey wollen wir unſern Leſern mittheilen, wie ſie uns aus treuer Quelle zugekommen ſind. In Hamburg ſollte ein neuer israelitiſcher Tempel gebaut werden, und Heine hatte ſchon Bedeutendes dazu beygetragen; als er ſich aber den Bauplan vorlegen läßt, findet er zwey kleine Seitenthürme geſtrichen. Er fragte nach der Urſache. Sie würden wenigſtens 2000 M. B. koſten, erhielt er zur Antwort, und dieſe Summe iſt nicht wohl zu entbehren. Auch ſind dieſe Thürme überflüſſig. „Ueberflüſſig? Mag ſeyn; aber mir gefallen ſie“ antwortete Heine „und ſie ſollen gebaut werden,“ und er zahlte die 2000 M. B.

Eine Schule ſollte gebaut werden, und es fehlten Geldmittel; man wandte ſich deßhalb an einen chriſtlichen Millionär, der aber äußerte, man ſolle zuerſt zu Heine gehen, ſo viel dieſer, wolle auch er zeichnen. Man geht zu Heine, erzählt ihm das Vorgefallene, und er ſagt: „Wenn dem ſo iſt, wird ihnen bald geholfen ſeyn, meine Herren! Wie viel brauchen Sie zu dem Baue?“ Es ward eine bedeutende Summe genannt. „Gut, ich gebe die Hälfte, die andere Hälfte laſſet Euch bey Herrn N. auszahlen.“ Und ſo wurde die Schule bloß durch den Beyſtand dieſer zwey Edlen erbaut.

Digitized by Google

Eben ſo wohlthätig wirkte Heine auf alle öffentlichen Bildungs- und Erziehungsanſtalten; beſonders aber hatten ſich die israel. Freyſchulen Hamburgs ſeiner freundlichen Förderung und edelmüthigſten Unterſtützung zu erfreuen. Auch hatte die Kunſt und Wiſſenſchaft, die er ſehr hoch ſchätzte, einen würdigen Mäcen an ihm, und mancher Künſtler und Gelehrte fand an Heine einen kräftigen Freund und Gönner. So ſoll er ſeinen Neffen, den berühmten Dichter Heinrich Heine, nicht nur bey ſeinem Leben mächtig unterſtützt, ſondern auch mit einem Legate (das aber im Teſtamente nicht vorkommt) von 25,000 M. B. bedacht haben. Bey des Dichters letztem Beſuche in Hamburg, vor dem Tode ſeines Oheims, ſoll er in einer großen Geſellſchaft Letztern gefragt haben: „Sagen Sie mahl Onkel, wie reich ſind Sie denn wohl?“ Das weiß ich nicht, war die Antwort, aber ſo viel weiß ich, daß ich reicher wäre als ich bin, wenn ich Dich nicht zum Neffen hätte.

Werfen wir einen Blick auf den ſo verheerenden Brand zu Hamburg im J. 1842, ſo finden wir Heine wieder als hohen Wohlthäter wirken. Von den 32 Millionen M. B. deren Hamburg damahls bedurfte, übernahm er allein 8 Millionen. Für die Hülfsbedürftigen unterzeichnete er 110,000 Mark Courant, und eine große Zahl der Obdachloſen empfing auf ſeine Veranſtaltung für längere Zeit warme Speiſen und ſonſtige Bedürfniſſe. Heine ſelbſt gehörte am zweyten Tage der Feuersbrunſt zu den Abgebrannten.

Die neueſte Stiftung Heines, welche, wie einer der Vorſteher der israelitiſchen Einwohner Herr W. D. Herz, in

ſeiner Einweihungsrede eben ſo ſchön als wahr bemerkt: „Ein Monument iſt ſtrahlender als Erz und Marmor, begründet in den Herzen dankbarer Nachkommen,“ iſt nachfolgende: Im Jahre 1840 erwies ſich das Bedürfniß eines neuen Kranken- und Armenhauſes. Der Bau war feſtgeſtellt und eine Commiſſion ernannt, die berathen ſollte, wie die zum Baue nöthigen 80,000 M. B. herbeygeſchafft werden ſollen. Auch Salomon Heine war bey der Verſammlung gegenwärtig, und zum allgemeinen freudigen Erſtaunen erklärte er ſich bereit, die Geſammtſumme zu bezahlen, falls das neue Hoſpital zu Ehren ſeiner im J. 1837 verſtorbenen Gattinn genannt werden würde, und man ihm ſelbſt einen Stand in der Synagoge, wenn eine ſolche mit dem Hauſe verbunden werde, gewähren wolle. Als der Gemeindevorſtand das dankbare Zeugniß und die Annahme dieſer Bedingungen ausſtellte, wurden 40,000 Thaler ausgefolgt und noch 16,500 hinzugefügt. Am 10. Juli 1841 wurde in Gegenwart der höchſten Autoritäten der Grundſtein zu dieſem großen Bau gelegt, und es wurde eine von der Gemeinde zu Ehren Heines geſchlagene Medaille verkauft. Sie zeigt auf dem Avers ſein Bruſtbild mit der Aufſchrift: „Salomon Heine. Menſchenliebe iſt die Krone aller Tugend,“ und auf dem Revers die vordere Facade des Krankenhauſes mit der Inſchrift, welche ſie jetzt nach ihrer Vollendung trägt: „Krankenhaus der deutſch-israel. Gemeinde, der ſel. Frau Betty Heine zum Andenken erbaut von ihrem Gatten Salomon Heine. Hamburg im J. 1841.“

Die Krone ſetzt Heine nach ſo vielen wohlthätigen Handlungen ſein Teſtament auf, welches wir hier rück-

ſichtlich ſeiner Großartigkeit wollen folgen laſſen; dabey wollen wir aber übergehen, was er für ſeine Beſtattung beſtimmte, die auf die allereinfachſte und ruhigſte Weiſe vor ſich gehen ſollte.

Innerhalb 8 Tagen nach meinem Leben ſollen 10,500 M. Ct. unter die Armen vertheilt werden, nähmlich:

Unter chriſtliche in Hamburg . . .	M. Ct.	3000
„ jüdiſche „ . . .	„	3000
„ portugieſiſche „ . . .	„	400
In Altona unter jüdiſche der deutſchen Gemeinde	„	1500
In Altona unter portugieſiſche . . .	„	300
In Ottenſen unter die dortigen Armen .	„	800
Das Beerdigungsperſonal erhält . . .	„	1500

Das Teſtament vermacht ferner:

1. Dem Hamburger allg. Krankenhauſe	„	10,000
2. Der Taubſtummen-Anſtalt . . .	„	3000
3. Der Blinden-Anſtalt von 1830 . .	„	3000
4. Der Wolf-Jüdiſchen Blinden-Anſtalt	„	1000
5. Den Warteſchulen	„	4000
6. Dem Rettungshauſe für verwahrloſte Kinder im rauhen Hauſe zu Horn	„	4000
7. Dem weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege	„	3000
8. Der niederländiſchen Armencaſſe . .	„	2000
9. Den beyden Freymaurer-Kranken-häuſern	„	2000
10. Dem Vereine zur Fürſorge für entlaſſene Sträflinge	„	1000

11. Dem neuen iſrael. Tempelvereine .	M. Ct.	8000
12. Der iſrael. Freyſchule	„	9000
13. Dem Frauenvereine zur Bekleidung der dieſe Schule beſuchenden Freyſchüler	„	2000
14. Der Talmud Tora Armenſchule . .	„	6000
15. Dem Bekleidungsvereine „ . .	„	2000
16. Der Mädchenſchule	„	2000
17. Der Armen-Mädchenſchule . . .	„	2000
18. Dem Mädchen-Bekleidungsinſtitute .	„	2000
19. Dem Waiſeninſtitute	„	3000
20. Dem Gewerbsvereine	„	8000
21. Dem Stipendienvereine	„	3000
22. Der Geſellſchaft zur Betheilung von Feuerung	„	2000
23. Dem Vereine für Brod- und Suppen-vertheilung	„	3000
24. Dem Frauenvereine zur Unterſtützung armer Wöchnerinnen	„	2000
25. Zur Unterſtützung armer Greiſe . .	„	3000
26. Zur Krankenpflege	„	2000
27. Dem Miethvereine	„	4000
28. Für arme Witwen	„	? ?
29. Zur Unterſtützung betagter Jung-frauen	„	1500
30. Dem Schulhauſe zu Ottenſen . .	„	1000
31. Dem Altonaer Waiſenhauſe . . .	„	1000
32. Dem Altonaer Frauenvereine. . .	„	1000

33. Den in Hamburg beſtehenden Vorſchuß-anſtalten ſchenkt er Alles, was ſie ihm

	ſchuldig, und vermacht jeder chriſtlichen 1000, ſind	M. Ct. 2000
	den israelitiſchen	„ 3000
34.	Dem Fonde zum Wiederaufbau der Nicolai-	„ 4000
	und der Peterskirche	„ 4000
36.	Der deutſch-israel. Gemeinde zum Wiederaufbau einer Synagoge, wenn ſelber binnen fünf Jahren beſchloſſen	„ 5000
37.	Der Altonaer deutſch-israel. Gemeinde	„ 5000
38.	Der israel. Gemeinde der Stadt Hannover vermacht der Erblaſſer dem Vorſtand das Capital zuzuſtellen, welches ſie belegen und die Zinſen zum Beſten der Gemeinde verwenden ſollen	„ 5000
	Dem Betty Heine'ſchen Krankenhauſe	„ 30,000

Dieß iſt die Summe, die Heine für Wohlthätigkeitsanſtalten hinterließ, ohne was er ſeinen Domeſtiken und dem Geſchäftsperſonale vermachte, und wir können Füglicheres nichts thun, als die Feder niederlegen, denn ſeine Thaten ſelbſt verkünden ſeinen Ruhm. Geſtorben iſt Heine den 23. December 1844; aber

„So lange Geiſter denken können,
Für Gott und Tugend, Herzen brennen,
Und Wahrheit bleibt des Weiſen höchſte Luſt,
Wird uns dein Nahme heilig bleiben,
Und tief wird ihn Siona ſchreiben
In deines Volkes dankerglühte Bruſt."

H. D.

Jacobſon, Israel.

Jacobſon erblickte das Licht der Welt zu Halberſtadt, im Jahre 1768. Seine Erziehung war nicht verſchieden von der aller andern jüdiſchen Knaben. Er ward angehalten, fleißig Bibel und Talmud zu ſtudieren; und weil ſeine würdigen und angeſehenen Aeltern auch noch mit äußern Mitteln geſegnet waren, ſo verwendeten ſie auf ſeine Erziehung mehr Sorgfalt, als es in damahliger Zeit zu geſchehen pflegte, obwohl, wie geſagt, ſeine Erziehung im Ganzen keine andere Richtung erhalten konnte, als die aller andern jüdiſchen Kinder; denn das Beſuchen der öffentlichen Erziehungsanſtalten und Lehrhäuſer war den Juden damahls noch nicht geſtattet. Nichtsdeſtoweniger hatte ſich aber Jacobſon ſehr zeitlich die Kenntniſſe der Mutterſprache eigen gemacht, was ſchon zu den ſeltenſten Fällen damahliger Zeit gehörte; und wahrſcheinlich war dieß der Funke, der ſein Herz entflammte, für die ſo großartigen Gedanken und Unternehmungen, die ihn unſterblich machten. Dieß behaupten wir um ſo mehr, als es nicht bekannt iſt, wie er ſonſt den freyen klaren Standpunct in religiöſen, wie in politiſchen Dingen ſich erworben.

Jacobſon verheirathete ſich in ſeinem neunzehnten Jahre mit der Tochter des herzoglich=braunſchweigiſchen Kammeragenten Herz Samſon, deſſen Amt er nach ſeinem Tode erhielt, und dem er mit aller Liebe und Treue, und mit allem Eifer ergeben war. Sein Berufsgeſchäft ſetzte ihn in die Nothwendigkeit, oft große Reiſen zu unter=

nehmen; und hier, wo er die Gelegenheit hatte, die Lage ſeiner Glaubensgenoſſen von allen Seiten zu betrachten, fand er wie mißlich, wie verfallen, wie traurig dieſe ſowohl in politiſcher, als in ſittlicher Hinſicht beſchaffen ſey. Da wurzelte in ihm der Gedanke, daß abgeholfen werden müſſe. Vor Allem richtete nun Jacobſon ſein Augenmerk auf den Verfall des ſittlichen Zuſtandes ſeiner Glaubensgenoſſen, den er dadurch zu heben und zu veredeln ſuchte, daß er mit all ihm zu Gebothe ſtehenden reichen Mitteln ſeinen Einfluß auf die Erziehung ſeines Volkes nach allen Richtungen hin geltend zu machen trachtete. Er beſaß ein großes Vermögen und ein noch größeres Herz. Die Pläne, die er entworfen, führte er auch alſogleich mit der ausgedehnteſten Freygebigkeit aus. Er benützte ſeinen Reichthum zu gottgefälligen, frommen, menſchenfreundlichen Werken. Er unterſtützte milde, wohlthätige Anſtalten, chriſtliche wie jüdiſche, denn er liebte alle Menſchen, als Menſchen, als Brüder. Durch ſeinen allbekannten Wohlthätigkeitsſinn erwarb er ſich den Dank ſeiner Zeitgenoſſen, und wurde Vertreter der Juden ſeiner Heimath. Auch der damahls regierende Herzog von Braunſchweig, Auton, der ſein eifervolles unermüdliches Streben zur Beförderung und Erhebung des Gemeinnützigen erkannte, ſchenkte ihm ſein volles Vertrauen, und bediente ſich, nachdem er ihn ſchon früher zum geheimen Finanzrathe ernannt hatte, ſeiner Erfahrung und ſeines Rathes, ſowohl bey allgemeinen als bey ſpeciellen Angelegenheiten der Juden.

Durch den Einfluß auf die zweckmäßige Erziehung

der Jugend beabſichtigte Jacobſon einerſeits die Juden durch eine allgemeine deutſche Bildung zum Eintritte in den Bürgerverein fähig zu machen, andererſeits ſeinem Vaterlande die moraliſche Einſicht zu verſchaffen, ſelbe in den Bürgerverein aufzunehmen. Dieſen Zweck zu erreichen, verwendete er große Summen, ſowohl zur Gründung als zur ferneren, ewigen Erhaltung einer Schule zu Seeſeld, einem Flecken zwiſchen Braunſchweig und Gittingen, die zur unentgeldlichen Erziehung armer Juden und Chriſten beſtimmt war. Seinen Plan, die Juden zu wahren Bürgern heranzubilden, noch mehr zu verwirklichen, hatte er ſeiner Schule ein beträchtliches Ackerland als Verſuchsfeld beygegeben. Jeder eintretende Zögling erhielt ein kleines Stück Feldes, das er ſelber zu bebauen hatte, und deſſen Ertrag ihm, dem Bebauer zu Nutzen kam. „Da arbeiteten nun jüdiſche und chriſtliche Knaben, emſig den Spaten führend und vertraulich einander unterſtützend, ein Miniaturbild deſſen, was in der größtmöglichen Ausdehnung als frommer Wunſch ſeinem menſchenfreundlichen Geiſte vorſchwebte." Die Theilnahme, die an dem Gedeihen und Emporkommen dieſer Schule in ſeinem Herzen lebte, war ſo großartig, daß er ſich nicht mit dem bloßen Unterſtützen und Forthelfen mit äußern Mitteln der Erhaltung derſelben begnügte, ſondern er benützte ſeinen angebornen Tact, ſo wie ſeine pädagogiſchen Kenntniſſe, um auf die innere Erhebung, auf den geiſtigen Fortſchritt der Schüler einzuwirken. Er prüfte perſönlich die Schüler, überzeugte ſich alſo von den immer gemachten Fortſchritten, belohnte die

Beſſern, ermahnte und ermunterte Andere, und ſorgte auch für das Fortkommen derſelben, nachdem ſie die Schule verlaſſen. Dieß war die eine Seite, die Jacobſon an ſeinem matten hinfälligen Zeitalter ſtärken wollte, und dieß gelang ihm. Um aber dieſer Erziehung auf das ganze Leben ſeiner Brüder eine nachhältige Kraft zu verleihen, richtete er ſein Augenmerk beſonders auf das religiöſe Gefühl; und er faßte nun die Idee, einen würdigeren Gottesdienſt einzurichten. Zu dieſem Zwecke ließ er vor der Hand beſſere deutſche Jugend- und Erbauungsſchriften für Israeliten und Israelitinnen bearbeiten.

In Folge ſeiner menſchenfreundlichen Richtung ſuchte Jacobſon nun gegen den Judenleibzoll zu wirken. Jacobſon ſuchte ſeinen ganzen Einfluß bey mehreren deutſchen Fürſten geltend zu machen, und both ſogar bedeutende Geldſummen als Entſchädigung an. Seine Bemühungen blieben nicht erfolglos. Die Fürſten erkannten die moraliſchen Gründe, und die endliche Aufhebung des Leibzolles erfolgte, ohne daß hiefür irgend eine Entſchädigung angenommen wurde. Dem Anwalte ſelbſt verſchaffte ſein Streben die Achtung der Fürſten und die Bekanntſchaft und den näheren Umgang vieler Staatsmänner.

Der König Hieronymus Napoleon, der Jacobſon ſehr hoch achtete, verſchaffte demſelben in Weſtphalen großen Einfluß auf die Angelegenheiten ſeiner Glaubensgenoſſen, und durch ſein Decret vom 27. Jänner 1808 ſtellte der König die Juden ſeines Reiches allen andern Unterthanen gleich, hob alle beſondern Judenabgaben auf, gab ihnen überall das Niederlaſſungsrecht,

und erlaubte ihnen, ſich den Künſten, Gewerben, Wiſſenſchaften u. ſ. w. zu widmen. Am 8. Februar 1808 wurde eine Deputation aller Juden des Landes, die vom Miniſter Siméon einberufen worden, und an deren Spitze Jacobſon geſtanden, vom König in Huld empfangen. Der Verſammlungsort der Deputation war Caſſel. Nachdem ſie der König gnädig entlaſſen, bildete dieſe Deputation eine Verſammlung, die ſich über die Mittel der Veredlung ihrer jüdiſchen Mitbürger berathſchlagte, und mit einigen gelehrten Deputirten Frankreichs ſich in Correſpondenz ſetzte. Dieſe Deputation ſah ſchon durch ein zweytes Decret (vom 31. März 1808) ihre Bemühungen gekrönt. Das Decret verordnete nähmlich die Errichtung eines jüdiſchen Conſiſtoriums, das aus einem Präſidenten, zwey Rabbinern, zwey weltlichen Gelehrten und einem Secretär beſtehen, und die von den Israeliten gewählt und vom Könige beſtätigt werden ſollten. Jacobſon wurde zum Präſidenten ernannt, und unterſtützt durch David Fränkl aus Deſſau, David Friedländer aus Berlin, und Profeſſor Wolfſon aus Breslau, die alle in Caſſel anweſend waren, bildete er das Conſiſtorium aus den ausgezeichnetſten Männern, wie Calker, Steinbeer (Rabbiner), den genannnten David Fränkl und Jeremias Heinemann aus Braunſchweig ꝛc. Secretär war der Advocat Merkel. Dasſelbe wurde nun am 16. September 1808 dem Könige vorgeſtellt, und am 19. desſelben Monaths feyerlich eröffnet, bey welcher Gelegenheit Jacobſon eine tiefgefühlte eindringliche Rede hielt.

Durch dieſes ſo bedeutungsvolle Amt war Jacobſons

Thätigkeit in vollen Anſpruch genommen. Von nun an war all ſeine Muße, ſein ganzes großes Vermögen, all ſeine Kraft und Zeit der innern Reform der Juden gewidmet. Um auf dieſe Seite hin eine Veredlung des jüdiſchen Gottesdienſtes und Schulweſens zu erzielen, ſuchte er Rath bey naheſtehenden Beförderern der Bildung, ſetzte ſich in Briefwechſel mit Entfernten, belohnte fürſtlich jeden Beyſtand, und ſuchte jedes Hemmniß aus dem Wege zu räumen.

So entſtand durch ſeine thätige Veranlaſſung im Jahre 1809 in Caſſel eine Elementarſchule (mit der ſich ſpäter ein Schullehrer-Seminar verband) in der ein faßlicher Religionsunterricht ertheilt wurde. Die Schule hatte einen eigenen Bethſaal, in dem jeden Sabbath einer der Conſiſtorialräthe eine deutſche Rede hielt, die aber meiſtens der Präſident ſelbſt mit begeiſternder Beredſamkeit vortrug. Beſonders muſterhaft war die Auswahl der Gebethe; ſowohl an den gewöhnlichen Bethtagen, als bey außerordentlichen Fällen, wie bey Confirmationen und Trauungen ꝛc. Dabey iſt noch hervorzuheben, daß bey der ganzen Einrichtung keine einzige religiöſe Vorſchrift verletzt, und nicht im Mindeſten zu dem Ungeiſt der Secten Anlaß gegeben wurde. Fanden nun auch dieſe Einrichtungen, beſonders bey den minder unterrichteten Rabbinern Tadel, ſo fanden ſie dennoch bey vielen Gemeinden Nachahmung, und die trefflich eingerichteten Schulen zu Wolfenbüttel und Deſſau waren angeregt durch dieſe Vorgänge entſtanden.

Aber ſeinem weiter und höher ſtrebendem Geiſte genügte der Gottesdienſt in Caſſel nicht. Er entſchloß ſich

daher, in ſeiner eigenen Schule zu Seeſeld einen Gottesdienſt einzurichten, nach ſeiner eigenen, innerſten Idee.

So erbaute er auf eigene Koſten einen an Pracht reichen Tempel zu Seeſeld, und weihte denſelben am 17. July 1810, unter dem Nahmen „Jacobstempel,“ mit großer Feyerlichkeit ein. Bey dieſer ſolennen Feyer war in dem kleinen Orte eine zahlloſe Menge von Neugierigen und Theilnehmern verſammelt, und unter ihnen ſah man die angeſehendſten Gelehrten von Braunſchweig, Caſſel, Halberſtadt, Göttingen, die ſich hier Alle in brüderlicher Liebe vereint hatten, um das Feſt verherrlichen zu helfen, welches das erſte ſeiner Art war. Hier tönte zuerſt die Orgel in der Synagoge. Unbeſchreiblich iſt der Eindruck, den der geordnete Geſang, der eingeübte Chor, die Feyer des Gebethes, die hinreißende Kraft der deutſchen Rede, die der Begründer gehalten, auf das verſammelte Publicum hervorbrachten. Die chriſtlichen Gelehrten, die dieſer Feyer beywohnten, waren hingeriſſen von den großartigen Fortſchritten ihrer jüdiſchen Brüder, und ſie beſangen dieſelben, ſo wie den Begründer, in deutſchen, lateiniſchen und hebräiſchen Gedichten.

Dieſes edelmüthige, uneigennützige Streben verſchaffte Jacobſon die Achtung und Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen, und trug gewiß das Seine dazu bey, den edlen Sinn derſelben zu wecken, und für das Gemeinnützige empfänglich zu machen. So hatte Jacobſon ſein Werk begonnen. Mit allen Gaben des Geſchicks war er verſehen, um ſeine tiefgefühlten Wünſche in's Leben treten zu machen, und

nichts konnte ihn hindern, ſeinen Wohlthätigkeitsſinn in unumſchränkter Zaubermacht wirken zu laſſen.

Nun aber erſchienen die welterſchütternden Jahre 1812 und 1813; das weſtphäliſche Reich wurde aufgelöſt, und mit einem Mahle war die ſo ſchön begonnene Arbeit des edlen Jacobſon und ſeiner mitwirkenden Freunde zerſtört; die Ordnungen und Einrichtungen zu Verbeſſerungen der innern und äußern Zuſtände wurden aufgelöſt, und Jacobſon zog nach Berlin, gereitzt durch den Gedanken, in dieſer reichen und gebildeten Gemeinde ſein begonnenes Werk fortſetzen zu können. Er täuſchte ſich nicht. Die Berliner waren ernſtlich mit der Idee beſchäftigt, ihre religiöſen Angelegenheiten mit dem bürgerlichen Leben in Einklang zu bringen, und darum hieß Alles Jacobſon auf's freundlichſte willkommen, und alle Beſſergeſinnten, Sachkundigen und Verſtändigen verſammelten ſich um ihn.

Hier errichtete er nun wieder einen Privatgottesdienſt, der Jedem zugänglich war, nach dem Muſter des Caſſelſchen, und verband damit Choralgeſänge und Kanzelreden. Auch wurden einige Gebethe in deutſcher Sprache gehalten, ſo, daß wie bey dem Caſſeler, der jüdiſche Gehalt wohl beybehalten blieb; nur die äußere Form war ſchöner und edler. Viele, ſehr viele Juden fanden hier Erbauung und Erhebung, und der Gottesdienſt wurde ſieben Jahre ununterbrochen in dieſer ſchönen erhebenden Form abgehalten; da erſchien im Jahre 1822 ein Befehl, der dem „deutſchen Gottesdienſt" ein Ende machte. Wohl ward Anfangs einem Geſuche, in der öffentlichen Synagoge eine An-

dachtsübung in deutſcher Sprache neben dem herkömmlichen Gottesdienſte halten zu dürfen, vom Miniſterium willfahren, aber zehn Wochen darauf wurde durch ein Reſcript des Polizey=Präſidenten dieſe Bewilligung annullirt, da der König befohlen, daß der Gottesdienſt der Juden nur in der daſigen Synagoge, und nur nach dem hergebrachten Ritus, ohne die geringſte Neuerung in der Sprache, in den Ceremonien, Gebethen und Geſängen, ganz nach dem alten Herkommen gehalten werden ſolle.

Dieſer Befehl war für Jacobſon ein Schlag, der ſeinen ganzen Muth erdrückte, ja tödtete. Er war in einem fremden Lande, verzweifelte an dem Erfolg all ſeiner zahlreichen Opfer und Bemühungen, und zog ſich nun in die Stille des Privatlebens zurück. Er lebte ſeiner Familie, ſeinen Freunden, übte Wohlthaten im Stillen, und in der Hoffnung auf eine lichtere Zukunft entſchlief er zu Berlin den 11. September 1828. — Auf die würdigſte Weiſe wurde er von ſeinen Zeitgenoſſen, die ihn wohl erkannten, durch Gedächtnißfeyer, ſo wie durch Schrift und Wort verewigt. Die Geſchichte weiſet ihm einen ehrenvollen Platz in der Reihe der höhern jüdiſchen Geiſter und Herzen an. Würdiger kann der Mann nicht geehrt und verherrlicht werden, als indem man allenthalben Anſtalten erſtehen ſieht, zu denen er die Saat gelegt. So ſpricht ſich auch unſer vortrefflicher Mannheimer kräftig in einer Rede, am Tage als er dem Wohlthäter der Menſchen eine Seelenfeyer hielt, über ihn aus, und wir gönnen unſern Leſern den Schluß derſelben: „Er ſtand auf der Höhe des Lebens,

und hat ſeinen Einfluß und ſein viel vermögendes Anſehen verwendet zum Heile ſeiner Brüder.

Er trat auf als Arbeiter im Weinberge Gottes, als noch Weniges war begonnen zur Wiedergeburt Israels und noch Weniges war vollendet. — — — Er hat Schulen gegründet aus eigenen Mitteln und aus eigenem Antriebe.

Er hat Gotteshäuſer erbaut in Israel und hat ſie verherrlicht.

Er hat gepredigt Gottes Wort, obgleich es nicht ſeines Amtes war, und hat es gepredigt mit heiligem Eifer und mit ſiegender Kraft.

Er hat gepflegt und gehüthet den Baum der Erkenntniß in Israel.

Er hat ein Beyſpiel gegeben, das erſte in Israel, wie die Andacht herzuſtellen ſey in den Gotteshäuſern. Und was ſpäter in den verſchiedenen Gemeinden iſt unternommen worden zur Verherrlichung der Gotteshäuſer, zur Begründung einer verſtändigen und feyerlichen, wahrhaften und erbaulichen Gottesverehrung, das iſt von ihm ausgegangen, iſt ſein Werk.

Seine Thaten und ſeine Werke leben, — — und ſo ſchweige ich von dem, was er ſeinem Hauſe war, und ſeinen Angehörigen und Freunden So ſchweige ich von dem, was er ſo Vielen war, die ihn gekannt, geliebt und verehrt haben, um ſeiner Anhänglichkeit wegen an den väterlichen Bund, um ſeiner raſtloſen Thätigkeit, um ſeines freundlichen und heiteren Sinnes willen, um ſeiner beſcheidenen und wohlwollenden Gutmüthigkeit willen, die ſelbſt auf der Höhe des Lebens zu jedem Niedern ſich herabließ, und ſitte

ein offenes Herz hatte und eine offene Hand für Jeden, der ihn anging um Hülfe in ſeiner Noth, für Jeden — aus jeglichem Volke, aus jeglichem Stande, ohne Unterſchied des Glaubens.

Er war ſeinem Volke, was ihm Wenige waren — ich dürfte vielleicht ſagen, was unſer Keiner iſt heut zu Tage. Und ſo ſey ſein Andenken geehrt und geſegnet unter uns." — — —

S. D.

Janin, Jules.

Dieſer unerſchöpfliche Feuilletoniſt, der ſich zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht hinſetzen kann, um **30**, **40**, **60** Seiten lange Artikel zu ſchreiben, erhabene oder luſtige, ſalonmäßige oder triviale, philoſophiſche oder populäre über All und Jedes im ganzen Univerſum möchten wir ſagen, mit der augenſcheinlichſten Leichtigkeit, aber Alles mit Geiſt und Würze, iſt **1804** zu Ampuy bey Saint-Etienne geboren. Er verlebte da ſeine erſte Jugend bis zum Jahre **1815**, wo er nach Lyon kam, das dortige Collegium zu beſuchen, ausgerüſtet mit guten Elementarkenntniſſen, die ihm ſein Vater, ein geachteter Anwalt, beygebracht hatte.

Nicht lange verweilte er in Lyon. Er begab ſich nach Paris, um im „College de Louis-le-Grand" den Studien obzuliegen. Dieſe verließ er **1823**; ſtatt aber in ſeine dunkle Heimath zurückzukehren, wählte er das glänzende Paris zum ferneren Aufenthalt, obſchon es ihm an äußern

Mitteln und beſtimmten Ausſichten gebrach. Inzwiſchen baute er auf ſein Talent, und ſuchte in einem kärglichen Dachſtübchen des Quartier St. Jacques hauſend, ſeinen Unterhalt durch Privatunterricht im Griechiſchen und La=tein zu gewinnen. Bey der Heiterkeit ſeiner Vorträge und bey der Art, ſeine Stunden zu würzen, fehlte es ihm nicht an Schülern; inzwiſchen war er gleichwohl genöthigt, ein ſehr einfaches Leben zu führen.

Der junge Janin würde vielleicht genöthigt geweſen ſeyn, die langweilige, geduldaufzehrende und geiſttödtende Rolle eines Sprachlehrers zu ſpielen, wäre nicht ein Zufall eingetreten, der ſeinen Beruf zum Journaliſten erweckte und ihm ſonach ſeine ruhmvolle Laufbahn als ſolchen anwies. Eines Abends ſchlendert er vor einem Schauſpielhauſe herum, und betrachtet mit Mißbehagen die Menge geputzter Dandys, welche gemächlich hineingingen, ihre geſicherten Plätze einzunehmen, während er ſelbſt ſich anſchicken muß, ſeinen griechiſchen Schulmeiſterſtunden nachzugehen. Da erblickt er einen ſeiner ehemahligen Genoſſen des Pariſer Collegiums, der, eine junge Schauſpielerinn am Arme, dem Theater zueilt. Die beyden jungen Leute begrüßen ſich, er=neuern ihre Bekanntſchaft. Man macht Janin den Antrag, einen Platz mit in der Loge einzunehmen, und der beſinnt ſich keinen Augenblick. Man tritt ein, man nimmt Platz; man plaudert und lacht. Im Verlaufe dieſes Geplauders vernimmt Janin zu ſeinem großen Erſtaunen, daß ſein Freund in eben ſo unbemittelten Umſtänden ſeyn würde, wäre er nicht . . . Journaliſt. Seiner Stellung als ſolcher verdanke er dieſe ſchöne Bekanntſchaft, dieſe ſchöne Loge

und noch gar viele andere ſchöne Sachen. Janin iſt electriſirt von dieſem Zauberwort „Journaliſt;“ er ſieht in ihm den Schlüſſel zu allen Schauſpielen und zu allen Herzen; und von dieſem Augenblicke an iſt er wirklich ſchon ſelbſt Journaliſt. Sein Beruf dazu war ihm plötzlich klar geworden.

Die ganze Nacht träumte Janin von ſeiner neuen Sphäre und ſeinen Triumphen. Kaum nahm er ſich Zeit, ſeinen ſchwarzen Anzug zu ordnen, und nun ſtürzte er fort, dem Bureau eines kleinen Theaterjournals ſeine Feder anzutragen. Der Director faßte Zutrauen zu dem lebhaften geiſtreichen Jüngling, und Janins Proben entſprachen vollkommen. Sie zeichneten ſich durch jene pikante Feinheit, Vielſeitigkeit und Gewandtheit aus, die man ſtets an ſeinen Artikeln bewundert hat. Bald ſchwang er ſich zu dem Poſten eines der Redacteurs des alten „Figaro,“ welches Blatt in den letzten Jahren der Reſtauration ſo ſehr Epoche gemacht hat.

Janin warf ſich nun auch auf den Roman. Auf dieſem Felde bewegte er ſich bey ſeiner reichen Phantaſie, der es eigen iſt, aus dem geringhältigſten Stoff ein glänzend belebtes Bild voll Effect zu ſchaffen, mit Leichtigkeit, zugleich aber auch mit einer Art von Schrankenloſigkeit, ſo, daß ſeine Romane in das Gebieth der Caricatur hinüberſtreifen, oder wohl ſich förmlich auf ſolchem Boden bewegen. Das iſt denn vorzüglich bey ſeinem erſten Roman der Fall, welcher 1829 unter dem Titel: „**Lâne mort, et la femme guillotinée**“ erſchien. In demſelben Jahre traten ſeine **Tableaux anecdotiques de la lité-**

rature française an's Licht; 1830 folgte La confession, 2 Bände; 1831 Barnave, 4 Bände; 1832 Dabureau; 1833 erſchienen Contes fantastiques, 2 Bände, und Contes nouveaux, 2 Bände; 1834 Romans, contes et nouvelles litèraires, 3 Bände; 1835 Paris depuis la revolution de 1830—32; 1836 Le chemin de traverse, 2 Bände; 1837 Un coleur pour deux amours; 1839 Voyage en Italie, letzteres Buch, von Irrthümern nichts weniger als frey, die Frucht ſeiner 1838 unternommenen Reiſe nach Italien.

So viele Mängel den Romanen und Novellen oder rein geſchichtlichen Schilderungen Janins auch ankleben mögen, genießen ſie doch mit Entſchiedenheit die Gunſt der Leſewelt, wenigſtens der franzöſiſchen. Viele derſelben ſind in fremde Sprachen überſetzt, deutſch ſo gut als alle. Janins dankbarſtes Fach aber iſt das des Feuilletoniſten. Als ſolcher glänzt er im Journal des Débats ſeit länger als 13 Jahren; und man will ihm ſogar den Vorzug vor den berühmten Critikern Hoffmann und Geoffroi einräumen, in Hinſicht gelehrter Kenntniſſe wohl gewiß ſehr unſtatthaft, entſprechend aber von Seite des Witzes und der Leichtigkeit. Inzwiſchen macht Janin, was allgemeine Bildung betrifft, eine gar ſehr rühmliche Ausnahme gegen das Heer journaliſtiſcher Scribenten, und beſonders jener Unzahl junger Leute, deren bare literariſche Ignoranz mit einem kärglichen Anflug belletriſtiſcher Floskeln und Rahmen nur nothdürftig verſchleyert wird. Janin iſt nichts weniger als eigentlicher Gelehrter, aber er hat Talent. Seine Vorleſungen über franzöſiſche Literatur im

Athenäum auf der Kanzel des hochachtenswerthen La Harpe, ſein Curſus einer Geſchichte der Journaliſtik in Frankreich, und ſein Text der hiſtoriſchen Gallerie des Verſailler-Muſeums, ſind ſprechende Belege dieſer Charakteriſtik. Janin iſt einer der Gründer des **Figaro**, der **Revue de Paris** und des **Artiste.**

F. G.

Joſua Rabbi (aus Krakau).

Von dem Leben und Wirken dieſes merkwürdigen Mannes haben wir ſehr wenig genaue Nachrichten. Der wüthende Kampf, den er mit Jonathan Eibeſchitzer geführt, iſt nur von dieſem ſeinem Gegner beſchrieben, und gewährt nur ein unzureichendes Bild ſeines Charakters. Unter den Rabbinern erſter Größe, welche im achzehnten Jahrhunderte blüheten, und ſich durch unermüdliche Forſchung und gründliche Gelehrſamkeit auf dem Gebiethe des Talmuds auszeichneten, und den größten Einfluß auf die damahlige Judenheit ausübten, verdient Joſua aus Krakau einen Ehrenplatz. —

Er mochte in der zweyten Hälfte des 17. Jahrhunderts geboren worden ſeyn; ſchon im Jahre 1712 war er Rabbiner zu Lemberg. So ſchreibt er in der Einleitung zu ſeinem Commentare auf die drei Tractate Ketuboth, Gittin und Kiduſchin: „Ich habe es mir zur Pflicht auferlegt, und das Gelübde auf mich genommen, in der Zeit meiner Noth, am Zorntage des Herrn. Da ſaß ich ruhig und harmlos in meiner Wohnung zu Lemberg,

umgeben von meinen Schülern und Freunden, die auf meine Stimme hörten, als ſich plötzlich Häuſer in Steinhauſen verwandelten; eine verheerende Feuersbrunſt brach aus, welche durch einige entzündete Fäſſer mit Pulver entſtand, und drang in die Häuſer, daß ſich viele feſte und bis in die Wolken dringende Wohnungen in Schutt und Aſche verwandelten, von Grund aus zerſtört wurden, und ſich mit dem Staub der Erde vermiſchten. Dieſer Unfall koſtete 36 der edelſten und angeſehenſten Perſonen das Leben, worunter ſich leider auch meine erſte Gattinn, ihre Mutter, der Vater ihrer Mutter, und unſere einzige zärtlich und über alles geliebte Tochter befanden. Ich ſelbſt ſtürzte vom obern Stock auf den unterſten Boden, das Gebälk des Hauſes ſtürzte mir nach; ich war in Gefahr in der Mitte meines Lebens dieſer Welt entriſſen zu werden, da gelobte ich, daß, wenn Gott mit mir wäre, und mich von dieſer Gefahr retten würde, ich ohne Unterlaß in ſeinem Geſetze forſchen, und meine ganze Aufmerkſamkeit und die ganze Kraft meiner geiſtigen Thätigkeit ſeiner Lehre widmen würde." —

Was den Familiennahmen R. Joſua's betrifft, ſo nannten die damahligen Juden ſich entweder nach ihrem Geburtsorte, oder mit dem Vornahmen des Vaters. So unterzeichnete ſich R. Joſua in einem Briefe nach Prag, welchen er in Betreff der derben Polemik ſchrieb, die er gegen J. Eibeſchitzer führte: „Jakob Joſua aus Krakau." Aber in der erwähnten Einleitung iſt er „Jakob Joſua, Sohn meines Herrn Vaters Zebi Hirſch," unterfertigt. Möglich, daß Zebi der Vornahme, und Hirſch der Zunahme

ſeines Vaters war, obgleich beyde identiſch ſind. Den Vornahmen „Joſua“ erbte er von ſeinem Großvater mütterlicher Seite. So ſagt er: „Mein Beſtreben iſt, den Fußſtapfen meines Muttervaters, deſſen Nahmen ich führe, zu folgen. Dieſer verfaßte ein ähnliches Werk, in welchem er ſich's zur Aufgabe gemacht, alle Fragen der Toſephot auf Raſchi zu löſen.“ — Den Nahmen Jacob erhielt unſer Joſua, als er an einer ſchweren Krankheit darnieder lag, wo es zu geſchehen pflegt, daß man dem gefährlich Kranken einen neuen Nahmen gibt. Er verheirathete ſich zum zweyten Mahle, und erzeugte einen Sohn, Nahmens Arje Löb, ſpäter Rabbiner zu Hannover, welcher eine zweyte Auflage des Commentars auf Seder Naſchim beſorgte, und einen Sohn, Nahmens Nathan, welcher zum Rabbiner in Dobermühl gewählt ward, und den dritten Theil ſeines Werkes edirte. Auch einen gelehrten Schwiegerſohn, Nahmens Beriſch ben Zebi hatte er, von welchem in dem Werke auf Seder Naſchim im Anfange einige talmudſche Discuſſionen gedruckt ſind. In ſeinem Commentar auf Gittin S. 117 b, erwähnt er noch eines Sohnes, Nahmens Beriſch; vielleicht meint er aber ſeinen Enkel, welcher dem Vater Nathan in Hannover auf den Rabbinerſitz gefolgt war.

R. Joſua war beynahe die größte talmudiſche Autorität ſeiner Zeit; er ward von allen ſeinen Collegen hochverehrt, und iſt auch von der Nachwelt mit den Zeichen ehrender Anerkennung ſeiner Verdienſte geſchmückt. In den Gemeinden, wo er Rabbiner war, befand ſich ſtets eine Hochſchule, in der er die jüdiſche Wiſſenſchaft auf

vorzügliche Weiſe pflegte. Sein Werk zeichnet ſich durch Gediegenheit, Gedankenfülle und Kraft aus. Es enthält kein bloß tändelndes Witzesſpiel, keine luftigen Gebäude und ſchwindelnden Combinationen, welche die Herren des Talmuds zu ſeiner Zeit, ſo gerne **à la** Falk ſchmiedeten; ihm war es nicht darum zu thun, durch Sophismen, Bravouren zu zeigen, ſondern einzig und allein, die Wahrheit zu ermitteln. Sein Werk führt den Studierenden in den innerſten Sinn der Gemara ein, löſt alle ſich darbiethenden Schwierigkeiten, verdeutlicht alles Dunkle und macht den Lernenden klar; es iſt für den gründlichen Forſcher im Talmud unentbehrlich. Er ſagt in der bemeldeten Vorrede, daß er oft Monathe lang über eine Abhandlung nachgedacht, und ſo lange geprüft, und andere zu Rathe gezogen habe, bis er von der Wahrheit des Gedachten ganz überzeugt und durchdrungen war. Sein Werk betitelt: **Pene Josua**, „die Anſichten Joſuas" beſteht aus 4 Bänden. Weil ſein Großvater ein ähnliches Werk derſelben Tendenz geſchrieben, fügte er dem Titel ſeines Werkes das Epitheton „**Api sutra**" geringfügige Anſichten hinzu. — Der erſte Band iſt in Frankfurt am Main, ohne Jahreszahl gedruckt; er behandelt einige Tractate von der Ordnung der Feſte, und den Tractat über die Segensſprüche. Vom Sabbath kommen jedoch nur 18 Abſchnitte vor; über die übrigen ſollte Nachträgliches im dritten Bande erſcheinen, was aber unterblieb. Der zweyte Band behandelt die Tractate, Ketuboth, Gittin und Kiduſchin; dabey befindet ſich noch eine Abhandlung über „Chadaſch," d. i. über das Verboth, von der neuen

Frucht vor dem 16. Tage in Niſſan etwas zu genießen. Dieſer zweyte Band, der gelungenſte, hat im Jahre 1765 in Fürth die zweyte Auflage erlebt; die erſte Auflage war in Amſterdam erſchienen. Der dritte Band, in welchem er die Tractate Baba Kama und Baba Mezia commentirt, erſchien ebenfalls in Fürth im Jahre 1779. Dieſem Bande beabſichtigte er wahrſcheinlich, wie aus der Ankündigung deutlich zu erſehen iſt, Agadiſches hinzuzufügen, was aber nicht erfolgte. Der 4. Band enthält endlich die Erklärungen über die Tractate Cholin, Mackoth, Schebuoth, über einen Theil der juridiſchen Halacha, und einige Analekten über Peſachim von ſeinem Enkel Beriſch, nebſt einem Anhange von ſeinem Sohne, Rabbiner in Hannover. Dieſer Band erſchien im Jahre 1780. — Joſua ſelbſt ſchrieb zuerſt über den juridiſchen Theil, nach dem Ausſpruche der Talmudiſten: „Wer klug werden will, beſchäftige ſich mit den Geſetzen über mein und dein.“ Jeden Tractat leitet er mit einem paſſenden Verſe ein; nur Cholin und Mackoth beginnt er mit keinem Verſe. In ſeiner Vorrede zu Seder Naſchim ſpricht er von einer allgemeinen Einleitung bey Seder Moed, die aber nicht gedruckt erſcheint.

Noch eine Menge nützlicher Arbeiten erwartete die Welt von ihm; denn es wurden noch eine Unzahl Reſponſen angekündigt, die er über an ihn gerichtete Fragen ertheilte; auch ſchrieb er einen Commentar des Pentateuch; ob beydes unter die Preſſe gekommen ſey, iſt mde Schreiber Dieſes unbekannt.

Er war Rabbiner zu Lemberg, Metz, Berlin und Frankfurt am Main, in welch letzterer Stadt er das Leben beſchloß. Er beſaß die ſtrengſte Pietät, und hegte am Ende ſeiner Tage den Wunſch, nach Jeruſalem zu reiſen, um im Schooße des heiligen Bodens beerdigt zu ſeyn. Er war von warmer Liebe zu ſeinem Volke beſeelt, flößte Jedermann Hochachtung und Vertrauen ein, und ſein Hintritt erweckte allgemeine Trauer. In ſeinen religiös-moraliſchen Vorträgen machte er ſeine Gemeinde auf Liebe und unverbrüchliche Treue zum Vaterlande und zu allen Menſchen ohne Unterſchied des Glaubens aufmerkſam. Doch in ſeinem Eifer gegen J. Eibeſchitzer, gegen welchen ſich ein gewaltiger Partheyenkampf, von Jacob Emder ausgegangen, erhob, ging er zu weit, und verrieth mehr als Egoismus und Hochmuth. Jonathan, dieſer wegen ſeiner Gelehrſamkeit und wegen ſeines ungewöhnlichen Witzes und Scharfſinnes weit und breit berühmte Mann, ſchenkte der myſtiſch-kabbaliſtiſchen Lehre zu viel Aufmerkſamkeit und Intereſſe, gab Kmeoth (Schutzblättchen) als Recepte für gewiſſe Krankheiten aus; er ward darob bitter getadelt, und am Ende bezichtigt, daß er ein Sabbathianer ſey, und den Nahmen Sabbathai Zebi, auf eine verkappte Weiſe in einer Kmeah angebracht habe. Den Nahmen dieſes betrügeriſchen Meſſias, gegen welchen ſich Joſua auf's Feyerlichſte von der Kanzel herab, in Hamburg, wo er Rabbiner war, erklärte, deutelten ſeine Ankläger vermittelſt einer eigenen Subſtitution des Alphabets, At Baſch, aus dieſer Kmeah heraus. Joſua ſchrieb Interdicte wider Jonathan, feuerte Briefe nach allen Ge-

meinden, „deſſen Worte Dolchſtiche waren voller Zank und Aufruhr,“ und behauptete, dieſe Deutung der Kmeah ſey ſo richtig und ſo ſonnenklar, daß ſie von jedem Kinde begriffen werden könne; auf Jonathans Erklärung könne und dürfe man ſich nicht verlaſſen, dieſe ſey ruchlos und habe den Bund Gottes verlaſſen. Er, Joſua, habe bisher geſchwiegen, weil er immer erwartet, der heftige Streit würde beygelegt werden, da dieß aber noch nicht geſchehen, ſo könne er nicht mehr an ſich halten, und fordere Jonathan auf, daß er ſich bekenne, und ſein Geſtändniß nicht länger vorenthalte, oder, wenn er dieß nicht wolle, ſich 3 Rabbiner zu Schiedsrichtern wähle. Wenn es wahr iſt, was Jonathan berichtet, daß Joſua dieſen Antrag, begleitet von Zetergeſchrey, in alle Gemeinden geſchickt habe, ohne ſich zuvörderſt an ihn zu wenden, daß er erſt an Jonathan dieſe Aufforderung ergehen ließ, nachdem ſie bereits 14 Tage circulirt; daß Joſua abſichtlich kein Datum beygeſetzt habe, damit die Liſt nicht an den Tag komme, und man nicht im Stande ſey, ihn zu überführen; daß der Ueberbringer des Briefes, Henoch Halle, ein bewährter Mann war, dem die Schuld nicht beygemeſſen werden konnte: ſo war unſers Joſua's Benehmen allenfalls verfehlt und übereilt, und wäre ihm mehr Paſtoralklugheit und friedliche Geſinnung anzurathen geweſen. Selbſt die Vornehmſten zu Frankfurt, wo er Rabbiner war, tadelten ihn darüber, daß er ſich in Dinge miſche, die nicht ſeines Berufes ſeyen, und verwahrten ſich gegen irgend eine Theilnahme an ihres Rabbiners Verfahren. — Wer wollte nicht, daß man aus dem Gemählde

Joſua's dieſen Zug wegſtreichen könne? Der Streit gelangte bis zur däniſchen Regierung, wo man der Meinung war, es handle ſich um Principien der jüdiſchen Lehre; Carl Anton, ein getaufter Jude und Profeſſor zu Helmſtädt, wollte ſogar glauben machen, Jonathan ſey ein Chriſt. Auch hätte ſich Joſua ſammt ſeinen Conſorten nicht zum Schiedsrichter, den Rabbinern zu Metz und Amſterdam aufwerfen und unpartheyiſche Richter entſcheiden laſſen ſollen. Das Triumvirat ſprach das Anathema über Jonathan und erklärte ihn für einen Abtrünnigen, der Viele irre geleitet und berückt habe. Das Obergericht zu Prag gerieth in Hitze darüber, ſtellte Joſua über ſein Benehmen zu Rede, und warf ihm vor, der Flamme der Zwietracht noch mehr Nahrung zugeführt zu haben; er rechtfertigte ſich, aber — wie aus Luchoth Hardath zu erſehen iſt — nicht genügend. Wie Jonathan verſichert, trug er darauf an, eine ruhige Discuſſion einzuleiten, eine friedliche Löſung herbeyzuführen, indem man ſich durch ruhige Prüfung Selbſtüberzeugung von ſeiner Kmeoth verſchaffe; denn wie darf man einen Menſchen gegen deſſen Frömmigkeit Niemand etwas einzuwenden wußte, ſo geradezu verdächtigen und verurtheilen, ohne den Ausſpruch mit einem Worte des Beweiſes zu motiviren? — allein Joſua ſoll von all dem keine Notiz genommen haben. Wir können aber getroſt die Vermuthung ausſprechen, daß es Joſua nicht um d i e ſ e Kmeah, ſondern um die Kmeoth überhaupt zu thun war; dieſe und den myſtiſchen Cabbalismus, der damahls ſeinen Spuk trieb, und zu ſo vielen Verirrungen und Mißbräuchen

Gelegenheit gab, wollte er mit Stumpf und Stiel ausrotten; gerade auftreten durfte man nicht, darum nahm er zu dieſer Fehde, Jonathan verdächtigend, ſeine Zuflucht. Und wirklich ließ ſich's Jonathan ſeitdem vergehen, eine Kmeah zu liefern. Tadelnswerth bleibt Joſua's Verfahren jedenfalls, denn der Zweck heiligt nicht das Mittel. Wie aber kein Gutes auf der Welt allein kommt, ſo auch kein Böſes. Die Anhänger Sabbathai Zebis verloren den Muth; zugleich war dieſer Kampf, welcher die größten Männer im Judenthume in Thätigkeit ſetzte, die Schule für Kämpfer ganz anderer Art, die einen Einblick gewannen in die wahren Bedürfniſſe der Zeit. In dieſer Zeit der Fehde erhob ſich Mendelsſohn, der durch die Reformation ſich unſterblich gemacht hatte. — Der Haß der Nachkommen Jonathans gegen Joſua und ſein Werk, beſteht heute noch; wo Letzteres von einem Sprößling Jonathans gewittert wird, muß es ſich auf eine Translocation, vom Tiſche unterhalb desſelben, gefaßt machen.

(Auſſee, am 4. November 1846.)

Dr. M. Duſchak,
Rabbiner.

Kuh, Ephraim Moſes.

Kuh war im Jahre 1731 in Breslau geboren, wo ſein Vater Handlung trieb. Seines guten Kopfes wegen beſtimmte ihn der Vater anfangs zum Rabbiner; da er aber den großen Widerwillen ſeines Sohnes vor dem

Wuſte der jüdiſchen Gelehrſamkeit bemerkte, nahm er ihn auf ſein Comptoir und ließ ihn im Schönſchreiben und Rechnen, im Franzöſiſchen, Italieniſchen und Engliſchen unterrichten, um einen recht geſchickten Kaufmann aus ihm zu ziehen. Die Erlernung der Sprachen führte den Jüngling zum Leſen poetiſcher Schriften, und bald gewann er dieſe ſo lieb, daß er ſelten ohne einen engliſchen oder lateiniſchen Dichter ſpazieren ging, denn auch Latein lernte er. Nach ſeines Vaters Tode blieb er noch eine Zeit lang in der Kuhiſchen Handlung und arbeitete in ihrem Comptoir, bis gegen das Ende des ſiebenjährigen Krieges (1763) ſein Oheim Friedel Ephraim aus Berlin ihn beredete, Caſſenführer bey ſeiner Gold- und Silberfabrik zu werden.

In Berlin erwarb ſich Kuh die Freundſchaft Mendelsſohns, Ramlers und anderer Gelehrten, die ihm behülflich waren, ſeinen Geiſt zu bilden und ſeine poetiſchen Anlagen zu entwickeln; allein in dieſer großen Stadt war es auch, wo er binnen vier Jahren, theils durch Bettler und Betrüger, die ſeine Gutmüthigkeit mißbrauchten, theils durch Verſchwendung an Bücher, den größten Theil ſeines väterlichen Vermögens, das ſich auf 6000 Thaler belief, verlor. Vorzüglich wußte ihn einer von ſeinen Mitarbeitern im Comptoir, ungeachtet aller Warnungen, an denen es Kuhs Oheim nicht fehlen ließ, ſo für ſich einzunehmen, daß er ihm 1000 Rthlr. auf einen Wechſel lieh. Der arme Hintergangene bath, ermahnte, drohte, alles umſonſt. Es blieb ihm nichts übrig, als den Weg des Rechts einzuſchlagen, und dieſen mißbilligte ſein Oheim,

weil der Richter einzig durch perſönliche Verhaftung den Schuldner zur Zahlung nöthigen konnte, und ihm dieſer im Comptoir unentbehrlich war. Voll Verdruß über den Undank ſeines treuloſen Freundes und empfindlich über das Betragen ſeines Oheims, forderte Kuh ſeinen Abſchied, ſammelte ſorgfältig die Trümmer ſeines Vermögens, und verließ im Jahre 1768 Berlin.

Den Reſt deſſen, was er gerettet hatte, verwandte er auf eine zweyjährige Reiſe durch Holland, Frankreich, Italien und das deutſche Reich; und man kann ſich vorſtellen, daß ihm dieſe nichts übrig ließ, da er nicht nur die Thorheit beging, ſeine Bibliothek überall in drey Koffern mit ſich zu nehmen, ſondern auch noch überdem wegen des hie und da auf dem Juden haſtenden Leibzolles manche Unannehmlichkeiten erfuhr. Zwar im Reiche, wo man ihm dieſen Zoll zuerſt abforderte, kam er leidlich durch. Als er aber im Jahre 1771 durch die ſächſiſchen Länder reiſte, koſtete es ihn beynahe ſeine ganze noch übrige Barſchaft.

Zu Fuße, dürftig und abgeriſſen kehrte er nun nach Breslau zurück. Es war mit ihm ſo weit gekommen, daß er von Neumarkt in Schleſien an ſeine Freunde in Breslau ſchreiben mußte, ihn mit Geld und Kleidungsſtücken zu unterſtützen. Dieß geſchah denn auch; ſie kamen denn auch, ſie kamen ihm bis Liſſa entgegen und gaben ihm Alles, was er brauchte. In Breslau legten ſeine Brüder ein Capital von 700 Thalern für ihn in die Handlung, wovon er jährlich die Intereſſen zog. Er widmete jetzt ſeine ganze Zeit dem Studieren und beſonders

ſeiner Lieblingsneigung, der Poeſie, mit einem ſo anhaltenden Eifer, daß die Schwermuth (eine Folge ſeiner erlebten Widerwärtigkeiten) in Wahnſinn ausartete, der endlich zur fürchterlichſten Raſerey wurde. Schon vorher hatte er von intoleranten und heuchleriſchen Glaubensgenoſſen viel zu leiden gehabt, und eine Abneigung gegen Umgang und Geſellſchaft bekommen. Ein bekannter Breslauer Gelehrter verfolgte den armen Dichter mit ſeinem Bekehrungseifer. Da alle mündlichen Ermahnungen fruchtlos blieben, ſo ſchrieb er folgende Reime, die bald allgemein bekannt wurden, und großes Aufſehen erregten:

„Liebſter, beſter Kuh
Warum bleibeſt Du
Nur allein beym Vater ſteh'n,
Willſt nicht zu dem Sohne geh'n?"

Dieſe öffentliche Aufforderung war dem jüdiſchen Gelehrten deſto ſchmerzhafter, je weniger er Luſt hatte, ſich mit ſeinem Feinde in einen förmlichen und öffentlichen Streit einzulaſſen. Sechs Jahre brachte er in dem fürchterlichen Zuſtande der Geiſtesabweſenheit zu. Endlich ward er in ſo fern wieder geheilt, daß nur ſelten ein unbeträchtliches, nicht lange dauerndes Recidiv erſchien. Und in dieſem Mittelzuſtande, zwiſchen Wahnſinn und Vernunft, ſchrieb er ſeine beſten Gedichte. Wenn er auch ganz außer Stande war, vernünftig und zuſammenhängend zu ſprechen, ſo konnte er doch vernünftig denken und ſchreiben. Nach dieſer Krankheit floß Kuhs Leben ziemlich ruhig hin. Er arbeitete weniger, und gewann

wieder einigen Geſchmack an Welt und Menſchen. Den größten Theil ſeiner Gedichte arbeitete er von dieſem Zeitpuncte an, bis in's Jahr 1786 aus. In dieſem Jahre rührte ihn der Schlag und lähmte ihm die ganze rechte Seite nebſt den Sprachorganen. Er ward nie vollkommen wieder hergeſtellt und konnte ſich nur ſelten mit der Sprache verſtändlich machen. Aus dieſem traurigen Zuſtande ward er den 3. April 1790 durch einen ſanften Tod erlöſt.

Kuh beſaß viele philoſophiſche Kenntniſſe und eine Beleſenheit, die ihn im Umgange angenehm machte. Seine Freygebigkeit erſtreckte ſich ſo weit, daß er ſogar den größten Theil ſeiner ſehr geringen Einkünfte den Armen zufließen ließ. Er übte zwar nicht ſtrenge das Ceremonialgeſetz ſeiner väterlichen Religion, dafür aber alle jene empfehlungswerthen Tugenden, welche in jeder Religion empfohlen, und an jedem, der ſie beſitzt, bewundert werden. Eine Auswahl ſeiner Gedichte von Ramler verbeſſert, iſt 1792 in Zürich in zwey Bändchen erſchienen. Die erſte Stelle nehmen die Sinngedichte ein, die ſie auch durch innern Gehalt verdienen. In keiner andern Gattung hat Kuh ſo viel, und ſo viel gute Stücke gedichtet. Nicht alle ſind Epigramme im neuern Sinne des Wortes. Manche Stücke ſind mehr Madrigale, andere mehr Lieder, noch andere mehr Sentenzen und Reflexionen in poetiſchem Gewande, als eigentliche Sinngedichte. Man findet darunter eine Menge, wenngleich nicht ganz vortrefflicher, doch ſehr guter, witziger, ſinnreicher und niedlicher Gedichtchen.

Lämmel, Simon Edler von.

Ein Mann, deſſen thatkräftiges Leben und Wirken ſtets dem Guten und Edlen, inſonderheit aber dem Dienſte des Vaterlandes zugewendet war.

Lämmel war geboren den 28. Auguſt 1766 in einem Städtchen bey Pilſen, Tuſchkau. Seine wohlhabenden und allgemein geachteten Aeltern gaben ihm und ſeinen zehn Geſchwiſtern eine der damahligen Zeit angemeſſene Erziehung. — Sein Schickſal trug das Seinige bey, ihn ſehr zeitlich in Thätigkeit zu verſetzen, denn noch in ſeiner frühen Jugend verlor er ſeinen Vater. Seine zahlreiche Familie befand ſich nun unter der Vormundſchaft des Oberamtmannes Hufnagel zu Chotieſchau und des Oberamtmannes Reyl zu Merklin, mit denen er eng befreundet war. An den noch ſehr jungen Lämmel war nun ſehr früh die Reihe gekommen, für den Bedarf ſeiner Mutter und Geſchwiſter, unter denen er der älteſte Sohn war, zu ſorgen und zu arbeiten. Er entwickelte bald ſeinen frühgereiften, unternehmenden kaufmänniſchen Sinn, verbunden mit jenem Geiſte der Ordnung, Thätigkeit und Rechtlichkeit, welche wie ſpäter, ſo auch damahls die Grundzüge ſeines Charakters waren, ſo, daß ſeine Vormünder ihn ſchon ihm Jahre 1787, alſo nach kaum zurückgelegtem 21ſten Lebensjahre für ſelbſtſtändig erklärten. Noch in eben dieſem Jahre verheirathete er ſich, und zog von ſeiner Vaterſtadt nach Prag, wo er ein Großhandlungsgeſchäft errichtete, welches noch jetzt von ſeinem Sohne Leopold fortgeführt wird.

Er beſaß ſo viel kluge Vorſicht in Geſchäftsunternehmungen, daß er in kurzer Zeit ſeine Firma zu einer der geachtetſten und bekannteſten der Monarchie zu erheben wußte. Dabey entfaltete er, jemehr der Kreis ſeiner Geſchäftsthätigkeit an Umfang und Credit gewann, das gemeinſinnige Beſtreben: ſeine Wirkſamkeit zu einer dem ganzen Lande nützlichen zu geſtalten. So gab er, da das Schafwollgeſchäft der Hauptzweig ſeiner Thätigkeit war, zugleich den erſten wirkſamen Impuls zur Wollveredlung und Hebung der Schafzucht in Böhmen, wie ihm dieſes die größten Heerdenbeſitzer des Landes, als die Fürſten Clary, Salm, Trautmannsdorf, die Grafen Wrbna, Wrtby, Rottenhann, Bucquoy, Desfours, ſo wie auch die k. k. Staatsgüteradminiſtration, durch rühmende Zeugniſſe zu erkennen gegeben, nachdem ſelbe durch Befolgung ſeiner Rathſchläge die nützlichſten Folgen ernteten. Wie die Cultur dieſes für Böhmens Induſtrie und Handel ſo wichtigen Rohproductes, war auch die Erweiterung und verbeſſerte techniſche Anwendung desſelben in der Induſtrie des Landes ein Gegenſtand ſeiner eifrigen Obſorge, und im Jahre 1800 wurde er durch ämtliche Documentirung von dem Magiſtrate zu Reichenberg (ſchon damahls der Hauptſitz der böhmiſchen Manufactur) als „der höchſten Aufmerkſamkeit und Aufmunterung würdig empfohlen, weil er beſonders die ärmere Claſſe der Tuchmacher ſehr wirkſam unterſtützte, mit Beachtung der größten Schuldner, um ſie aufrecht, erwerbſam und nahrungsfähig zu erhalten.“ — Nicht minder

wurde er wegen ſeiner außerordentlichen Verdienſte um die Wollveredlung Böhmens, und ſeiner dabey an den Tag gelegten kaufmänniſchen Beſtrebungen im Jahre 1804 ſehr belobt. Wir laſſen von uun an einen treuen Biographen Lämmels ſprechen, der, wie aus der Zuſammenſtellung der Daten erſichtlich iſt, in näherer Verbindung mit ihm ſtand.

Eine ungleich wichtigere Sphäre ſeines großartigen ſtaatsbürgerlichen Wirkens bothen Lämmel die langen ſturmbewegten Kriegsjahre Oeſterreichs gegen Napoleon, wo er bey zahlreichen Gegelegenheiten das ganze großartige Maß ſeiner ſeltenen Umſicht, Geiſtesgegenwart und raſtlolen Geſchäftsthätigkeit, verbunden mit einer Anhänglichkeit an den Staat entfaltete, die es am beſten bewieſen, daß jene, die in ihrem Herzen das heilige Feuer der Vaterlandsliebe pflegen, demſelben im Kriege, auch ohne gerade den Degen oder die Feder zu führen, Dienſte von Wichtigkeit und Aufopferung zu leiſten vermögen. Er bewahrte ſehr oft den Staat von großem Verluſte durch Wiedereinlöſung des ärariſchen Eigenthums aus Feindeshand. — So löſte er im Jahre 1801 für den Betrag von mehreren Millionen verſchiedene Vorräthe des Armeebedarfs ab, die nicht ein Drittel des wahren Werthes derſelben betrugen. — In demſelben Jahre hatte er in Linz vor der dortigen Invaſion des Feindes ein ſehr umfangreiches Depot ärariſcher Donauſchiffe durch ſimulirten Kauf bey ſich geſichert, und obſchon dieſes ſein Eigenthum vom Feinde beſtritten; und ihm ſowohl, wie ſeinen Leuten, die Annäherung zu dieſen Schiffen unter Androhung des

Erſchießens verbothen wurde, wußte er doch durch muthvolles Benehmen, ſein auf dieſe Schiffe erworbenes Anrecht geltend zu machen, worauf er das ganze Depot wieder in die Hände des Aerars brachte.

Auf ſolche Weiſe wußte er im Jahre 1809 alles zu Kloſterneuburg vorräthige äráriſche Pontons- und Fuhrweſensholz, das damahls von ungewöhnlichem Werthe war, an ſich zu bringen und gleichzeitig 9000 Centner Zwieback, das außer dem hohen Preiſe auch aus Verpflegsrückſichten von hoher Wichtigkeit war. Die durch ſeine Klugheit erworbenen Objecte übergab er ſofort dem Aerar, ohne Gewinn, ohne Proviſion oder ſonſtigen Anſpruch für die gehabte Mühewaltung. Da man in der Perſon unſeres Lämmel ein nützliches und treues Glied des Vaterlandes erkannte, benützte man ihn nun bey vorkommenden Gelegenheiten, und es hatte es Keiner bereut, der ſich ſeiner in wichtigen Angelegenheiten bediente. So wurde er im Jahre 1805 von dem damahligen Finanzchef, Grafen Zichy nach Linz geſchickt, die vom Feinde in Beſchlag genommenen ärariſchen Vorräthe an Salz und Tabak zurückzukaufen, und er führte ſeine Miſſion derart aus, daß dem Staate durch dieß Gelingen dieſer Operation ein Vortheil von 700,000 fl. erwuchs. Nachdem er von dieſer glücklich ausgeführten Sendung nach Wien zurückgekommen, beauftragte ihn der Principal-Hofcommiſſär Graf Wrbna mit dem außerordentlich wichtigen Geſchäft, die in Feindeshänden befindlichen Artilleriegegenſtände zurückzukaufen. Bedenkt und berückſichtigt man, welch hohen, ja außerordentlich hohen Werth die franzöſiſchen Macht-

haber darauf legten, Artilleriegeſchütz und überhaupt Waffen als Trophäen nach Paris zu führen, ſo wird man die Schwierigkeit einer ſolchen Unternehmung leicht einſehen. Aber Lämmel führte das Geſchäft ungeachtet der vielen Gefahren, Mühſeligkeiten, ja ſelbſt Mißhandlungen, die er vom Feinde erfahren mußte, eifrig durch und mit ſo glücklichem Erfolge, daß ihm von dem Grafen, die belobende Anerkennung zu Theil wurde: „Seine unverdroſſene Mühe, Verwendung, Uneigennützigkeit und Rechtlichkeit, die er hierbey abermahls zum Vortheile des Aerars auszeichnend bewieſen, haben die k. k. Artillerie-Direction, die Hofkammer, die Finanzhofſtelle, ſo wie den landesfürſtlichen Hofcommiſſär zur allerhöchſten Kenntniß zu bringen ſich verpflichtet erachtet.“ Die Artillerie-Direction bezeugte ihm, daß er allein bey einer einzigen im Jahre 1805 bewirkten Artillerie-Effecten-Einlöſung vom Feinde, dem Staate 2,141,127 fl. 29 kr. durch ſeine Betriebſamkeit und geſchickte Einleitung verſchafft habe; „daß er Gefahren, Mühen und bedeutenden Koſtenaufwand erfahren habe, um ſo ein augenſcheinlich günſtiges Reſultat für den Dienſt Sr. Majeſtät zu erringen, daß er aus patriotiſcher Geſinnung jeder Proviſion und jeden billig gebührenden Geldnutzen entſagt, ſich daher um den a. h. Dienſt Sr. Majeſtät die weſentlichſten Verdienſte erworben, und der Merkmahle der a. h. Huld

und Zufriedenheit im vorzüglichſten Maße würdig gemacht hat." — Bey einem andern Rückkauf, der vom Feinde in Beſchlag genommenen Artillerie-Effecten, die er im Jahre 1809 im Auftrage des damahligen Landescommiſſärs, Oberſtburggrafen von Böhmen, Grafen von Wallis beſorgte, verſchaffte er dem Staate einen Nutzen von mehreren Millionen, und die ihm darüber ausgeſtellte Belobung vom Feldmarſchall-lieutenant Unterberger ſpricht ſich dahin aus: „daß er durch ſeine raſtloſe Mühe, Geſchicklichkeit und Eifer dieſe Artikel des Artilleriebedarfs unter dem halben Werthe des Ankaufs viele ſelbſt unter 1/4 des Werths erkauft und dadurch dem Aerar einen ſehr nahmhaften Nutzen zugewendet habe."

Für ſeine bey ſo vielen Geſchäften an den Tag gelegte Uneigennützigkeit, und aufopfernde Anhänglichkeit an Kaiſer und Vaterland, zeigt am augenſcheinlichſten und hervorſtechendſten, daß er mehrmahlige Gratificationen, dann Gewicht und Maßbonificationen, die ihm im Betrage mehrerer tauſend Francs zu Guten verrechnet wurden, immer dem Aerarium verrechnete, und — übergab, ſo wie er andererſeits immer bey der Uebernahme der Einlöſungsaufträge erböthig war, alle Gegenſtände, die er vom Feinde erkaufte, für ſeine Rechnung zu behalten, wenn der eine oder der andere Gegenſtand nicht als nützlich, brauchbar oder preiswürdig befunden werden ſollte, und dem Aerarium eine Aufbeſſerung von 20% über den Einkaufspreis davon zu geben.

Es iſt leicht begreiflich, daß dieſe oft vorgekommenen Einlöſungsgeſchäfte ſein Vermögen, ſeine Thätigkeit und bey den damit verbundenen raſchen und ſchnellen Reiſen ſeine Geſundheit ſehr oft in Anſpruch nahmen, und daß auch häufig ſeine perſönliche Sicherheit, ſo wie ſelbſt ſein Leben in Gefahr waren. Hiervon nur ein Beyſpiel. Als er nähmlich im Jahre 1805 von dem General, nachherigen Marſchall Mortier, durch 4 Tage in Brünn unter Bewachung von 6 Gensdarmen feſtgehalten, wurde er mit dem Erſchießen bedroht, wenn er hiervon Nachricht nach Wien zu geben verſuchen wollte; denn Mortier wollte ſeine durch den Grafen Wrbna angeordnete Reiſe nach Holitſch zum Kaiſer Franz, um wegen der Einlöſung eines Artillerieeffecten-Rückkaufes die nöthige Weiſung einzuholen, verhindern. Aber ſeine Geiſtesgegenwart half ihm, ſeinen Vorgeſetzten von der gewaltſamen Gefangennahme in Kenntniß zu ſetzen, und Mortier war genöthigt, den Befehl ſeiner Freylaſſung zu geben. Ueber derartige große Verdienſte wurde ihm von den hohen und den höchſten Landesbehörden die ruhmvollſte Anerkennung, und ſelbſt der Held jener Zeit, der Generaliſſimus Erzherzog Carl bezeugte ihm ſeine volle Zufriedenheit und ſeinen Beyfall in einem beſondern Schreiben. Wir wollen nur den Erlaß des Principalcommiſſärs Grafen von Wrbna hier wörtlich mittheilen, in dem ſich derſelbe ausſpricht: „Daß er (Lämmel) bey der franzöſiſchen Invaſion, die ihm aufgetragenen Geſchäfte mit dem größten Eifer beſorgt, dem höchſten Aerar dadurch die wichtigſten Dienſte gelei-

ſtet und hierüber die ſprechendſten Beweiſe ſeiner Redlichkeit, Uneigennützigkeit, unerſchütterlichen Treue gegen ſeinen Monarchen, mit perſönlicher Aufopferung als auch Hintanſetzung ſeiner ausgebreiteten Handelsgeſchäfte an Tag gelegt, und ſich dadurch der allgemeinen Achtung im vollſten Maße würdig gemacht habe."

Lämmels ſtets willfähriger thatgerüſteter Patriotismus bewährte ſich aber nicht nur in derartigen zahlloſen Geſchäftsnegociationen im Intereſſe des Aerars, während der ſo bedrängnißvollen Kriegsepoche von 1801 bis 1809; ſondern der Mann war auch immer bereit, dem Staate mit bedeutenden Vorſchüſſen zu dienen. So im Jahre 1809 bey den großen Contributionszahlungen an das franzöſiſche Gouvernement den Abzug der feindlichen Truppen aus Wien zu beſchleunigen, und ferner in demſelben Jahre, wo zu Ende des unglücklichen Krieges das k. k. Prager Münzamt zur Deckung einer beträchtlichen Staatsanweiſung in Conv. Münze verlegen war, da Niemand auf dem Platz die Mittel ſchaffte, und Lämmel den erforderlichen, bey der damahligen Geldnoth doppelt wichtigen nahmhaften Betrag aus Eigenem vorſchoß, ohne Entgeld oder Proviſion.

Er hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, dem Drange ſeines für's Vaterland glühenden Herzens Folge zu leiſten, und demſelben mit allen ihm zu Gebothe ſtehenden Mitteln zu dienen; und dieſe Loyalität im Dienſte ſeines Monarchen und Vaterlandes zeigte er wieder bey der

Errichtung der böhmiſchen Legion und Landwehr im J. 1809. Er war Vater von 7 Kindern und Chef und Führer eines großen Handlungshauſes, das gewiß in der damahligen ſo drangvollen, alle Verhältniſſe erſchütternden Periode, die unausgeſetzteſte Aufmerkſamkeit erheiſchte; und dennoch war er der Erſte unter ſeinen Glaubensgenoſſen, der ſich zum bürgerlichen Militärsdienſte freywillig anboth, und durch dieſes große Beyſpiel und ſeine eigene Aufforderung angeeifert, traten noch mehrere ſeiner Glaubensgenoſſen unter die Fahne des Bürgermilitärs. Im Jahre 1813 ernannte ihn der Feldmarſchall Fürſt Schwarzenberg zum Armeecommiſſär mit noch mehreren Berechtigungen, wie z. B. Befreyung von der Einquartirung, als Auszeichnung ſeiner auch bey dieſer Befreyungsepoche thätigen Verwendung bey der Armee und im Hauptquartiere.

Dieß in Kurzem die Verdienſte, die Lämmel ſich um den Staat, den Monarchen und um das Vaterland erworben. — Obwohl Lämmel ſich auf ſein Verdienſt nie etwas zu Gute gethan, und nie einen Anſpruch auf Belohnung machte, weil er eben aus reinſtem Herzenstrieb und Anhänglichkeit an ſein Vaterland gehandelt, ſo konnten ſolche ununterbrochene Verdienſte nicht unbelohnt bleiben, und er erhielt im Jahre 1811 die ämtliche Mittheilung vom Prager Magiſtrate, daß Se. Majeſtät der Kaiſer geſonnen: „ſeine anerkannten vielſeitigen Verdienſte auf eine den in Böhmen beſtehenden Geſetzen und der Landesverfaſſung nicht entgegenlaufende Art zu belohnen“ — und

bald darauf wurde ihm die damahls überhaupt und beſonders für Israeliten in Oeſterreich ſehr ſeltene Auszeichnung der Erhebung in den erblichen Adelsſtand des Kaiſerſtaates, ſo wie der immerwährenden Toleranz für ſich und ſeine Kinder rückſichtlich des Aufenthalts in Wien, deßgleichen der Ertheilung des dortigen Großhandlungsbefugniſſes.

Außer dieſer Gnade des Monarchen, der ihm noch bey verſchiedenen Gelegenheiten ungewöhnliche Beweiſe ſeiner kaiſerlichen Huld und der wohlwollendſten perſönlichen Werthſchätzung durch ein eigenes Handbillet zu erkennen gab, erfreute Lämmel ſich der Anerkennung und des Wohlwollens anderer Fürſten. So gab ihm der König von Sachſen während ſeines Aufenthaltes in Prag 1813/14 ſein Wohlwollen wegen ſeiner anerkannten Dienſte, ſowohl durch ſchmeichelhafte eigene Handbillets, als auch ſpäter durch einen koſtbaren Brillantring zu erkennen; und deſſen Nachfolger Anton gab ihm in vielen eigenhändigen Briefen die Verſicherung ſeines wärmſten Wohlwollens, und 1814 ward ihm von Seiten des dortigen Gouvernements und der k. Kriegsverwaltungskammer ämtlich bezeugt, daß er, nach hierzu erhaltener Erlaubniß der öſterreichiſchen Regierung dem ſächſiſchen Staate weſentliche Dienſte geleiſtet.

So war der würdige Mann würdig belohnt für ſeine vielen Dienſte. Werfen wir nun einen Blick auf ſein Verhältniß zu ſeinen gedrückten Glaubensgenoſſen damahliger Zeit, ſo finden wir ihn eben ſo edelmüthig, eben ſo groß, eben ſo herzvoll und eben ſo theilnehmend.

Aber die ihm zugekommenen Belohnungen, Auszeichnungen und Erhebungen trugen nur dazu bey, den Adel ſeiner Seele zu vervollkommnen, und wie in allen ſeinen Verhältniſſen zeigte ſich ſeine unausgeſetzte Theilnahme an dem Loos ſeiner Glaubensbrüder. Er war thätigſt bemüht, ihre Lage, die damahls noch ſo traurig und herzerſchütternd war, nach Kräften zu lindern, und theils iſt es ihm gelungen. — Er bereitete manche frohe Stunde ſeinen Genoſſen, und wo er nicht helfen konnte, trug er mit an der Laſt, die auf den Schultern ſeiner Brüder laſtete. So möge hier unter den weniger allgemein bekannten wichtigen Leiſtungen erwähnt werden, daß er jahrelang bey der öſterreichiſchen Regierung ſich bemüht, daß durch ihre Verwendung der Leibzoll in Sachſen aufgehoben werde, und ſeine Bemühungen waren nicht vergebens.

Bey ſolchen Gelegenheiten, wo Vorſicht und Beharrlichkeit die Hauptbedingniſſe waren, war jedes Hemmniß für ſeinen ſtrebenden wirkenden Geiſt ein neuer Sporn. Seinem unausgeſetzten Eifer und erlangten vielſeitigen Einfluſſe, gelang es im Jahre 1817 durch die Gnade des Kaiſers, einen Nachlaß der böhmiſchen Judenſteuer per 72,000 fl. C. M. bewirken zu helfen, und die fernere Zuſicherung des Kaiſer Franz, daß dieſe Steuer mit der Zeit gänzlich aufhören ſoll. (Dieſes Verſprechen hat nun unſer glorreicher Monarch, Kaiſer Ferdinand der Gütige zur Ehre Oeſterreichs und zum Ruhme ſeines erlauchten Vaters eingelöſt.) — Daß Lämmel hier aber nur im Intereſſe und zum Wohle der Geſammtheit dachte, empfand

und handelte, dürfte am Beſten und Sicherſten durch die Thatſache charakteriſirt werden, daß er, obwohl durch 26 Jahre in Wien wohnhaft, und 34 Jahre im Beſitze des dortigen Großhandlungsbefugniſſes, er allein unter allen dahin überſiedelten Israeliten, der böhmiſchen Judenſteuer ſich nicht entzog, und zwar ungleich ſtärker als mehrere der Reichſten dazu contribuirte — im Laufe der Jahre über 180,000 fl. C. M. Er zollte die Opfer für ſein Religionsbekenntniß nur in der Abſicht, damit dieſe von ihm gezahlte Summe nicht auf ſeine übrigen Glaubensgenoſſen falle. Ferner bewirkte er durch ſeine Bemühungen, im Jahre 1817 die Aufhebung der Beſchränkung des Getreidehandels; auch war er ſehr bemüht, die Aufhebung des mittelalterlichen Eides herbeyzuführen, gegen welchen er nicht lange vor ſeinem Tode eingeſchritten.

Nicht minder ſtrebte und wirkte er eifrigſt, bey ſeinen Glaubensgenoſſen den Geiſt für die Verbeſſerung von Innen, die eigene ſittliche Erhebung derſelben beleben und fördern zu helfen, wie er das Seine zu der Einführung des reorganiſirten Gottesdienſtes bey der Wiener Gemeinde beygetragen hat. Ueberhaupt war ſeine religiöſe Sinnesweiſe bey aller Wärme an den Glauben ſeiner Väter, doch weit entfernt von orthodoxen Vorurtheilen, und das Gebeth der Liebe, ſeinem milden Charakter ſo ſehr zuſagend, flößte ihm die ſchonendſte Duldſamkeit auch gegen Andersdenkende ein.

In der kaufmänniſchen Welt war er ſowohl durch eine Rechtlichkeit und gewiſſenhafte Erfüllung aller ge-

gebenen Verſprechungen als auch durch ſein bereitwilliges Eingehen auf jede billige und gerechte Zumuthung, ebenſo wie durch ſeinen hervorragenden Unternehmungsgeiſt ausgezeichnet, was alles zuſammen bewirkt, daß ſeine Firma auch in den entfernteſten Handlungsorten bekannt und überall hochgeachtet wurde. Allbekannt iſt, wie heilig ihm die Erfüllung eines gegebenen Verſprechens war. Am Augenſcheinlichſten zeigte ſich dieß bey den Tuch- und Getreidelieferungen im Jahre 1826, die er mit dem Staate contrahirt hatte, wobey er große Summen verloren; er reſtirte nach dieſem, ſein Vermögen ſchwer treffenden Schlag gleichwohl keine einzige Verbindlichkeit in der Geſchäftswelt, und ſuchte von Oben um keine Entſchädigung nach, wozu er durch die wichtigen Dienſte, die er dem Staate geleiſtet und die großen Opfer, die er demſelben gebracht, wohl allerdings berechtigt geweſen wäre.

So war dieſes Mannes Leben, ein ſehr thatenreiches und zugleich erfolgreiches; ein Leben, das ihm ſelbſt, ſeiner Familie und ſeinem Vaterlande zur Ehre gereicht.

Wie im öffentlichen ſo war er auch im Privatleben; theilnehmend gegen jedes Leid, unterſtützte er den Bedürftigen; auch war er den Künſten und Wiſſenſchaften ein treuer Beſchützer, ſo wie die ſeinem Stamme angeborne Gaſtfreundſchaft ſich in ihm auf eine auffallende Weiſe vererbte. Sein Haus war der Sammelplatz und der Zufluchtsort ausgezeichneter Perſonen aller Stände, Länder und Glaubensgenoſſen. Er ſchied von hinnen, um auszuruhen von ſeinen Mühen, den 18. April 1845.

D.

Digitized by Google

Letteris, Max Mëir.

M. Letteris wurde 1804 zu Lemberg geboren. Sein Vater Gerſon *), k. k. priv. orientaliſcher Buchdrucker, ein Mann von orthodoxen religiöſen Geſinnungen, und ſtolz auf den Ruhm talmudiſcher Gelehrſamkeit, die ſeit Jahrhunderten in ſeiner Familie heimiſch war, gab ſeinem Sohne eine, ſeinen Grundſätzen entſprechende Erziehung. Talmudiſches Wiſſen einzig und allein beſchäftigte ſeit der zarteſten Jugend anhaltend den geiſtvollen Knaben, ſo, daß er ſchon in ſeinem 13. Lebensjahre, in Gegenwart berühmter Rabbiner, öffentliche Disputationen mit vielem Scharfſinn und gewandter Dialektik halten konnte, was dem jungen Letteris frühzeitig einen Nahmen machte.

Bald aber wurde beym Jünglinge eine Wißbegierde rege, die eine unbegränzte Verehrung für Maimonides — den Polarſtern aller ſtrebſamen, geiſtreichen israelitiſchen Jünglinge, welcher talmudſche Weisheit mit profaner Gelehrſamkeit, wie Wenige zu vereinen wußte — noch geſteigert; — dieſe Wißbegierde trieb den jungen Mann mächtig an, ſich den Sprachſtudien und den Wiſſenſchaften

*) Er ſtammte von der berühmten Typographen-Familie Halewi zu Amſterdam, von welcher einige Mitglieder von Sobjeski, König von Pohlen, Befreyer Wiens, nach Zolkiew berufen wurden, um dort unter ſeiner Protection eine orientaliſche Buchdruckerey zu errichten, wie aus einem lateiniſchen Privilegium erſichtlich iſt, welches die Familie L. noch bis jetzt aufbewahrt.

mit Eifer zu widmen, was aber nur geheim und mit großer Vorſicht geſchehen konnte, aus Furcht vor den ſogenannten „Zionswächtern,“ denen, wie bekannt, alles nicht talmudiſche Wiſſen höchſt verpönt iſt. — Philoſophie, Philologie und Geſchichte, alles, was den Geiſt erhebt, vorzüglich aber das bibliſche Studium, nach allen Richtungen, nicht bloß nach der einſeitigen trivialen Methode der talmudiſchen Gelehrten, waren ihm von nun an ſeine Lieblingsbeſchäftigungen. Bald zeigte ſich auch die Frucht ſeiner ausgezeichneten Anlagen und ſeines unausgeſetzten Eifers, ſo, daß die Koryphäen der hebräiſchen Literatur, wie des Judenthums überhaupt, die eine zweckmäßigere, reifere Weltanſchauung ſich angeeignet, mit dem jungen, eifrigen Letteris in geiſtigen Verkehr traten. Vorzüglich war es der alte ehrwürdige Neſtor der gebildeten Israeliten, David Friedländer aus Berlin (Schüler und Freund Moſis Mendelsſohn's), der eine gelehrte Correſpondenz mit Letteris durch viele Jahre unterhielt, und den großen, fördernden Einfluß auf die Richtung ſeines Geiſtes und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ausübte. Gleich am Anfange ſeines Briefwechſels (1823) ſchrieb Friedländer an Letteris: „Mir war es eine angenehme, beynahe wunderbare Erſcheinung, einen Jüngling ſo tief in Pohlen zu erblicken, der, mit vielſeitigen Kenntniſſen ausgerüſtet, das lobenswerthe Beſtreben verbindet, ſeinen Zeitgenoſſen mit Liebe und Eifer, mit Vorſicht und Beſcheidenheit nützlich zu werden.“ (Aurora 1834, 1. J.). Auch der berühmte Salomon Rappaport (Oberrabbiner zu Prag), der ſpäter eine liebliche Vorrede zu Athalie von Letteris

ſchrieb, trat damahls mit dem viel jüngern Letteris in innige Verbindung, die noch jetzt fortdauert.

Die Erſtlingsverſuche, die Letteris ſeinen Religionsgenoſſen gedruckt vorlegte, waren religiös-moraliſche Reden, in einem anmuthig bezaubernden Hebräiſch geſchrieben. Dieſe Reden und ein Band hebräiſcher Gedichte, betitelt: **Dibre Schir** *), machten eine ungewöhnliche Senſation, nahmentlich bey den wißbegierigen jungen Leuten in den Slavenländern, und dienten als heilſame Anregung zum geläuterten Studium der heiligen Schrift, welches ſeit jener Zeit allgemeiner zu werden anfing, und wovon Letteris literariſches Wirken als Haupttriebfeder zu betrachten iſt, was auch einſtimmig anerkannt wurde.

Im Jahre **1823** trat Letteris an die Spitze eines Vereins ausgezeichneter jüdiſcher Gelehrten, zur Herausgabe einer theologiſch-philoſophiſchen Zeitſchrift mit Nahmen: Hazphiro. Letteris leitete die Redaction mit vieler Umſicht, nur beſaß er noch nicht die nöthige Erfahrung, um manche Klippe klug und gewandt zu umſchiffen; und ſo fand dieſes Unternehmen, durch die Neuheit und Schärfe der darin ausgeſprochenen freymüthigen Geſinnungen, viele Gegner und Bekämpfer. Nahmentlich war es Herr L. Miſes, ein freymüthiger Denker, der in ſeinen ſcharfen Beyträgen für ſein Publicum zu weit ging, und Viele zum Widerſpruch reitzte. Bey ſo be-

*) Dieſe Gedichte erſchienen zum dritten Mahl (Minsk 1836); die erſte Ausgabe veranſtaltete der Vater des Verfaſſers in ſeiner eigenen Buchdruckerey. (Zolkiew 1823).

wandten Umſtänden mußte dieſe Zeitſchrift nach kurzer Zeit eingehen. Miſes gab unmittelbar darauf ein grö- ßeres theologiſch-philoſophiſches Werk: Eifer für Wahr- heit heraus, und lieferte gründliche Beyträge zur israe- litiſchen Geſchichte von Dr. J. M. Joſt. Letteris aber, der ſich inzwiſchen dem Univerſitätsleben zugewendet, gab eine gelehrte Correſpondenz in hebräiſcher Sprache, die als Grundlage zum Kherem Chemed zu betrach- ten iſt (auch ſind in dieſem 1. Theil mehrere Beyträge aus Letteris Correſpondenz nachgedruckt); — einen neuen Band hebräiſcher Poeſien*), und ein Bändchen Origi- nalgedichte in deutſcher Sprache heraus, welches letztere ihm auch im größern deutſchen Publicum Theilnahme erwarb.

Im Jahre 1829 ging Letteris nach Wien, wo er mit den ausgezeichnetſten Gelehrten und Künſtlern in freundſchaftliche Verbindung trat, und vielfache literari- ſche Leiſtungen unternahm, ſo wie er für die beſſern deut- ſchen Journale gediegene Beyträge lieferte. Es ſchien als wenn er für ſeine orientaliſchen Studien erkaltete, was von ſeinen israelitiſchen Freunden ſehr bedauert wurde, als er auf einmahl, im Jahre 1834, ſeine alte Laufbahn mit neuer Energie wieder betrat. Letteris fand nähmlich zu dieſer Zeit einen neuen Wirkungskreis, der mit ſeiner Neigung und ſeinen ſeltenen Verdienſten ſehr überein-

*) Theils Originalgedichte, theils Ueberſetzungen, aus lateiniſchen, franzöſiſchen, deutſchen und engliſchen Dichtern enthaltend, betitelt: **Ajeleth ha-Schachar.**

ſtimmte, indem er ſeine Wirkſamkeit als Literat und Corrector, der Edlen v. Schmid'ſchen orientaliſchen Buchdruckerey und Buchhandlung zuwendete. Dieſes rühmlichſt bekannte Inſtitut beſchäftigte ſeit einem halben Jahrhundert ſehr lichtvolle Köpfe bey ſeinen großartigen Unternehmungen. Wir nennen nur die Nahmen: Obernik, Löwiſohn, Ben=Seew, Jeitteles, Sal. Jacob Cohen, M. J. Landau und Büſchenthal, um die umſichtige Wahl des thätigen Unternehmers, Anton Edlen v. Schmid bemeſſen zu können. Er ſcheute daher keine Mühe und kein Opfer, bis er auch Letteris geniale Feder für ſeine Typographie gewonnen. Die Reſultate dieſes Engagements ſind für die orientaliſche, nahmentlich für die hebräiſche Literatur ſehr bedeutend. Wir beſchränken uns hier auf die Nahmhaftmachung einiger größerer Unternehmungen. 1) Eine unter Letteris und Jeitteles Leitung erſchienene deutſche Ueberſetzung und ein hebräiſcher Commentar zum alten Teſtament (wovon gegenwärtig, nach Jeitteles Tod, eine zweyte verbeſſerte Auflage erſcheint). 2) Ein von Letteris mit vieler Sachkenntniß und Geſchmack bearbeitetes großes hebräiſch=deutſches und deutſch=hebräiſches Wörterbuch 3 Bände*). 3) **Gesa Jischa (Athalie, par Jean Racine)**, dieſes poetiſche, antike Meiſterwerk, welches der geiſtreiche Bearbeiter (wie ein Urtheil in der Augsburger allgemeinen Zeitung, 1837, lautet) durch die darin ausgeſprochene bibliſche Denk= und Gefühlsweiſe, wie über=

*) Darunter iſt die vermehrte und verbeſſerte Ausgabe des Ozar ha-Schoroschim zu verſtehen. 3. Ausg. Wien 1839—1840. 2 Thle.

haupt durch eine echt claſſiſche Färbung zum Original erhoben, erlebte bereits eine zweyte Auflage. Sal. Jacob und R. J. Rappaport haben ſchöne Einleitungen zu dieſer Cohen Dichtung geſchrieben, worin ſie Letteris Verdienſte um die bibliſche Literatur nach Verdienſt würdigen. — Eine zweyte bibliſche Tragödie **Sch'lom Esther***), die Letteris im Geſchmacke der Italiener ſchrieb, liegt zum Drucke bereit. 4) **Chikre lev**, ein im bibliſchen Styl abgefaßtes Sendſchreiben über das höhere Studium der heiligen Schrift. (Preßburg, Schmid 1839.)

Außer den erwähnten Leiſtungen nahm Letteris noch lebhaften Antheil an der Redaction der bekannten Zeitſchrift „Erſtlingsfrüchte," wovon bis jetzt 12 Jahrgänge erſchienen ſind, ſo wie die neue Prachtausgabe des Talmud (Wien, v. Schmid und Buſch), unter ſeiner Leitung 1840, mit vieler Umſicht und Sachkenntniß ins Leben getreten iſt**).

Letteris genießt als Gelehrter, Dichter und Menſch eine ſeltene Achtung bey ſeinen Zeitgenoſſen, und wo ſein Nahme genannt wird, geſchieht es immer mit einer beſondern Auszeichnung. Als Beweis beſonderer Anerkennung von Seiten der berühmteſten Gelehrten, verdient er-

*) Nach Racines Eſther, erſchien bereits Prag 1843; eine 2. Ausgabe wird eben verbreitet.

**) In Verbindung mit Dr. Delitzſch und Profeſſor S. D. Luzzatto gab Letteris im Jahre 1838 zum erſten Mahl aus einer ſeltenen Handſchrift der Migdal-Os von M. Vita Luzzatto heraus, commentirt v. S. D. Luzzatto und Letteris, und mit gelehrten Einleitungen in lateiniſcher und hebräiſcher Sprache verſehen, von letzteren und Dr. Delitzſch.

wähnt zu werden, daß ihm das **Collegium Rabbinicum** zu Padua ein Ehrendiplom, worin ſeine rabbiniſche Gelehrſamkeit gerühmt wird, zugeſendet hat. Auch dürfte folgendes Einführungsſchreiben, welches der weltberühmte Orientaliſt und k. k. Hofrath Hammer-Purgſtall an Herrn Eugéne Burnouf, **secrétaire de la société asiatique** in Paris, bey Gelegenheit der Ueberſendung ſeines Lexicons an die erwähnte Geſellſchaft, geſchrieben, hier an ſeinem Platze ſeyn. Der Inhalt des offenen Schreibens in franzöſiſcher Sprache, iſt folgender:

„Monsieur!

Je me rends au désir de Mr. Letteris, un des hommes de lettres les plus distingués de l'Autriche, en lui donnant cette lettre de recommandation pour la société asiatique, quoique assurément il n' en a nullement besoin, puisque ses ouvrages qu' il compte transmettre par Votre canal à la société, seront la meilleure recommandation auprés d'elle. Son dictionnaire hébreu-allemand etc. est à la troisième édition, et sa traduction de l'Athalie par Racine, en vers rimés est un litre de plus qui doit le recommander particulièrement aux orientalistes français. Agréez l'expression des sentimens le plus distingués d'estime et de consideration avec lesquels j'ai l'honneur d'être

Monsieur

votre tres-obéissant Serviteur

Hammer-Purgstall m. p.

Vienne le 30. Mars 1840."

Digitized by Google

Noch wäre allenfalls zu erwähnen, daß Letteris im Jahre 1844 zum Doctor der Philoſophie promovirt und im Jahre 1846 als ordentliches Mitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft in Paris, und der deutſch-morgenländiſchen Geſellſchaft zu Leipzig und Halle mit Genehmigung der k. k. vereinigten Hofkanzley, mittelſt Diplome ernannt wurde. Bey Haaſe Söhne in Prag erſchienen von ihm 3 Ausgaben des Machſor mit hebräiſchem Commentar und deutſcher Ueberſetzung, in 9, 5 und 2 Theilen, ſtereotypirt; 1847 erſcheint bey Macklot in Carlsruhe: „Sagen aus dem Oriente," nach den Quellen bearbeitet in metriſcher Form von Letteris.

Seinen hebräiſchen Schriften wurde die Auszeichnung zu Theil, der Privatbibliothek Sr. Majeſtät des Kaiſers einverleibt zu werden.

Mandel (Mandelli) David.

(Der Diogenes unſerer Zeit.)

David Mandel wurde zu Preßburg von angeſehenen und wohlhabenden Aeltern geboren. Sein Vater, der ein frommer, talmudiſch-gelehrter Mann war, gab ihm, der unter 6 Kindern das Aelteſte, eine Erziehung, wie ſie damahls üblich war. Ein fleißiges Studieren des Talmuds füllte die ganze Zeit ſeiner Lehrſtunden aus, die ſchon in ſeiner früheſten Kindheit begonnen, und er verwendete ſich mit ſolchem Eifer und Fleiße, daß ſein Vater ſich veranlaßt ſah, den 12jährigen David ohne beſondere Aufſicht nach Rackendorff (ein Dorf einige Stun-

den von Preßburg) zu ſchicken, damit er bey dem dortigen Rabbi ſeine talmudiſchen Studien fortſetze. Von Natur war David ſowohl mit einer ſtarken Faſſungskraft, als mit einem guten Gedächtniſſe begabt, und er machte in der neuen Sphäre bedeutende Fortſchritte. Er blieb aber nur ein Jahr in Rackendorff, und kehrte auf den Wunſch ſeiner Aeltern nach Preßburg zurück, wo er jedoch nicht lange verweilte, denn es bemächtigte ſich ſeiner ein Drang nach Kenntniſſen und Bildung, ſo, daß er, ohne Vorwiſſen ſeiner Aeltern, ſeine Heimath verließ. Sein erſter Ausflug war nach Trieſch in Mähren. Aus einem Brief in hebräiſcher Sprache geſchrieben (1798), der große ſtyliſtiſche Meiſterſchaft verräth, iſt ſchon ein heftiges Sehnen etwas Großes zu leiſten, unverkennbar, ſo wie wir ebenfalls darin die Anzeige an ſeine Aeltern leſen, daß er geſonnen ſey, nach Prag zu gehen, wo damahls der Hauptſitz hebräiſcher Bildung war, und wo wir ihn wirklich ſchon 1799 treffen. Aus einem Briefe, den er aus dieſer Stadt ſchrieb, und der voll von talmudiſcher Sophiſtik iſt, erſieht man ſeine phantaſtiſchen Pläne, unter denen die Erwerbung von Wiſſenſchaften die Hauptrolle ſpielte. Ueber dieſe vergaß er Alles, ſogar ſich ſelbſt. In dieſem Briefe lag ein Zettelchen an ſeinen Vater, in welchem er ihn um etwas Geld bittet. Wir geben dasſelbe hier in einer Ueberſetzung, weil es zur Charakteriſtik ſeines damahligen Treibens beyträgt. Es lautet: „Nicht Geld zu ſammeln verließ ich das Haus, ſondern aus Durſt, meine lechzende Seele zu ſtillen. Gott ſey gelobt, viel Wiſſenſchaft habe ich mir zugeeignet, wenn auch

noch nicht genug, aber es iſt noch nicht aller Tage Ende.“ Aber in Prag blieb er nicht lange, denn ſchon 1800 finden wir ihn in Tirſchtuzel in Südpreußen, wo er einen Landsmann fand. In einem Briefe, den er von da aus ſchrieb, ſagt er ſelbſt, daß ihn die Luſt, fremde Länder zu ſehen, unaufhörlich antreibe, obwohl er damahls noch keine beſtimmte Richtung hatte. In einem andern Brief an ſeine Aeltern, ſpricht Mandelli, nachdem er ſie über ſein, ihnen zwecklos ſcheinendes Treiben zu beruhigen ſucht, und zugleich etwas Geld von ihnen erbittet, folgende merkwürdige, ſein ganzes Weſen bezeichnende Worte aus: „Ich habe Grundſätze, nach denen ich handle . . . nur einen Fehler verſpüre ich in mir, der ſich ſchon als Trieb in meine Jugend eingeſchlichen hat, dieſer Fehler heißt Ruhmſucht. Schon als Kind fühlte ich ein mächtiges Verlangen, mich vor meinen Mitſchülern hervorzuthun, ich lechze nach Ruhm, ich dürſte nach Auszeichnung!“ Hier reifte der Entſchluß in ihm, nach dem von ſeinem Aufenthaltsorte nicht ſehr entfernten großen Berlin zu gehen, um dort ſeinen Plan zu verfolgen. In demſelben Briefe ſchreibt er an ſeinen jüngern Bruder: „Jetzt haſt Du noch Gelegenheit mich zu ſprechen, weiter nicht; — arbeite ich meinen Plan durch, ſo darfſt Du mich nicht hindern; geſchieht das Gegentheil, ſo kannſt Du mich nicht wieder ſprechen; ich fliehe in einen entfernten Welttheil, und Du ſiehſt Deinen Bruder nie wieder. Ich kann Dir nie mehr ſchreiben.“ Die möglichſt genaue Benützung der Zeit, die ſich ſpäter bis zur abgöttiſchen Verehrung ſteigerte, ſpricht ſich hier ſchon aus.

„Ich grüße Euch Alle" — das ſind ſeine eigenen Worte — „meine Freunde, ich ſage die Wahrheit, ich möchte Jedem beſonders Ehre bezeugen, aber die koſtbarſte Zeit!" — Von ſeinem Treiben und Streben in Berlin wiſſen wir wenig zu erzählen, nur daß er in einem Brief von 1803 voll warmer kindlicher Liebe ſeinen Vater über die damahligen ſchlimmen Familienverhältniſſe, ſehr liebevoll tröſtet, und das von Zeit zu Zeit aus ſeinem Schreiben eine rührende Reue auftaucht, daß er das väterliche Haus heimlich verlaſſen. Aus einem Briefe aus Berlin vom Jahre 1804, der uns wohl auch wenig Aufſchluß über ſeine Verhältniſſe gibt, erſehen wir, daß er noch immer beharrlich mit allem Eifer ſeinen Studien obliegt, und daß er ſelbſt bey körperlicher Krankheit, wo er im Zeitraume der Wiedergeneſung von allen Menſchen geſchieden iſt, nur mit Büchern umgeht. Jedenfalls ſcheint er in Berlin, wo er ſich mehrere Jahre aufhielt, den Hauptgrund zu ſeiner ſpätern großartigen Ausbildung gelegt zu haben. Ein Landsmann, der ſich zu ſeiner Zeit in Berlin aufhielt, erzählte, daß er ſich damahls beſonders mit Sprachſtudien befaßte, und daß ſich ſeiner Bizarrerie bemächtigte, daß er ſich einmahl die Angenbrauen wegraſirte. Seine Lebensart war damahls ſchon (wie dieſer Landsmann erzählte) ſehr ſtreng. Als er ihn das erſte Mahl in Berlin beſuchte, fand er ihn in einem ganz kleinen Zimmer voll Bücher; unter dem Bette lag eine Quantität Kartoffeln, welche damahls ſeine einzige tägliche Nahrung waren. Im Jahre 1805 befand er ſich in Offenbach, wo er im Begriffe war, eine Hofmeiſter-

ſtelle anzunehmen. Sehr ſchwer fiel es ihm, wie er ſelbſt ſchreibt, ſich von ſeinen geliebten Büchern zu trennen, aber die Hofmeiſterſtelle ſollte ihm ein Mittel verſchaffen, ſpäter auf der großen Univerſität, die er nicht nennt, welche aber ohne Zweifel Paris iſt — unabhängig leben zu können.

Von nun an blieben ſeine Briefe allmählig aus, und ſein Nahme verſcholl, ſo, daß ſeine Aeltern ihn todt glaubten. Als vor ungefähr 30 Jahren ein hebräiſcher Gelehrter aus Ungarn ſich in Paris aufhielt, erfuhr er von Frau v. Schlegel, geb. Mendelsſohn, daß ein gelehrter Landsmann von ihm anweſend ſey, der ihr Haus oft beſuche. Er ſuchte ihn auf und fand in demſelben unſern David Mandel, der ſchon damahls auf den gefährlichſten Gletſchern theoretiſcher Speculation ſtand. — Mandel ſagte ſeinem Landsmanne mit kurzen Worten: „Wenn Sie nach Preßburg kommen, grüßen Sie mir meine Aeltern.“ Sonſt war er verſchloſſen. So trat er aus der Welt heraus, aus ſich ſelbſt, riß aus ſeinem Herzen alles, was der Menſchenbruſt werth und theuer iſt, um Etwas zu verfolgen, was uns unbekannt iſt und bleibt. — — —

Am 22. December 1836 ſtarb Mandelli, fünfzig und einige Jahre alt, in Paris durch einen Unglücksfall. Er ging, wie gewöhnlich mit 2 Krügen, an die Seine, um ſie für ſeinen Trinkbedarf mit Waſſer zu füllen, ſtützte ſich dabey an einen nicht befeſtigten Kahn, der vom Ufer wich und den Unglücklichen mit in die Wogen riß. Die Pariſer nannten ihn gewöhnlich den ungariſchen

Diogenes, und der Pariſer Pöbel „der Wilde vom Zeughaus;“ denn er wohnte lange Zeit in dem alten Zeughaus. Dort wohnte auch mit ihm, der rühmlichſt bekannte franzöſiſche Schriftſteller Charles Nodier, der ihm durch eine biographiſche Skizze, ein kleines Monument ſetzte.

Mandelli war einer der erſten Linguiſten unſerer Zeit; er wußte die meiſten lebenden und todten Sprachen der Welt, und war übrigens noch ein ſehr bewandter Hiſtoriker, Mediciner, Juriſt, Theolog u. ſ. w. In der Philoſophie war Plato ſein Orakel; dieſen wußte er beynahe auswendig, und citirte ihn oft in ſeinen gelehrten Geſprächen. Im practiſchen Leben nahm er ſich aber, wie wir geſehen, den Cyniker Diogenes zum Muſter. Seine Garderobe beſtand aus einem alten Soldatenkittel und einem Paar alter Ueberſchuhe. Er nährte ſich faſt ausſchließlich von Commißbrod, welchem er manchmahl einige rohe Kräuter oder Wurzeln beyfügte; gekochte Speiſen aß er in Paris nie. Er heizte ſich nie ein. Sein Hausgeräth beſtand aus einem hölzernen Armſtuhl, aus einem Schämel, einem Tiſch von Zimmermannsarbeit, einem kleinen Schranke, worin er ſeine Bücher und Schriften aufbewahrte; aus einem Bret mit einem Strohſack, einem Tintenfaß, einem Scherben, der ſtatt einer Lampe diente, zwey Waſſerkrügen und einer Schiefertafel, auf welche er vorzüglich mathematiſche Berechnungen anſtellte, um an Papier zu ſparen. Er unterrichtete wöchentlich in der griechiſchen Sprache eine Stunde, die er ſich mit 2½ Franken bezahlen ließ, und das reichte zu ſeinem Unter-

halte hin. Im Umgange war er freundlich und gutmüthig, doch nicht ohne einen gewiſſen Stolz, den man unter ſeinen Lumpen nicht geſucht hätte.

Mandel ließ nichts drucken; ſeine hinterlaſſenen Manuſcripte ſind ſchwer zu entziffern, da in denſelben die Idiome der heterogenſten Sprachen divergiren. Ein ſolches Leben hat übrigens etwas Rührendes. Mandellis Fehler waren von einer Art, die wenig Nachfolger finden wird, und ſeine guten Eigenſchaften bildeten einen ſchneidenden Contraſt mit dem, was man in einer habſüchtigen und marktſchreyeriſchen Zeit nur allzuoft in der literariſchen Welt vorfindet.

Der Familiennahme Mandellis war eigentlich Mandel, weil aber in Preßburg mehrere dieſen Nahmen führten, ſo nahm Mandellis Vater den Nahmen Duckes an. Mandel in jeder Hinſicht originell und bizarr, legte ſich hinwieder den Nahmen Mandel mit der Veränderung in Mandelli bey.

David Mandels gleichſam wildromantiſche Erſcheinung, ein großartiges arioſtiſches Wiſſenſchaftsabenteuer nun vom Winde und Sturm faſt ſonder Spur verweht; ein ungeheures Naturphänomen, einem nichts als Aſche zurücklaſſenden endloſen Waldbrand ähnlich, dünkt uns ſo außerordentlich und aufbewahrenswerth, daß wir nicht umhin können, zum Schluſſe den Bericht eines Engländers im **Monthly Magazine** anzuführen. Die **Revue britannique**, May 1827, gab dieſen Bericht „über die Exiſtenz eines gelehrten Sonderlings aus Ungarn in Paris," der Hauptſache nach folgender Weiſe wieder:

„Franz v. Teſſedik, ſuchte den Sonderling mit großer Mühe in Paris auf, und fand ihn im Arſenalgebäude in einem, unter den Treppen angebrachten engen, höchſt armſeligen Stübchen. Sein Aeußeres war im hohen Grade vernachläſſigt; was Teſſedik von ihm herausbringen konnte, beſteht darin, daß er Ignaz oder richtiger David Mandel heiße, daß er etwa zwey Jahre lang in Preßburg gewohnt, und in Berlin zwey Jahre lang in die Schule gegangen. Er gab vor, ſeines Geburtsortes nur dunkel ſich erinnern zu können, eben ſo auch ſeines Zunahmens; man heiße ihn aber in Paris: Mandel. Er habe ſein Vaterland verlaſſen, um die Welt zu beſehen. Franzöſiſch, deutſch, lateiniſch ſprach er gut. Ungariſch konnte er nicht reden, er verſtand aber den Sprechenden. Des Perſiſchen und Arabiſchen rühmte er ſich ungleich beſſer kundig zu ſeyn, als des Deutſchen, ja ſogar mit der Sanscritſprache ſoll er ſich viel beſchäftigt haben. Auch das Ruſſiſche war ihm bekannt; er ſprach und ſchrieb es. Mit der Sternkunde befaßte er ſich am liebſten, und rechnete viel. In früheren Jahren verdiente er ſich einiges Geld durch Unterricht, den er im Arabiſchen gab; davon zog er 200 Franken Intereſſe aus dem Landesärarium, und lebte davon; ſagte aber, kaum 100 Franken jährlich verzehren zu können. Teſſedik hält ihn für einen Juden aus Preßburg.“

D.

Mendizabal, Juan Alvarez von; Miniſter.

Seiner eigenen Behauptung nach iſt er in Cadiz geboren; man nimmt aber daſelbſt an, er ſey von Gibraltar gebürtig. Sein Vater führte den Familiennahmen Mendez, der Sohn verwandelte ihn in Mendizabal, und rühmte ſich ſeiner hebräiſchen Herkunft. Als er ſich 1835 in Madrid niederließ, weigerte er ſich, dem Pfarrer des Kirchſpiels, in dem er wohnte, ſein Taufzeugniß vorzuzeigen.

Es herrſcht in Spanien allgemein der Glaube, daß er dem Bekenntniſſe ſeiner Väter zugethan geblieben ſey, obgleich er in den Cortesverſammlungen häufig einen chriſtlichen Eid abgelegt hat. Früh entwickelte ſich in Mendizabal, der von ſeinem Vater auf ihn übergegangene ſpeculative Geiſt; die Trödelbude ward ihm bald zu eng; er machte den Unterhändler in größern Geſchäften, und in dem Kriege von 1808 gegen die franzöſiſchen Eindringlinge nahm er, wenn auch nicht mit den Waffen, doch mit als Lieferant Theil. Nach Beendigung des Krieges fand er auf dem Comptoir des Don Vicente Beltran de Lis eine Anſtellung, die ihm aber des geringen Gehaltes wegen bald nicht mehr genügte. Er überwarf ſich mit ſeinem Chef, und trat aus. Im Jahre 1819 nahm er in Cadiz Theil an der Verſchwörung des Galiano und Iſturiz, die die Einführung der Conſtitution von 1812 zum Zweck hatte, und leiſtete bey dieſer Gelegenheit wichtige Dienſte, indem er vertrauliche Sendungen an die

unſern Cadiz cantonirenden, nach Amerika beſtimmten Expeditionstruppen übernahm, und mit Geſchick vollzog. Auch am Zuge Riegos nahm er Theil, und wußte, wie früher, für die Bedürfniſſe der Truppen, für die Betreibung von Geldern auf ſummariſchem Wege und deren Verwendung ſich verdient zu machen.

Nach Wiederherſtellung der Conſtitution erkannte der Finanzminiſter Canga-Arguelles in Mendizabal den Mann, der ihm bey ſeinen Anleihen, bey der Aufhebung der Klöſter und Veräußerung der Nationalgüter, weſentliche Dienſte leiſten könnte. Auch dem Toreno kam dadurch Mendizabal in Berührung. Wohl ſah Mendizabal das Ende der conſtitutionellen Sache voraus, doch ſeine Anhänglichkeit an die Staatscaſſe und die ſeiner Freunde, war ſo groß, daß er erſt, nachdem alle Hülfsquellen erſchöpft waren, ſein Vaterland verließ, und ſich nach England einſchiffte. Hier wurde er in das Gefängniß geworfen, indem die durch ihn betrogenen engliſchen Capitaliſten ſich an ſeine Perſon hielten. Bald jedoch ſahen ſie ein, daß aus ihm nichts zu erpreſſen war, und ließen ihn in Freyheit. Jetzt ſchloß ſich Mendizabal an ſeinen alten Bekannten Zulueta an, entlehnte von ihm 2000 Pf. St., kaufte damit Porzellan und kurze Waaren ein, und begab ſich 1827 nach Liſſabon. Er ſchloß in Dom Pedros Nahmen in London eine Anleihe ab, und wußte ſie zu einer ſolcher Höhe zu treiben, das ſein Nahme berühmt wurde, und er ſelbſt ſich nicht allein das perſönliche Vertrauen des Kaiſers und ſeiner Rathgeber, ſondern auch ein anſehnliches Vermögen erwarb, womit

ſeine Handelsunternehmungen unter der Firma des Hauſes Ramon y Ramon Carbonell und Comp. ſich immer weiter ausdehnten.

In dieſer Zeit zog er die Aufmerkſamkeit des Generals Alava, ſpaniſchen Geſandten in London auf ſich, der ihm mehrere Lieferungen für die Bedürfniſſe der Truppen der Königinn von Spanien übertrug. Gegen Ende des Jahres 1835 hielt das ſpaniſche Miniſterium um eine bewaffnete Intervention Frankreichs an. Mendizabal erfuhr dieß, und da dieß ſeine Speculationen zu beeinträchtigen drohte, überredete er den Grafen Alava, als Gegner dieſer Intervention aufzutreten und dagegen die Erlaubniß zur Ausrüſtung einer Hülfslegion von 10,000 Mann Engländern auszuwirken, welche er ſelbſt anzuwerben, und unter billigen Bedingungen auszurüſten verſprach. Alava ging in dieſen Vorſchlag ein und empfahl den Machthabern in Madrid, Mendizabal als den fähigſten Mann, um ihn zur Ausführung zu bringen. Frankreich hatte inzwiſchen ſelbſt die Intervention verweigert, und Tereno beſchloß, ſich zu ſeiner eigenen Erhaltung ganz in Englands Arme zu werfen, und ernannte Mendizabal am 13. Juny 1835 zum Finanzminiſter. Er zögerte nicht, die Stelle anzunehmen, erbath ſich aber noch einige Zeit, um ſeine eigenen Geſchäfte in England zu ordnen und die Ausrüſtung der Hülfslegion eifrig zu betreiben. Scheinbar trat er aus dem Handelshauſe Carbonell aus, und übertrug ihm die vortheilhafteſten Lieferungen für die Legion. Er ermahnte währenddem Toreno, auf ſeinem Syſtem zu beharren, und ſchloß am 4.

Auguſt 1835 mit dem Hauſe Ricardo (Ardoin), einen Vertrag ab, wodurch er 327,762 Pf. St. bar, und 836,655 Pf. St. in (werthloſen) Papieren der aufgeſchobenen Schuld erhielt und dagegen 1,156,170 Pf. St. in Papieren der activen Schuld an Zahlungsſtatt gab. Darauf ging er über Paris, wo ihn der König der Franzoſen zur Tafel zog, nach Bordeaux und ſchiffte ſich nach Santander ein.

Am 20. Auguſt hörte er hier von dem Aufſtande der Bürgergarde in Madrid, ſchrieb aber demungeachtet Toreno, er ſolle dem Volke nicht nachgeben. Von Santander reiſte er zur See nach Liſſabon, um einige ihn perſönlich betreffende Angelegenheiten mit der portugieſiſchen Regierung in Ordnung zu bringen, und erfuhr hier, daß die Provinzialjunten, die ſich überall in Spanien gebildet hatten, ſich von der Hauptſtadt für unabhängig erklärt hätten. Als er in Badajoz den ſpaniſchen Boden betrat, war die Verwirrung auf's Höchſte geſtiegen, man ſuchte einen Retter, und glaubte ihn in Mendizabal zu finden. Mit Jubel ward er überall auf ſeiner Reiſe nach Madrid empfangen. Mendizabal ward zum Miniſterpräſidenten ernannt, und übernahm die Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten und der Marine neben dem Finanzminiſterium. Die auf den 16. November 1835 einberufenen Cortes, obgleich unter dem Einfluſſe Martinez de la Roſas erwählt, ließen ſich willig von ihm lenken; ſie geſtatteten ihm die Aushebung von 100,000 Mann und die damit verknüpften Geldopfer, und bewilligten ihm faſt einſtimmig mit Entſagung aller

Garantien am 16. Jänner 1836 das ſo berühmt gewordene Vertrauensvotum. Dieſes ermächtigte ihn, ſich alle Hülfsmittel zu verſchaffen, die er für nöthig fände, um dem Kriege ein Ende zu machen, doch ohne neue Anleihen zu erheben, und die zur Deckung der Staatsgläubiger dienenden Nationalgüter anzugreifen. Die Art, wie er dieſes Wunder ausführen wollte, nannte er ſein Geheimniß. Er hob alle in Spanien noch beſtehenden Mönchsklöſter auf, vertrieb die Nonnen aus ihren Klöſtern, ohne ihnen ihre Ausſteuer wiederzugeben, verſchleuderte die Staatspapiere durch ſeine Finanzoperationen mit Ardoin in London, und erhöhte die Laſten des Staates durch die Conſolidirung eines großen Theils der unverzinslichen Schuld auf eine unerträgliche Weiſe. Die ihm ſo zugethanen Cortes hatte er am 27. Jänner 1836 wegen eines unbedeutenden Artikels in dem von Alcala Galiano ausgearbeiteten Wahlgeſetze, mit dem ſie nicht einverſtanden waren, aufgelöſt; den franzöſiſchen Geſandten, Grafen Rayneval, durch ſeinen Uebermuth zu ſeinem Feinde gemacht, und als die Friſt, die er ſelbſt zur Beendigung des Krieges geſetzt, verſtrich, ohne daß dieſer aufhören wollte, als von allen ſeinen großartigen Verſprechungen keine in Erfüllung ging, begann das Vertrauen des Volkes auf ihn zu wanken. Seine Intrigue gegen Iſturiz mit dem er Anfangs ein neues Miniſterium bilden wollte, wozu dieſer ſich aber nicht hergab, und deſſen Wahl als Cortespräſidenten er hintertrieb, vollendete ſeinen Sturz. Er zog es vor, ſeine Entlaſſung ſelbſt zu verlangen, und am 15. May 1836 wurde ſie von der

Königinn=Regentinn angenommen. Doch ſeine Maaßregeln hatten die Finanzen des Staates in eine ſo unheilvolle Verwirrung geſtürzt, und Arguelles, dem er ſeinen vollen Gehalt ausgezahlt hatte, welchen dieſer als Staatsrath während der zehn Jahre ſeiner Auswanderung in Anſpruch nahm, empfahl ihn ſo dringend, als den einzigen Mann, der die Verwirrung löſen könnte, daß er am 11. September desſelben Jahres wieder zum Finanzminiſter ernannt wurde. Aber ſeine politiſche Bedeutung war verſchwunden, wie ſehr auch die politiſchen Blätter ſein Lob poſaunten, das Mißtrauen, das das Volk gegen ihn beſeelte, konnten ſie nicht heben. Vergeblich verlangte die Oppoſition in den Cortes von ihm Rechenſchaft von dem ihm gewährten Vertrauensvotum. Mit dem Miniſterium Calatrava fiel auch er am 10. Auguſt 1837. Am 21. October ſuchte er in einer Denkſchrift an die Cortes Rechenſchaft über den Gebrauch des Vertrauensvotums abzulegen, die aber Niemand befriedigte, und ſeit der Zeit, bis zum Sturze Espartero's erſchien er nur noch als Deputirter der Provinz Madrid in den Cortes. Als ſolcher gehörte er ſtets zu der heftigſten Oppoſition, und ſuchte nahmentlich allen Finanzoperationen der Regierung Hinderniſſe entgegenzuſtellen.

1841 übernahm er unter dem Regenten Espartero wieder das Finanzminiſterium; bey Espartero's Sturz im Jahre 1843 jedoch, verſchwand auch Mendizabal wieder vom politiſchen Schauplatze. Er begab ſich zuerſt nach England, dann nach Frankreich.

Mendizabal hat eine rieſenhafte Geſtalt, ſo, daß man

ihn gewöhnlich Don Juan y medio (Don Juan der Anderthalbe) nennt, ein verzerrtes, todtenbleiches Geſicht, einen ungeordneten Haarwuchs; als Redner hatte er in den Cortes häufig Gelächter erregt, denn ſein Mangel an eigentlicher Erziehung zeigt ſich bey ſolchen Gelegenheiten am deutlichſten. Während des franzöſiſchen Krieges verheirathete er ſich mit der Tochter einer anſtändigen Familie zu Barrar in der Provinz Albacete, der jungen Tereſa Alfaro; als er 1823 nach England ging, ließ er ſie in Spanien zurück.

Meyer, David Amſel.

(Däniſcher Hofrath und Finanzdirector.)

David Amſel Meyer ward in Copenhagen den 18. Jänner 1753 geboren. Sein Vater war Amſel Jakob Meyer, ein einſichtsvoller und betriebſamer Kaufmann; ſeine Mutter ſtarb in ſeiner früheſten Jugend. Schon als Kind ließ er ahnen, was aus ihm werden dürfte. Man erzählt: das Haupt der Familie, der alte Jakob Meyer aus Altona, ein Mann von Scharfſinn und Menſchenkenntniß, habe bereits während ſeines Aufenthaltes in Kopenhagen vor ungefähr 80 Jahren unſern Meyer — damahls nur 11 Jahre alt — als ein Wunder betrachtet, und ſich etwas Außerordentliches von ihm verſprochen. Die Natur hatte ihn mit einer ſchnellen Faſſungskraft, einem hellen Verſtande begabt, allein der Zeitgeiſt verſagte ihm eine regelmäßige ordentliche Erziehung. Nach damahliger Sitte, oder richtiger geſprochen, Unſitte, wurde

die männliche Jugend unwiſſenden, rohen Schulmeiſtern übergeben, die ſich begnügten, ſie in der Bibel und im Talmud leſen zu laſſen. Hingegen erreichte er eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Berechnen und Calculiren.

Unter ſeinen vielen Geſchwiſtern, liebte Meyer vorzüglich ſeine Schweſter Cäcilie, und den Bruder Moſes. Letzterer vereinigte mit einem eingeſchränkten Kopfe eine unbegränzte Wohlthätigkeit und eine religiöſe Schwärmerey. Früh wurde er unſers Meyers Handelsgenoſſe. Beyde Brüder wußten ſich einige Schillinge und Credit zu verſchaffen. Sie kauften Seide, Knöpfe u. dgl., welches ſie an Schneider wieder verkauften, und ſammelten ſich dadurch einige Hundert Reichsthaler ohne große Schwierigkeit, da ſie in dem väterlichen Hauſe Alles frey hatten. Nun eröffnete ihnen die Stiefmutter auch einen kleinen Credit bey ihrem Vater, der Chef eines Handelshauſes in Altona war, wodurch ſie in Stand geſetzt wurden, alles ſo gut, wie aus der erſten Hand zu kaufen; ſie konnten nun zu geringern Preiſen verkaufen und ſich dadurch mehr Abſatz verſchaffen. Aber unſer Meyer war nicht zum Kleinhandel geboren. Sein Verſtand und ſeine Betriebſamkeit bezeichneten ihm bald eine andere Bahn. Kaum 17 Jahre alt, reiſte er zur Leipziger Meſſe, machte dort ſeinen Einkauf und wußte ſich die Waaren aus der erſten Hand zu verſchaffen, während man ſie in Kopenhagen, faſt allgemein durch ſogenannte Probereiter verſchrieb. Hieraus folgte wieder, daß er die Waaren wohlfeiler liefern konnte, und die Copenhagner Krämer nahmen um ſo lieber bey

ihm, da er ihnen den Credit nicht verſagte. Der größte Gewinn ſolcher Reiſen für ihn in öconomiſcher Hinſicht war indeſſen, daß er und ſein Bruder, jeder eine Tochter der beyden Brüder heiratheten, die das Handelshaus Jakob Meyer und Sohn in Altona ausmachten, und zufolge dieſer Verſchwägerung bey demſelben einen faſt uneingeſchränkten Credit erhielten. Wie groß der von Meyer & Sohn gegebene Credit ſey, ſieht man daraus, daß er ſchon im Jahre 1776 dieſem Hauſe 25,000 Specien ſchuldig war. Es ſcheint, daß Meyers glücklichſte Handelsperiode in die Jahre 1777, 78 und 79 fiel, denn in dieſem Zeitpuncte brachte er ſein Vermögen auf das Vierfache. Sein Credit ſtand im Auslande ſo hoch, daß er im letztgenannten Jahre nicht weniger als 120,000 Specien ſchuldig war.

So viel ſich aus Meyers Büchern erſehen ließ, umfaßte ſein Handel bis 1780 nur Ellenwaaren, die er an die Krämer abſetzte. Im Anfange des Jahres 1780 wurde er Großhändler, welches durchzuſetzen, er viele Schwierigkeiten fand, da er ſich nicht zur herrſchenden Religion des Landes bekannte.

Ob nun Verluſte oder andere Gründe ihn beſtimmt hatten, ſich aus dem bisher geführten Handel herauszuziehen, iſt ungewiß. Genug, vom Jahre 1785 an, legte er ſich auf den oſtindiſchen Handel, doch ohne ſelbſt Expeditionen dahin zu machen. Er verſchaffte ſich Commiſſionen auf oſtindiſche Waaren, beſonders Cattune, und er hatte viele Verbindungen in Deutſchland und Schweden. Er unterhielt ſelbſt Niederlagen von feinen oſtindi-

ſchen Waaren und chineſiſchen Seidenzeugen. Noch einen bedeutenden Handelszweig trieb er, nähmlich mit Bernſtein, welchen er auf Bodmerey nach China mitgab; man kann annehmen, daß jedes Schiff für 15,000 Specien mitnahm.

Bis 1789 befaßte er ſich nicht mit Wechſelgeſchäften. In dieſem Jahre aber fing er an, auch Commiſſionen in dieſem Fache auszuführen, doch nicht im Großen; und unternahm auch hierin nichts für eigene Rechnung. Sein Handel ging im Ganzen unveränderlich ſeinen Gang bis 1797.

Er war betriebſam, genau, pünctlich, redlich; daher war es eine Luſt, mit ihm zu arbeiten, und aus dieſem Grunde erhob er ſich zu einer bedeutenden Höhe. Man fing an, auf ihn zu achten. Mehrere erkannten ſchon ſeinen ſeltenen Werth.

1789 übernahm er das Amt des Caſſierers bey der Gemeinde; 1791 wurde er auch Vorſteher, und durch ſeinen betriebſamen Kopf, ſeinen ſchnellen Blick, ſeine übertäubende Stimme, wurde er bald der Wortführer bey allen Angelegenheiten.

Eine perſönliche Erweiterung bekam ſein Haus, als er im Jahre 1793 ſich mit dem Großirer Saloman Seligmann Trier vereinigte, der zehn Jahre hindurch ſein Handelsbedienter geweſen war, und kurz zuvor ſeine ihm vorzüglich liebe Brudertochter geheirathet hatte.

Kurz vor 1806 hatte er mit dem damahligen Bankdirector Niebuhr Bekanntſchaft gemacht, für den er in mehr als einer Hinſicht ſehr viele Achtung und Freund-

ſchaft hegte. Nach der Niederlage, die die Preußen im Jahre 1806 erlitten, ſuchten ſie einen Theil ihres Geldes dadurch zu retten, daß ſie es einſchifften. Die Communication mit Hamburg und Rußland war geſperrt; alle Handelsverbindungen mußten zum Theil über Copenhagen geſchehen.

Niebuhr, der ſich damahls in Memel oder Riga aufhielt, empfahl Meyer dem preußiſchen Finanzminiſter, um höchſtwichtige Geldgeſchäfte auszuführen, welche die preußiſche Regierung indirecte machen mußte. Das Geld kam in Copenhagen an. Meyer that damahls den Vorſchlag, man ſolle dieſe bedeutenden Summen klingender Münze im Lande behalten, wie auch diejenigen, die in der preußiſchen Periode hieher gebracht waren. Er hatte immer eingeſehen, daß Dänemark einen nur zu großen Mangel an klingender Münze habe, welches bey eintreffender Criſis fühlbar werden müſſe; er meinte, man ſolle Summen zur Bildung eines Depôt secret, hinlegen, und daß auf dieſe Art viele Millionen zuſammengebracht werden könnten.

Vor dem Ausbruche des Krieges hatte Meyer ſchon eingeſehen, daß der Krieg das däniſche Geldweſen vernichten müſſe. — Er hatte, wie geſagt, den Mangel an klingender Münze entdeckt, und wußte aus Erfahrung, welchen bedeutenden Einfluß dieß, im Falle eines Krieges, auf das Ganze haben mußte. — Bey ſeinem großen Umſatz in Geldgeſchäften, war er am Beſten im Stande geweſen, dieß zu bemerken; das Glück des Vaterlandes lag ihm am Herzen; einen Beweis davon wird

der hier mitgetheilte Hauptinhalt eines Vorſchlages gegeben, den er am Schluſſe des Jahres 1806 ſchrieb, ſo viel ſich vermuthen läßt, bey Veranlaſſung eines Entwurfes zu einer neuen Bank vom Agenten Dunzfeld.

Die Ueberſchrift des Vorſchlages lautet alſo: „Vorſchlag, unfundirtes Papiergeld zu vernichten, und ſtatt deſſen ein Geldweſen einzuführen, das ſich auf Realitäten gründet.“

Nach einer kurzen Einleitung fährt Meyer fort: „Ich habe daher geſucht, meine Gedanken auf folgende fünf Hauptpuncte zu concentriren:

1. Veranlaſſung zu unfundirtem Papiergelde.
2. Die Schädlichkeit desſelben.
3. Die Vortheile des Gegentheiles.
4. Die Art, wie fundirtes Papiergeld eingeführt werden kann.
5. Die Art, wie unfundirtes vernichtet werden muß.“

Meyer hatte nur ein Ziel, nach ſeiner Meinung das einzige Mittel, das Land im Puncte des Geldweſens zu retten — klingende Münze. — Dieſe mußte herbeygeſchafft werden, es mochte ſeyn, woher es wollte. Dieſe Idee gab er nicht auf, und dieſe trug vermuthlich vorzüglich dazu bey, daß man nicht ſchon 1808 vieles ſich zutragen ſah, was nachher eintraf. Denn wäre der Curs gleich im Anfange des Krieges gefallen, ſo wäre in dem Augenblicke alles verloren geweſen; weil dann beym Ausbruche des Krieges Credit und Zutrauen verſchwunden wären. In ſolchen außerordentlichen Fällen beſteht die Kunſt darin, die vorkommenden Forderungen gleich

befriedigen, und der Menge ihre unvortheilhafte Meinung von der Lage benehmen zu können. Dieſe Kunſt verſtand Meyer aus dem Grunde. Aber — weiter! Die Convention vom 7. September 1807 wurde geſchloſſen. Welche Maßregeln wählte nun Meyer? Er wußte wohl, daß die Staatscaſſe kein geheimes Depot hatte; er ſah ein, daß alle Communicationen, folglich auch der Handel, ſchwierig wurden, und doch ließ er ſich nicht irre machen. Der Aufenthalt der Engländer in Dänemark ſetzte eine beträchtliche Menge Gold und Silber in Umlauf. Aus der ſogenannten preußiſchen Periode waren auch noch ziemlich bedeutende Ueberreſte. Meyer ſammelte alles, deſſen er habhaft werden konnte, und bekam ſo eine anſehnliche Summe baren Geldes in die Hände, aber in Wahrheit nicht, um es zu vergraben, oder es nach Jeruſalem zu ſchicken — nein! Mit der erſtern ſichern Gelegenheit nach Holſtein, both er durch den damahligen Finanzminiſter der Regierung den größten Theil davon an, und zwar unter höchſt vortheilhaften Bedingungen, zu einem Curs von 149. Der Miniſter, hiermit natürlicher Weiſe überaus zufrieden, dankte Meyer in einem ſehr verbindlichen Schreiben; und das Bankcomptoir empfing zu der Zeit eine Million Mk. Hb. Bco. in Gold und Silber zu einem niedrigen Curſe und nicht einmahl gegen Contanten, ſondern gegen Verſchreibungen desſelben auf 6 und 9 Monathe.

Er ſah ſich wieder im Stande, Wechſel auf Hamburg verkaufen zu können, und vom 22. Jänner 1808 bis zur Mitte des Februars kam er auf dieſe Weiſe der

Börſe mit 650,000 fl. Mark Hamburger Banko zur Hülfe. Die zweyte Börſe-Cataſtrophe hatte Statt den 7. März 1808. Zu dieſer Zeit gab er der Regierung den Rath, Waaren zu kaufen, und nahmentlich den Vorrath, den die aſiatiſche Compagnie beſaß.

Es ſcheint, als ob es der Compagnie recht am Herzen gelegen, ihren Waarenbehalt zu verkaufen. Denn ſchon in den erſten 6 Monathen nach Ausbruch des Krieges verkaufte ſie davon für 2,200,000 Rthlr. an Alle und Jeden, die nur kaufen wollten, und daß es ihr Vorſatz war, ſofort auch das Uebrige zu verkaufen, erſieht man daraus, daß zum September 1808 eine Auction angeſetzt ward. Der König kaufte nun den Reſt des Waarenbehaltes im Auguſt; und bezahlte die Waaren zu der von der Compagnie ſogenannten beſtimmten Taxe, mit 10 oder 20 per Ct. Avance, wofür ſie die Verſicherung erhielt, daß die Hälfte der bey der Verhandlung im Auslande herauskommenden Avance, an die Caſſe der Compagnie erlegt werden ſollte. Dieſe hatte ſolchergeſtalt die Avance von 362,000 Rthlr. D. C. empfangen.

Im Jahre 1808 machte Meyer Bekanntſchaft mit dem geheimen Cabinetsſecretär, Etatsrath Jeſſen, einem Manne, den er bald vor allen Andern ſchätzte. Freylich gab es außer dem Etatsrath Jeſſen noch Einige, die den König auf Meyer aufmerkſam machten. Vermuthlich gehörte der damahlige Finanzminiſter zu ihnen. Vorzüglich aber war es wohl der Etatsrath Smith, der dem Könige unſern Meyer im rechten Lichte darſtellte. Meyer ward

zum Könige berufen. Sein ungekünſteltes, aufrichtiges, herzliches Weſen mußte den Monarchen gewinnen.

Vor allen Dingen mußte — hiervon ging Meyer aus — den Hamburgern die Gelegenheit benommen werden, den däniſchen Bancozetteln einen Curs ſetzen zu können. Zu dieſem Ende meinte er, man müſſe die Ausfuhr und Einfuhr der Bancozettel dergeſtalt verbiethen, daß ſie durchaus kein Gegenſtand an der Hamburger Börſe werden könnten. So viel iſt gewiß, daß einiges daraus gleich, anderes nach Verlauf einiger Jahre, zur Richtſchnur genommen wurde. Bey den Handelnden wurde zwar eine Anleihe aufgenommen, wozu Meyer ſelbſt 250,000 M. B. beytrug. Auch kaufte man den Waarenbehalt der Compagnie.

Bey all dieſen und ähnlichen Operationen zeigte ſich Meyer überaus eingreifend, aber in den Jahren 1809 und 1810 vollführte er faſt keine Geſchäfte, ſondern verhielt ſich ſo gut wie ein bloßer Zuſchauer.

Gegen das Ende des Jahres 1810 trat er wieder in Geſchäfte ein, doch mit dem feſten Vorſatze, ſich in jedem Falle ein Jahr ſpäter zurückzuziehen. Alle Wechſel auf Hamburg, die er nicht verkaufte, überließ er nun dem Bankcomptoir, welches jeden Poſttag dadurch bald 20, bald 50, bald 80,000 Mark erhielt. Er erweiterte ſeine Ideen in Hinſicht auf die Hemmung des herrſchenden Uebels. Endlich ward die Richtigkeit dieſer Ideen einleuchtend. Die Operationen wurden Meyern übertragen.

Doch bald mußte Meyers Haus von den Operationen entledigt zu werden wünſchen, denn es konnte keine

Fonds für dasjenige erhalten, was es auf der Börſe zu verkaufen fortfuhr. Das Haus erſah, daß es die Operation durchaus nicht fortſetzen könne. Der König von der einen, der Staatsminiſter von der andern, Meyer von der dritten Seite, ermunterten es, wenn auch mit Einſchränkung fortzufahren; es verlor aber nicht nur beträchtlich dabey, ſondern es würde ſogar in Gefahr gerathen ſeyn, hätte es nicht den beſtimmten Entſchluß gefaßt, zu einer gewiſſen anberaumten Zeit, wenn ſich die Ausſicht nicht aufklärte, von einer Operation abzuſtehen, die es nur dem Nahmen nach, nicht aber in der That war. Auf des Hauſes Erklärung erfolgte nachſtehendes königliche Reſcript:

„Da das Handelshaus, den eingetroffenen Umſtänden zufolge, ſich genöthigt geſehen hat, allerunterthänigſt einzuberichten, daß es die Cursoperationen aufgeben müſſe, die es bisher, nach unſerm Wunſch und Willen, mit ebenſo lobenswerther Anſtrengung als unverkennbarer Aufopferung ausgeführt hat, ſo finden Wir Uns dazu bewogen, beym Aufhören dieſer Operationen, dem Handelshauſe zu erkennen zu geben, daß Wir mit Allerhöchſtem Wohlgefallen das unverdroſſene Wohlwollen anerkennen, mit welchem daſſelbe immer, ſowohl unter der Ausführung dieſer Geſchäfte, als bey andern und mehreren Gelegenheiten ſich's hat angelegen ſeyn laſſen, ſo viel möglich Unſere Allerhöchſten Abſichten zu unterſtützen. Um dem Handelshauſe einen öffentlichen Beweis dieſer Unſerer Zufriedenheit zu geben, haben Wir den ältern Mitdirector deſſelben D. A. Meyer allergnädigſt zu Un-

ſerm Hofrath ernannt, und ihm den Rang mit wirklichen Juſtizräthen ertheilt, worauf der Beſtallungsbrief ihm durch Unſere Rentekammer wird ausgefertigt werden. Uebrigens wollen Wir, im allergnädigſten Vertrauen auf den fortdauernden Eifer für Unſer Beſtes und Ergebenheit für Uns, dem Hauſe mehrere verſchiedene Geſchäfte für Uns unmittelbar, wovon Wir demſelben das Weitere allergnädigſt werden näher zu erkennen geben.

Euch Gott befehlend.

Gegeben auf Unſerem Schloſſe Friedrichsberg, den 18. September 1812.

Frederik R.

An das
Handelshaus Meyer et Trier."

Nachdem das Haus von den Operationen abgeſtanden war, ließ man acht große Handelshäuſer in Copenhagen, Banco zu höherem Curſe auf drey Monathe abgeben, ein Beweis, daß man das Syſtem noch nicht aufgegeben hatte.

Kaum war Meyer aus dem Handel getreten, als ihn die Luſt anwandelte, einen Theil ſeines Vermögens zu Fabriksanlagen zu verwenden. Auch Andere ermunterte er dazu. Ferner wandte Meyer eine gewiſſe Summe daran, jungen Landsleuten gegen ein Disconto von 6 Procent, fortzuhelfen. Unvermögende Handwerksleute und Andere, fanden bey ihm nicht weniger Unterſtützung. Alles dieß war jetzt ſeine Beſchäftigung. Uebrigens konnte er ſich immer noch nicht vom Comptoir losreißen, ſondern fand ſich

dort jeden Morgen zu ſeiner gewöhnlichen Zeit ein, um Eins und das Andere zu hören.

Da es ein Hauptzug ſeines Charakters war, im Stillen wohl zu thun, ſo machte es ihm gar keine Freude, öffentlich zur Schau geſtellt, oder gelobt, oder auf andere Weiſe geehrt zu werden. Als er daher von dem Könige zum Hofrathe ernannt ward, rief er bleich vor Schrecken aus: „Das koſtet mein Leben! Die königliche Gnade wird die Zahl meiner Neider und Feinde verzehnfachen!“ Und beynahe hätte er ſie ſich verbethen.

Von dem Inhalte der Reichsbank-Verordnung hatte er keine Kenntniß, ehe ſie öffentlich bekannt gemacht wurde. Allein, entſprach ſie auch nicht völlig ſeinen Ideen, beſonders inſofern man nicht gleich auf der Stelle Silber erforderte, ſo beobachtete er doch ein ſtrenges Stillſchweigen. Erſt als der Curs auf 550 kam, rief er mit Thränen in den Augen: „Was ſoll aus uns werden?“ Dieſe Lage der Dinge nagte ſehr an ſeiner Geſundheit.

Schon im Anfange des Jahres 1813 kränkelte er. Er ſtarb am Morgen des 30. Auguſt 1813. Dänemark verlor an ihm einen redlichen, betriebſamen, aufgeklärten Bürger; der König einen ergebenen, treuen Unterthan. Er ſtarb, von Vielen im Stillen beweint, vor den Augen der Welt von Wenigen beklagt.

Gleich nach ſeinem Tode lief folgendes Schreiben von dem geheimen Cabinets-Comptoir an Herrn Trier und Herrn M. L. Nathanſon ein:

„Die Nachricht von dem Tode des Hofraths Meyer, der für mich, als ſeinen wahren Freund perſönlich ſchmerzhaft iſt, habe ich Sr. Majeſtät allerunterthänigſt überbracht. — Allerhöchſtdieſelben haben den Verſtorbenen gekannt, geachtet und geliebt, als einen Mann von hellem Kopfe, von kenntnißreicher Erfahrung und ſeltener Rechtſchaffenheit, der zu jeder Zeit die unverkennbarſten Beweiſe thätiger Vaterlandsliebe und unerſchütterlicher Ergebenheit für den König gegeben hat. — Die Nachricht, einen ſolchen Mann unter ſeinen treuen Unterthanen verloren zu haben, hat das für alle edle Gefühle offene Herz unſers Königs betrübt. Ihre Majeſtät haben es mir allergnädigſt auferlegt, Ihnen, meine Herren, A. H. derſelben Theilnahme an dem Kummer über ihren Verluſt zu erkennen zu geben.

Mir iſt es perſönliches Bedürfniß, Ihnen zu bezeugen, daß mein Kummer über das, was der König und das Land an dem Verſtorbenen verloren hat, groß ſeyn würde, wenn er auch nicht, wie es der Fall iſt, dadurch vergrößert würde, daß ich zugleich den Verluſt eines Mannes zu beklagen habe, deſſen Freundſchaft mir von vorzüglichem Werthe geweſen iſt. Nur darin kann ich einigen Troſt finden, daß der wahrhafte edle Charakter, und die ſeltenen Eigenſchaften des Mannes nun ſicherer werden erkannt und werthgeſchätzt werden, da der Staub, der ſeinen entſeelten Leichnam bedecken ſoll, die Mißgunſt, den Neid und Kleinheitsgeiſt erſticken wird, womit die armſelige Welt die thätigen Verdienſte der Lebenden heimſucht.

Empfangen Sie, meine Herren, die Verſicherung der u. ſ. w. u. ſ. w.

J. Jeſſen.

Friedrichsberg Schloß, den 30. Auguſt 1813.

An

die Herren Trier et Nathanſon."

Rachel (Schauſpielerinn).

Dieſe berühmte Künſtlerinn, von den Franzoſen die „claſſiſche" genannt, iſt den 24. März 1820 zu Munf im Canton Aargau geboren. Der Nahme ihrer Mutter iſt Eſther Haya; der ihres Vaters Felix; er iſt zu Metz geboren, und von dieſer Seite her iſt Rachel eine Franzöſinn, worauf man ſich in Frankreich ſehr viel zu Guten thut. Er war in ſehr unbemittelten Umſtänden, und das, was man bey uns einen Hauſirer nennt. Mit ſeiner zahlreichen Familie ließ er ſich Anfangs zu Lyon nieder, ſpäter in Paris, wo er auf dem Greveplatz wohnte.

Rachel zeichnete ſich in den erſten Jahren durch nichts aus, als durch declamatoriſches Talent; ihre Schweſter, ein Leyermädchen ſang ſehr gut, und ſo producirten ſich Beyde in den Pariſer Caffeh- und Gaſthäuſern, kärglichen Gewinn erntend. Rachels Kunſt des Vortrags entfaltete ſich bald zu einem außerordentlichen Grad der Vorzüglichkeit; ſie fing an, Aufſehen zu machen; hie und da begann man ſchon, von ihr zu ſprechen. In dem Hauſe ihres Vaters bildete ſich ein kleiner Cirkel von Neugierigen und Kunſtfreunden; Jedermann bewunderte den

Ausdruck, die Gewandtheit, das Seelenvolle ihres Vortrags; und wenn ſie die Legende vom ewigen Juden declamirte, ſteigerte ſich der Beyfall zu ſtürmiſcher Begeiſterung.

Als Rachel eilf Jahre alt war, fügte es ſich, daß Choron der berühmte Lehrer Duprez's ſie hörte. Er war entzückt von ihrer herrlichen Naturanlage, nahm ſich ihrer an, und ertheilte ihr Unterricht im Geſange. Aber kurz darauf ſtarb dieſer wohlwollende Meiſter, und die junge Künſtlerinn, welche außerordentliche Fortſchritte gemacht hatte, zog wieder auf den Boulevards umher. Eines Tages fiel ihr ein einzelner Band der Werke Racines, welcher die Andromache enthielt, in die Hände. Dieß war für ſie das Signal ihrer künſtleriſchen Beſtimmung; ſie entſchied ſich für das recitirende Drama und nahm nun förmlichen Unterricht in der Declamation. Nach einigen Monathen aber gab ſie dieſen Lehrer auf, weil ſie ſeinen Liebesanträgen kein Gehör ſchenken wollte, und wendete ſich an St. Aulnire der Comédie françaiſ.

Vierzehn Jahre alt, gab ſie die Rolle Eryphilens in der Iphigenie in Aulis. Dann debutirte ſie im Saale Moliere als Eſter, und ſpielte bald darauf im Theater St. Martin die Andromache. Den 29. Oct. 1836 trat ſie im Conſervatoire auf. Begeiſterter Jubel ward ihr überall zu Theil; mit Triumph ward ſie überſchüttet. Allein ſie ſelbſt wie das Publikum fühlte, daß ſie eines edlern, höhern Wirkungskreiſes würdig ſey. Manval nahm ſie nun im Theater gymnaſe auf; dieſer wackere Regiſſeur aber, erkennend, daß ihr hohes Talent hier nicht die entſprechende

Entwicklung und Geltendmachung finden könne, munterte ſie auf, ſich dem Theater français völlig zu widmen. Um ſo entſchiedener wendete ſich Rachel an dieſes, als ihr die Vaudeville-Rollen, welche ſie auf dem gymnaſe zu geben gehabt, ihrem ernſten, gediegenen Geiſte nichts weniger als zugeſagt hatten.

Im Theater français trat ſie zum erſten Mahle den 12. Juny 1838 auf, und zwar als Camilla in den Horaziern. Das Entzücken des Publicums und der Kunſtkenner war ſo beyſpiellos und ſelbſtklar zugleich, daß es ſich in ihrer zweyten Rolle als Emilie in Cinna kaum zu ſteigern vermochte. Rachel war und blieb von nun an die angeſtaunte, rauſchend gefeyerte, ja vergötterte Königinn der claſſiſchen Tragödie. Daß ſie einen reichen Gehalt bezog, iſt begreiflich; ihre Einnahme von 12. Juny 1838 bis 1. Nov. 1842 betrug 1,300,000 Franken. Die Franzoſen haben die Anſicht, daß Rachel nicht nur der Stolz, ſondern auch die Stütze, die unerläßliche Lebensbedingung des Theater français ſey; und in dieſem Anbetracht machten die ungeheuern Engagements-Anträge aus London und St. Petersburg bangenden Eindruck.

Scharfe Critiker tadeln an dieſer berühmten Künſtlerinn den Mangel an Gefühl und Seele, während ſie ihr ſonſt alle großen Eigenſchaften des Erhabenen einräumen. Im Privatleben ſoll ſie ſanft, anſpruchslos und liebenswürdig ſeyn. Durch eine ſchwächliche Körperbeſchaffenheit iſt ſie häufigen Unpäßlichkeiten ausgeſetzt.

Im Frühling 1847 trat ſie eine Reiſe nach Lüttich an, um ſich von da über Amſterdam nach Deutſchand auf

Gaſtrollen zu begeben. Dieß war eine durchaus unglückliche Idee. Weder in Cöln noch in Frankfurt machte ihre Erſcheinung den gehofften Eindruck, und die Künſtlerinn brach dann nach London auf, um bald wieder nach Paris zurück zu kehren..

P.

Rahel, Antonie Friederike.

Dieſe ausgezeichnet geiſtreiche, originelle Frau war im Juny 1771 zu Berlin geboren, die Tochter eines welt- und geſchäftserfahrnen Mannes Levi Marcus, der unter Anderm durch ſeinen cauſtiſchen Witz und ſein ſatyriſches Talent Aufſehen erregte, und ſich dadurch begreiflicher Weiſe manchen Feind zuzog. Schon des Kindes Eintritt in das irdiſche Daſeyn war von eigenthümlichen Umſtänden begleitet. Das außerordentlich kleine und ſchwächliche Geſchöpf erlaubte kaum die Hoffnung einer längern Lebensdauer; ſorglich hüllte man es in Baumwolle, verſäumte kein Mittel es zu erhalten, und bediente ſich als Bettchen einer Schachtel. Allein in dieſem faſt unſichtbaren Weſen wohnte und wirkte eine wunderbare Kraft; es erholte und entwickelte ſich zwar allmählig nur, aber energiſch, wie wenn ein mächtiger Fond geiſtiger Elemente den Abgang des phyſiſchen nicht nur erſetzt, ſondern weit überwogen und ſelbſtſtändig beherrſchend vertreten hätte.

Dieſe ſeltene Fülle geiſtiger Vitalität ſprach ſich ſchon in den erſten Jahren ſo überraſchend, ſtaunener-

regend und fruchtbar aus, daß das Kind für ein Phänomen galt. Die Aeußerungen des reichen Seelen- und Denkvermögens der kleinen Rahel, ihre Fragen, ihre Antworten, ihre Bemerkungen, ihre allen logiſchen Kettenfolgerungen weit vorauseilenden Schlüſſe, ihre unwillkührlich hingeworfenen Sätze, Witzworte und Einfälle überhaupt, athmeten, wenn man ſo ſagen darf, neue Wahrheiten, mächtig ergreifend, ſo zwar, daß ihre Ausſprüche von Mund zu Mund gingen, und in Geſellſchaften citirt wurden, wie die Stellen der Claſſiker. Das Kind Rahel galt für eine Gattung Orakel.

Nach dem Tode des Vaters, der ſie zärtlich geliebt, und die Abſicht gehabt hatte, ihrem Geiſte eine beſtimmte Richtung zu geben, befand ſie ſich unter der Aufſicht der Mutter in der Lage, ihr Genie ungehemmt zu entwickeln. Bey dem hohen Grade ihrer Eigenthümlichkeit und ihres bereits conſolidirten Selbſtgefühls mußte ſich bald herausſtellen, daß die Formen und der Gang des gewöhnlichen Unterrichts ihr durchaus fremdartig, ja widerſtrebend erſchienen, und dem Lehrer daher nichts erübrigte, als ſeine Methode dem Character der Schülerinn anzupaſſen. Die Männer und Meiſter des Unterrichts hatten eigentlich nichts zu thun, als dem ingenioſen Zöglinge die trockenen Stoffe und materiellen Daten beyzubringen, und zu erſtaunen, in welch originell belebter Geſtaltung ſich dieſe Dinge im nächſten Augenblick reproducirt hatten. Alle dieſe Maſſen ſchmolz Rahel ſich zu einer eigenen Welt an Bedeutung und Färbung um, daher es denn nicht auffallen konnte, daß ihr Umgang geſucht

ward, daß ſich ein eigener Kreis um ſie bildete von Perſonen, die zu den edelſten Berühmtheiten gehörten. In Rahels beſcheidenem Salönchen ſah man Männer des höchſten geiſtigen Ranges; die beyden Humboldt, die beyden Tieck, Friedr. Schlegel, Bernſtorff, Gentz, Brinkmann; Staatsmänner, Gelehrte, Dichter, Künſtler, hohe Würdenträger; die Blüthe der intellectuellen, der geiſtigen und der Mammonswelt. Berühmte Reiſende fanden ſich bey den kleinen Aſſembleen der jungen Rahel ein, von ihr Neues, noch nicht da Geweſenes zu hören, Frappantes zu vernehmen, den ſeltenſten Genuß pſychiſcher Anregung zu koſten, und ſo, wenn auch abſichtslos, in dieſem Ideenaustauſch und geiſtigen Wechſelſpiele impulſirend wieder auf die Königinn zu wirken.

Eine ſolche Erſcheinung mußte mehr als jede andere geeignet ſeyn, Bewerbungen hervorzurufen. Im Jahre 1791 gelang es einem jungen Manne von vielen Vorzügen, Erwiederung zu finden; doch als die Angelegenheit entſchieden werden ſollte, traten von Seite ſeiner Aeltern und Verwandten in ſo ferne Bedenklichkeiten ein, als er der Sohn eines Staatsminiſters, der Abkömmling eines Adelsgeſchlechts war. Der Bewerber begann in ſeinem Entſchluſſe zu ſchwanken; Rahel nahm dieß wahr. Nur eine Sylbe vielleicht hätte ſie nöthig gehabt, ihn feſt für die Verbindung zu ſtimmen; allein ihr edler Stolz verſchmähte es; ſiegreich kämpfte ſie ihre entſchiedene Neigung nieder, und erklärte für immer den Rücktritt. Dieſer Vorfall verleidete ihr den Aufenthalt in Berlin, wenigſtens für einige Zeit. Sie reiſete mit ihrer Freun-

dinn, der Gräfinn Schlabrendorf nach Paris, und kehrte erſt nach einem Jahre durch die Niederlande wieder nach ihrer Vaterſtadt zurück. Von einer ſchweren Krankheit nun ſollte ſie ſich nur allmählig erholen, um neuem, bittern, niederſchmetterndem Leid entgegen zu reiſen.

Das verhängnißvolle Jahr 1806 zerſtörte unbarmherzig alle ihre Lebensblüthen. Vaterland und Freund, der geiſtes- und ſeelenverwandte Freund Prinz Ludwig bey Saalfeld gefallen; alle geſelligen und freundſchaftlichen Berührungspuncte verweht in dem unheilvollen Gewirr; in Folge dieſes tragiſchen Umſchwungs durch zerrüttete Vermögensumſtände beengt; ſo in allen Grundbedingungen erſchüttert: fürwahr in ſolcher Lage nicht unterzugehen, iſt wohl nur einer Seele möglich, die ſtark und geſchmeidig zugleich, unerſchöpfliche Hülfsquellen in ſich ſelber birgt. Und in der That, mitten aus dieſen vernichtenden Trübſalen und über dieſe jammervollen Wehen und Prüfungen erhob ſich dieſes junge Weib mit ſieggekrönter Heldenkraft; und eine neue friſche Lebendigkeit durchſtrömte ihr ganzes Weſen, eine Selbſtwiedergeburt mit erhöhten fruchtbaren Elementen, mit neuen Blüthen und Früchten, wie ſie nur außerordentlichen Charakteren möglich iſt, nur einer Rahel möglich; eine zweyte Aera gleichſam in wunderbar vervielfältigter geſteigerter Potenz.

Zwey Jahre nach jener fürchterlichen Cataſtrophe, 1808, fügte es ſich, daß Varnhagen von Enſe, ein Mann, den ſie ſeiner gediegenen Vorzüge wegen längſt ſchon hoch geachtet, ſie näher kennen lernte. Der Bund für

15 *

das Leben ward geſchloſſen, doch mangelte dem würdig Erkornen noch eine genügſamere bürgerliche Stellung. Deren Gewinnung aber erheiſchte, ſich zu trennen, und in einem ununterbrochenen Briefwechſel möglichſten Erſatz zu finden.

Im Jahre 1813, als Rahels Vaterland ſich ſo mannhaft gegen die fremde Zwingherrſchaft erhob, wirkte ſie mit Umſicht, Energie und Unermüdlichkeit mit an dem Werke dieſes welthiſtoriſchen begeiſterten Aufſchwungs, ſelbſt durch Krankenpflege und gemeinſte Dienſtleiſtung; eben ſo während des Waffenſtillſtandes in Prag, wo ſie ſich pflegend und unterſtützend, den dorthin verſprengten Preußen widmete. Im September des Jahres hierauf nach Berlin zurück gekehrt, vermählte ſie ſich mit Varnhagen von Euſe. Sie zog dann mit ihrem Gatten nach Wien, und verweilte daſelbſt während der Congreßzeit, eine bewunderte Zierde der erleſenſten Cirkel, bis zum July 1815. Ihr Gemahl war unterdeß dem Staatskanzler, Fürſten von Hardenberg nach Paris gefolgt. In demſelben Jahre, im Auguſt, traf ſie mit ihm in Frankfurt a. M. zuſammen, lebte dann mit ihm in den angenehmſten ſocialen Verhältniſſen in Carlsruhe, wo er den Poſten eines Miniſterreſidenten bekleidete, und kehrte im Sommer 1819 mit ihm nach Berlin zurück. Man kann denken, wie belebt und belebend, wie glücklich und beglückend, ſie in ſolch neuer Sphäre waltete; nur ihre ſchwächliche, ſtets mehr oder weniger leidende Geſundheit trübte dieſe ſchöunen Tage.

Während der Cholerazeit entfaltete ſie wieder die

ganze Macht ihrer Thätigkeit. Mehr und mehr aber ſiechte ſie ſelbſt dahin; den 7. März 1833 hauchte ſie ihre ſchöne Seele aus.

Geſchrieben hat Rahel viel, doch nie für den Zweck des Druckes. Ihr Gatte, welcher jetzt als geheimer Legationsrath zu Berlin lebt, hat einen Theil ihres ſehr ausgebreiteten Briefwechſels herausgegeben, und ihre Characteriſtik muſterhaft gezeichnet in dem Werke: „Rahel," Berlin 1834, 3 Bände, zu denen man fügen muß: ſeine „Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgange," Leipzig 1836, 2 Bände; und wenn man will auch die Schrift: „Ueber Rahels Religioſität," Leipzig 1836. Bruchſtücke von ihr erſchienen im Morgenblatt 1812; im Schweizeriſchen Muſeum 1816; im Geſellſchafter 1821 ꝛc.

Ihre Handſchrift bildete zu der calligraphiſchen und eleganten ihres Gemahls einen auffallenden Gegenſatz durch ſchwer leſerliche Enge und Feinheit. Viele ihrer Briefe an Gentz gehören zu den noch ungedruckten.

Der Dichter Ludwig Robert iſt einer ihrer drey Brüder.

Auf eine ausführliche lebensvolle Characterſchilderung dieſer originellen, ewig denkwürdigen Frau können wir bey dem beſchränkenden Zweck unſeres Werkes nicht eingehen, und verweiſen daher auf das gediegene Buch Varnhagens von Enſe. Funcks Schrift: „Rahel, Geiſtes- und Charactergemählde dieſer großen Frau," Bamberg 1825, iſt ein Auszug aus: „Rahel."

Gſſr.

Digitized by Google

Rappaport, Jacob,

Doctor der Medicin und correſpondirendes Mitglied der Geſellſchaft der Aerzte in Wien, ein Mann, auf den ſeine Nation mit gerechtem Stolze blickt, und den die Bekenner jedweden Glaubens und die Glieder jedweden Standes im In- und Auslande als Menſchenfreund und Wohlthäter lieben, und als Arzt und Gelehrten hochachten, erblickte im Jahre 1775 in Umain, in der Ukraine, wo ſein Vater als ausgezeichneter Rabbiner berühmt war, das Licht der Welt. In einer cabaliſtiſch-talmudiſchen Schule bis zu ſeinem 15. Jahre erzogen, wandte ſich ſein genialer Geiſt ſchon frühzeitig auf die tiefſinnigen Forſchungen der hebräiſchen Gelehrſamkeit, in welcher er ſo große Fortſchritte machte, daß ſein Wiſſen in dieſem Gebiethe bey allen ſeinen Zeitgenoſſen Bewunderung erregte. Von den ſcharfſinnigen Schriften des unſterblichen Moſ. Maimonides angeregt, wurde ſein unaufhaltſam vorwärtsſtrebender, nach Wahrheit ringender Geiſt auf die Erlernung reeller und nützlicher Kenntniſſe mit ſolcher Gewalt getrieben, daß er ſich entſchloß, in ſeinem 15. Jahre die deutſche, pohlniſche und lateiniſche Sprache zu erlernen; und er machte auch in ſeinem Unternehmen ſo große Fortſchritte, daß er in dem Zeitraume von zwey Jahren die beſten Schriftſteller in den erwähnten 3 Sprachen leſen und verſtehen konnte.

Das Schickſal fügte es, daß er ſich mit ſeinen Aeltern beym Ausbruche des ruſſiſch-pohlniſchen Krieges, nach Galizien flüchten mußte, und ſo Gelegenheit fand,

ſich in den genannten Sprachen, ſo wie in den Vorbereitungswiſſenſchaften zu den höhern Studien zu vervollkommnen.

In ſeinem 17. Jahre heirathete er die Tochter eines aufgeklärten und achtbaren Mannes, die ihm noch jetzt als treue und liebevolle Gattinn zur Seite ſteht. Bald darauf entſchloß er ſich, die philoſophiſchen Studien öffentlich durchzumachen, und verwirklichte auch ſeinen Entſchluß auf ſo ausgezeichnete Weiſe, daß er die Philoſophie mit den glücklichſten Erfolgen abſolvirte, und ein Liebling ſeiner Lehrer wurde. Ausgerüſtet mit Allem, was den Gelehrten in das Reich tieferer Forſchungen ſicher geleiten kann, und bey ſeinem Hange zu Naturwiſſenſchaften und ſeinem Streben ſich den Menſchen nützlich zu machen, wählte er die Medicin nicht bloß zu ſeinem Berufsſtudium, ſondern zu ſeinem Lebenszwecke. Mit großem Eifer und durchdrungen von ſeiner Wiſſenſchaft, widmete er ſich mit Liebe und Auszeichnung der Medicin, und erlangte im Jahre 1804 die Doctorswürde.

Von allen ſeinen Lehrern, nahmentlich von Prof. Valentin v. Hildenbrand, der ſchon den Schüler ſeiner Freundſchaft würdigte, und mit dem er bis zu deſſen Tod in freundſchaftlichem und geiſtigem Verkehre ſtand, geliebt, geachtet und der Welt beſtens empfohlen, bekam er gleich bey ſeinem erſten Auftreten als Arzt, einen ſo ausgezeichneten Ruf, daß er bald von ſeinen eigenen Lehrern zu ärztlichen Berathungen zugezogen wurde. Sein verdientes Renommée als Arzt, ſteigerte ſich dann immer mehr und mehr, und verbreitete ſich dergeſtalt durch alle

Stände, durch ganz Galizien und deſſen Nachbarländer, daß Tauſende von Kranken aus der weiteſten Ferne herſtrömten, um ſich ſeiner Kunſt anzuvertrauen, und daß kein wichtiger Krankheitsfall in Lemberg vorkam, über deſſen Heilung nicht ſein ärztlicher Rath in Anſpruch genommen wurde. So viel aber auch übrigens die Anempfehlung ſeiner Lehrer zu der beyſpiellos raſchen Verbreitung ſeines ärztlichen Nahmens beygetragen haben, ſo verdankt er dennoch ſowohl den glänzenden Anfang ſeines ärztlichen Wirkens, als auch die Steigerung und Erhaltung ſeines Rufes, mehr ſeiner Humanität und Uneigennützigkeit, ſeiner Beſcheidenheit und Gelehrſamkeit in ſeinem Fache, ohne anmaßend zu ſeyn, ſeiner Klugheit, ohne falſch zu ſeyn, ſeinem gefühlvollen Herzen, ohne ſich von Schwäche hinreißen zu laſſen, und endlich ſeiner Gottesfürchtigkeit, ohne dem Aberglauben das Wort zu ſprechen? Bey all dieſer glänzenden Carriere, und bey ſeiner weit verbreiteten Praxis entzog er ſich doch nie, zum allgemeinen Wohle das Seinige ſtets beyzutragen, nahmentlich wenn verheerende Epidemien ſeinen ärztlichen Beyſtand in den Hoſpitälern erheiſchten. So übernahm er im Jahre 1806 bey dem damahls geherrſchten, anſteckenden bösartigen Typhus freywillig und unentgeltlich ein Militärſpital, ſo wie die Behandlung aller im ¾ der Stadt Lemberg erkrankten Armen, ſchlug alle von Seiten der hohen Landesſtelle angebothenen Diäten aus, und erhielt unmittelbar von Sr. Majeſtät ein ehrenhaftes Belobungsdecret für ſeine geleiſteten Dienſte.

Die Verdienſte, die er ſich um ſeine Glaubensge-

noſſen erworben hat, beſtehen, ſein ärztliches Wirken abgerechnet, darin, daß er ihnen durch ſein Beyſpiel zuerſt den ſo ſegensreichen und ſo fruchtbringenden Impuls zur Erlernung nützlicher Kenntniſſe und Wiſſenſchaften gab; daß er durch ſeine auf eigene Koſten herausgegebene, in hebräiſcher und deutſcher Sprache verfaßte Aufforderungsſchrift, die Vaccination betreffend, die Vorurtheile ſeiner Nation bekämpfte, welche ſich der wohlthätigen Einführung der Schutzpockenimpfung entgegenſtellten; daß er auf die Verbeſſerung ihrer phyſiſchen Erziehung allen ſeinen Einfluß verwandte, und endlich, daß er durch ſeinen Einfluß und ſein Anſehen das Anſehen ſeiner ganzen Nation bey der übrigen Bevölkerung Galiziens erhob, und die Vorurtheile, die über ihren Charakter, ihre Moralität und Fähigkeiten herrſchten, zu bekämpfen ſtrebte.

Mit welcher Liebe er an Oeſterreich, ſein zweytes Vaterland, hing und noch hängt, bewies er nicht nur durch ſeinen bey jeder Gelegenheit an den Tag gelegten aufrichtigen Patriotismus, und durch Darbringung ſo vieler Opfer, bey jeder herrſchenden allgemeinen Calamität, ſondern auch dadurch, daß er die ehrenhafteſten und lucrativſten Aufforderungen, im Auslande öffentliche und Privatdienſte zu nehmen, zurückwies. So ſchlug er erſt in der jüngſten Zeit den glänzenden Antrag, Leibarzt Sr. Durchlaucht des regierenden Fürſten der Moldau und Protomedicus ſeines Landes zu werden, aus.

Daß er nur wenig von ſeinen reichen, ärztlichen Erfahrungen veröffentlicht hat, und nicht als Schriftſteller

auftrat, obſchon er die Fähigkeiten dazu im hohen Grade beſitzt, kann ihm nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn man bedenkt, daß er ſeinen Lebenszweck bloß auf die Heilung ſeiner Kranken richtete, daß er bey ſeiner ausgebreiteten Praxis und ſeiner ausgedehnten Correſpondenz mit den berühmteſten Aerzten Deutſchlands, Pohlens und Rußlands die wenigen Erholungsſtunden, die ihm blieben, auf das Leſen der Werke aus dem Gebiethe der Medicin, Philoſophie und ſchöngeiſtiger Literatur verwenden mußte, um mit dem Geiſte der Zeit vorwärts zu ſchreiten. Indeſſen finden ſich dennoch ärztliche Notizen von ihm in verſchiedenen mediciniſchen Zeitſchriften zerſtreut vor, und nahmentlich iſt ein größerer Aufſatz unter dem Titel: „Ueber die Cholera und ihre Behandlung" in Horn's Archiv, Jahrgang 1831, September und October abgedruckt.

Aber auch noch gegenwärtig in ſeinem hohen Alter iſt er in ſeinem wiſſenſchaftlichen und humanen Streben noch unermüdet, und ſeine ärztliche Thätigkeit, ſo wie ſein Ruhm nehmen noch täglich zu.

M.

Rothſchild, Meyer Anſelm.
(Der Vater.)

Der Stifter des ſo reichen mächtigen Hauſes gleichen Nahmens, wurde zu Frankfurt am Main in der Judengaſſe, in einem Hauſe, das zum rothen Schild genannt wurde, geboren, und verlebte daſelbſt ſeine früheſte

Jugend. Seine Aeltern, die an dem Knaben Spuren beſonderer Fähigkeiten gewahrten, verwendeten ſo viel in ihren Kräften lag, auf deſſen Erziehung. Er verlor aber ſeine Aeltern ſchon in ſeinem eilften Jahre, und er wurde zuerſt zum Handwerk, ſpäter aber zum Lehrfach, zum Rabbiner beſtimmt. Zu dieſem Zwecke kam er nach Fürth, um bey dem dortigen Rabbiner ſeine Studien zu machen. Er verweilte auch einige Zeit daſelbſt, und nachdem er ſich dann noch auf den Schulen zu Mainz, Preßburg, Prag, Lemberg, Warſchau ꝛc. vielfach umgeſehen, kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Ohne aber ſeinem vorgeſteckten Ziele zu leben, fing er vielmehr an, ſeine Aufmerkſamkeit der Geſchäftswelt zuzuwenden. Er erwarb ſich tüchtige Comptoirkenntniſſe, und warf ſich mit beſonderem Eifer, nach dem Geſchmacke damahliger reicher Leute, auf die Kenntniß alter Münzen. Von ſeiner Vaterſtadt zog er nach Hannover, wo er die Geſchäfte eines reichen Wechſelhauſes leitete, wo er genaue Kunde des europäiſchen Geldſyſtems erlangte. Er hatte ſich in Hannover durch Fleiß und Sparſamkeit ein kleines Vermögen erworben; mit dieſem zog er nach Frankfurt. Hier verheirathete er ſich mit Gudula, geborne Schnapper, nachdem er ſich ein kleines Waarengeſchäft errichtet hatte. Durch Fleiß und hohe Rechtlichkeit vermehrte ſich ſein Vermögen zuſehends, und erwarb ſich die Achtung und das Vertrauen aller derer, die mit ihm in Geſchäftsverbindung ſtanden.

Der damahlige Landgraf von Heſſen beſchäftigte ſich ſehr mit alten Münzen, und da er zu dieſem Behufe einen zuverläſſigen, ehrlichen, verſtändigen Menſchen

brauchte, ſo benützte er unſern Rothſchild, der nebſt einer außerordentlichen Kenntniß von Münzen, jene Eigenſchaften beſaß, auch zu mehreren anderweitigen Geſchäften, wobey Rothſchild ſich immer als ſehr brauchbar und verläßlich erwies, ſo, daß er ſich die vollkommenſte Zufriedenheit des Landgrafen erwarb, und im Jahre 1811 zu ſeinem Hofagenten ernannt wurde.

Seitdem begann der Ruf ſeines Hauſes ſich mehr und mehr zu verbreiten, und er fing an, manch andern Fürſten aus Verlegenheiten zu ziehen. Im Jahre 1802, 1803, 1804 ſchloß er das erſte Staatsanlehen mit dem däniſchen Hofe im Betrage von 10 Millionen Gulden ab. Im Jahre 1806 fand Rothſchild Gelegenheit, ſich ein großes Verdienſt um ſeinen hohen Gönner zu erwerben, und dieſer Act iſt von beſonderem Gewicht. Es verhält ſich damit, einem verläßlichen Gewährsmann zu Folge, nachſtehender Weiſe: „Der Landgraf von Heſſen mußte in dieſem Jahre vor den heranrückenden Franzoſen aus ſeinem Lande fliehen. Faſt wäre ſein ganzes unermeßliches Privatvermögen eine Beute Napoleons geworden; er übergab es daher Mayer Anſelm, und dieſer rettete es durch Muth und Klugheit, wahrte es ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens, und ſtellte es dem rückkehrenden Landgrafen wieder vollſtändig zu. Durch ſolche Handlungen befeſtigte er ſich immer mehr die erworbene Achtung, die ihm Dalberg am Auffallendſten bewieſen, indem er ihn zum Mitgliede des Wahlcollegiums machte, eine Auszeichnung, wodurch dieſer Fürſt beſonders die zahlreichen Unterſtützungen, die Rothſchild in der Zeit der Noth und

des Dranges ſeinen Mitbürgern angedeihen ließ, belohnen wollte. In dieſer wurde auch den Israeliten der volle Genuß der bürgerlichen und politiſchen Rechte verliehen, wenn auch ſpäter wieder genommen, was er aber nicht mehr erlebte. Rothſchild hatte ſich eine Stellung erworben, wie ſie nur Wenigen wurde, und die nur auf dem einfachen Wege, den jeder gehen kann, und der jedem offen; er hatte Wohlthaten geübt gegen die Geſammtheit, wie gegen Einzelne, gegen Glaubensgenoſſen wie gegen Fremde, trocknete manche Thräne und gründete manches Familienglück."

Er ſtarb den 19. September 1812. Er hinterließ ſeinen zehn Kindern ſein ſehr anſehnliches Vermögen und das Beyſpiel ſeines rechtſchaffenen Wandels, und ſchärfte ihnen noch kurz vor ſeinem Hintritte ein, an der Religion der Väter feſt zu halten. Bemerkenswerth iſt der Zug, daß die Kinder bey jedem großen Ereigniß oder Unternehmen noch heut zu Tage gleichſam den Schatten des Vaters zu Rathe ziehen, und ſich noch ſeine weiſen Erfahrungsſätze wiederholen, wenn es gilt, ein großes Geſchäft zu unternehmen.

D.

Schlegel, Dorothea von.
(Mendelsſohns Tochter.)

Eine Frau, würdig den großen, ewig berühmten Philoſophen zum Vater zu haben. Um 1767 zu Berlin geboren, genoß ſie, wie ſich leicht erachten läßt, eine ſorg-

fältige Erziehung, erleichtert durch ihre ſchönen Geiſtes-anlagen. In würdiger Ausbildung derſelben wuchs ſie heran, und es fügte ſich bald, daß eine eheliche Verbindung mit dem jüdiſchen Handelsmanne Simon Veit für ſehr angemeſſen galt. Veit war einer der biederſten Männer, edelmüthig und wohlthätig in ſo zarter Weiſe, daß er ſeine zahlreichen humanen Handlungen dem Auge der Welt möglichſt zu verhüllen ſuchte. Er achtete ſeine Gattinn hoch, wie ſie ihn mit vollſter Aufrichtigkeit; eine eigentliche Sympathie der Herzen aber waltete nicht ob, und dieſer letztere Umſtand gab Veranlaſſung, daß die Ehe wieder aufgelöſt wurde. Veit jedoch, in der Würdigkeit ſeines Charakters, blieb fortwährend Dorotheens theilnehmendſter und innigſter Freund bis zu ſeinem im November 1819 erfolgten Tode.

Ungefähr 10 Jahre vor ſeinem Hintritte verheirathete ſie ſich mit Friedrich v. Schlegel, deſſen Schriften ſie längſt bewundernd angezogen, und deſſen Individualität ſie feſſelte. Als ſie ſich mit ihrem Gemahl zu Paris befand, trat ſie in der ſchwediſchen Geſandtſchaftscapelle zum Chriſtenthume über, und bald darauf, wie ihr Gatte ſelbſt in Cöln zum katholiſchen Glauben. 1818 und 1819 verweilte ſie in Rom bey ihren beyden Söhnen erſter Ehe, welche ſich ſchon damahls als geniale Mahler auszeichneten, und folgte dann ihrem Manne nach Wien, woſelbſt ſie ſich in ſeine literariſchen Arbeiten theilte, dergeſtalt, daß Manches, ſo unter ſeinem Nahmen erſchienen, mehr oder weniger von ihrer Feder iſt. Merkwürdig iſt, daß ſie ihre Handſchrift nach der ſeinigen geſtaltete,

ſo, daß zwiſchen Beyden große Aehnlichkeit Statt fand. Der Roman „Florentin“ (Leipzig 1801) iſt von ihr; eben ſo die Ueberſetzung der Staëlſchen Corinna, (wiewohl Friedrich v. Schlegel auf dem Titel genannt iſt); von ihr iſt auch die „Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters“ (Leipzig 1804, 2 Bände). Einzelne Aufſätze und Gedichte hat ſie in das Athenäum der beyden Schlegel, in ihres Mannes Zeitſchrift „Europa,“ in den poetiſchen Almanach ꝛc. geliefert.

Sie ſtarb 1839 zu Frankfurt am Main, zehn Jahre nach ihrem Gatten.

K.

Sonnenfels, Joſeph von.

Motto: „Wer wird es unternehmen wollen, der Begeiſterung für Männer des wahren Verdienſtes, die in der Geſchichte der Staaten ſo ſelten ſind, eine Gränzmark zu ſtellen?“ Wieland.

Ehe wir die hehre Erſcheinung „Sonnenfels“ beſprechen, ſtellen wir den Leſern aus unſern Collectaneen ein kleines aber geſtalten- und farbenreiches Rundgemählde der Hauptgrundzüge auf. Wir vermuthen, daß es von einem ſehr angeſehenen Hiſtoriker herrühre; jedenfalls trägt es den Stämpel der Kenntniß der Zeit, der Perſonen und Dinge, und bildet auch in ſo ferne die glücklichſte ſummariſche Expoſition des Artikels ſelbſt.

„Dieſer ſo vielſeitig hochverdiente Mann hatte drey Menſchengeſchlechter, die an ihm vorübergingen, mit geiſt-

vollen, critiſchen Blicken beobachtet, und auf alle drey einen mannigfachen ſegenvollen Einfluß ausgeübt. Wer ihn alſo den literariſchen Neſtor nicht nur der öſterreichiſchen Erbſtaaten, ſondern Deutſchlands überhaupt nannte, ſagte keine bloße Phraſe. Sonnenfels genoß den ſeltenen Vorzug, den ungeſchwächten Gebrauch der Seelenkräfte, und das volle lohnende Bewußtſeyn deſſen, was er geweſen war, zu behalten; er recitirte noch wenige Tage vor ſeinem Entſchlummern, einen ihn beſuchenden würdigen Prälaten das integra cum mente ſeines Horaz. Es ward ihm das Glück zu Theil, daß eine liebende Gattinn, die vieljährige treue Pflegerinn ſeines Alters, ihm die Augen zudrückte; und weinten nicht Kinder und Enkel um ihn, die er nie gehabt, ſo umringten ihn doch im Bunde theilnehmendſter Freundſchaft das edle Arnſtein'ſche Haus, deſſen geiſtreiche Frauen ihm noch eine Kunde aus Italien erzählen konnten.

Sonnenfels war auf dem Standpuncte, ſich ſeit Jahrzehenden als einen Repräſentanten der öſterreichiſchen Literatur und als den Heros mit Mund und Feder anzuſehen, der unter Marien Thereſiens mütterlichpflegender, doch nicht vorurtheilsfreyer Regierung zuerſt an die Verbeſſerung des Geſchmacks in den ſprechenden und bildenden Künſten, und in dem, was von beyden die Blüthe brechen ſoll, in der Dramaturgie und Schauſpielkunſt, muthig Hand angelegt und in der Kaiſerſtadt die Fahne aufgeſteckt hatte, um die ſich dann unter Joſephs geiſtentfeſſelnder Staatsverwaltung die Blüthe der öſterreichiſchen Schriftſteller und Dichter verſammelte. Als er zu Anfang des

ſechſten Jahrzehends im 18. Jahrhunderte ſeine literariſche Laufbahn begann, erhob ſich die Unterhaltungs- und Schriftſprache nur wenig über den Volksdialect. Reineres Deutſch hieß ketzeriſch oder lutheriſch-deutſch. Den Fußſtapfen der engliſchen Literatur folgend, hatten Wochenſchriften auch im nördlichen Deutſchland die Bahn gebrochen. Sonnenfels ſtellte in ſeinen Wochenſchriften: „Der Mann ohne Vorurtheil, Thereſe und Eleonore,“ und „das weibliche Orakel,“ zuerſt Muſter im beurtheilenden und erzählenden Ton auf, und gewann vor Allem die Frauen und Mädchen durch jene Bonbons unſerer frühern Literatur, die uns freylich jetzt ſüßlich vorkommen, damahls aber vortrefflich mundeten. Iſt doch die oft wiederholte Bemerkung, daß alle Cultur-, Sprach- und Geſchmackverfeinerung in der Kaiſerſtadt von den Frauen faſt allein ausging, dadurch ſchon früh beſtätigt worden. Theater und Publicum wetteiferten damahls mit einander in ergiebiger Wechſelwirkung, ſich durch wälſche und deutſche Arlekinade und pöbelhafte Poſſen aus dem Stegreiſe herabzuziehen. Was Leſſing für Hamburg und Deutſchland war, das ward Sonnenfels für Oeſterreich. Er ſtürzte das Reich des Hannswurſt und der Bernardoniſchen Rohheiten. Mit edler Beharrlichkeit, mit der Sieghaftigkeit des echten Geſchmackes, drang er durch alle Hinderniſſe, wie er ſich denn überhaupt nicht abſchrecken ließ, wenn es ſich bey ſeinem reellen Bewußtſeyn um eine rechte und gute Sache handelte, im Einklang mit ſeinem Wahlſpruche: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito.“ Da ſchrieb Sonnenfels unter derſelben Maske eines reiſenden Franzoſen, die

ſpäter Risbeck ſo gut zu tragen wußte, ſeine Briefe über die wieneriſche Schaubühne in 4 Theilen, die für den damahligen Geſichts- und Kunſtkreis eine muſterhafte Theatercritik genannt werden mögen, und dem Verfaſſer, wie jedem, der bis zur heutigen Stunde die Unverbeſſerlichen beſſern zu können wähnt, ganze Horniſſenneſter auf den Hals zogen. Später, als ſchon der große Schröder dort aufgetreten war, und Joſeph das Theater für einen mächtigen Hebel der Volksbildung erkannt hatte, zeigte er durch ſeine Briefe an die Jaquet und an Lange, daß auch er ſtrenger und freyer in ſeinen Theatercritiken geworden ſey. Falſchen Patriotismus über die Vorurtheile eines ſtolzen Adels bekämpfte er durch ſeine mit Abbts ähnlichem Werke von Verdienſt oft paralleliſirten Schriften über die Liebe des Vaterlandes, und das Bild des Adels, welches ſchon 1770 erſchien. Jetzt gibt es keinen humanern und kunſtliebendern Adel, als den erbländiſchen.

Länger als 25 Jahre wirkte er durch öffentliche Vorleſungen, wovon einzelne ſogleich als Muſter gedruckt worden ſind, alle aber durch Inhalt und Form vielfach bildend und lehrend auf Tauſende, die nach und nach ſeine Zuhörer wurden, gewirkt haben. Unvergeſſen ſey hier das Verdienſt des berühmten Martini, einſt Profeſſors des Naturrechtes an der Wiener Univerſität, in dem Sonnenfels ſtets ſeinen aufregenden Lehrer und frühes Vorbild ehrte, und des Staatsrathes v. Borie, der ihm trotz des Geſchreyes (was aber Maria Thereſia ſelbſt nach eigener Prüfung großherzig niederſchlug) des Schlendrians, die Lehrkanzel der politiſchen Wiſſenſchaften an der Univerſität

Wien öffnete. So gab Sonnenfels auch dem Catheder-vortrag ſeine Rechte und vertrieb die Scholaſtik aus den Hörſälen. Er war einer der Erſten in Deutſchland, der dem Kanzley- und Geſchäftsſtyl zu veredeln, und ihm die bunte Jacke des herkömmlichen Formelunweſens und Sprach-gemengſels auszuziehen wagte. Seine Anſichten theilte er ſelbſt in den Grundlinien für angehende öſterreichiſche Kanzleybeamte, über den Geſchäftsſtyl, zuerſt 1784 mit, worauf bald von ſeinen Zuhörern und andern Gehülfen, Zuſätze und Erweiterungen der Sonnenfelſiſchen Grundſätze in Menge nachkamen. Seine Lehrkanzel erhielt zugleich die Nominalprofeſſur des Kanzleyſtyls.

Während er ſeine Hauptwiſſenſchaft in den bekann-ten, oft wiederaufgelegten, öfter getadelten, noch öfter ausgeſchriebenen Grundſätzen der Polizey, Handlung und Finanzwiſſenſchaft in Compendienform früh ſchon auf-ſtellte, beſchäftigten ihn ſeit Jahren die höheren Fragen über Criminalverfahren und Todesſtrafen, und er hielt es ſelbſt für einen unverwelklichen Zweig im vollen Glanze ſeines Ruhmes, daß er im furchtloſen Kampfe gegen die Constitutio criminalis Theresiana, wo alle Folterinſtrumente in beliebter Abſtufung noch abgebildet ſtehen, die Tortur beſtritt, und durch ſeine erſte im Aus-lande gedruckte, dann der Kaiſerinn ſelbſt überreichte Schrift über die Abſchaffung der Folter, einen Riemen aus der Geißel zerſchnitt, womit Jahrhunderte lang die entwürdigte Menſchheit gepeitſcht worden war. Vielfach thätig griff er in die geſetzlichen und religiöſen Reformen Josephs II. ein, der ihm wohl einmahl bey einer An-

wandlung von Spott, die Fabel vom Icarus erzählte, aber die ſeinem aufgeklärten Eifer für Licht und Wahrheit gebührende Achtung nie verſagen konnte.

Seit 1779 referirender Rath bey der Studien- und Cenſurcommiſſion, gab er um dieſelbe Zeit einen Vortrag über den Büchernachdruck, der im Jahrgang 1785 des Journals von und für Deutſchland zuerſt abgedruckt ſtand. Später beſchäftigten ihn die Gegenſtände der Polizey und Geſetzgebung am meiſten. Lange Zeit lagen ihm die wirklichen oder auch nur ſcheinbaren Antagonismen in der Geſetzgebung ſehr am Herzen, und er bereitete ein Werk vor, das er Vereinigung und Abänderung der widerſpenſtigen Decrete betiteln wollte. Noch wenig Jahre vor ſeinem Tode beſchäftigte ihn die Entſcheidung durch Stimmenmehrheit ſehr. Seine Schrift darüber erlebte mehrere Auflagen. Die von Feuerbach für die Jenaer allgemeine Literatur ausgearbeitete Recenſion derſelben machte ihm viel Freunde. Auch beſchäftigte ihn, der um die Polizeyordnungen Wiens und des öſterreichiſchen Staates große und nicht immer anerkannte Verdienſte gehabt hat, zuletzt noch eine neue Geſindeordnung, die auf vieljährige Erfahrung gebaut, gewiß ein Muſter geworden wäre, da auch im Code Napoleon die ſogenannte Domeſticité ganz der Willkühr der Brodherren überlaſſen blieb. Schade, daß ſein Handbuch der innern Staatsverwaltung nie vollendet worden iſt. Er hatte ſeine probehaltigſten Ideen darin niedergelegt. Der Abſchnitt im öſterreichiſchen Criminalcoder über den Aufruhr iſt größtentheils aus ſeiner Feder. Die franzöſiſche Revolution, über welche er ſeine

Bekenntniſſe ſchon 1797 im deutſchen Merkur niedergelegte, hatte ihn dabey auf viele neue Anſichten gebracht. Nirgends fand er eine genügende Definition des Begriffes: „Aufruhr.“ Viel beſchäftigte er ſich auch in ſeinen letzten Lebensjahren mit der Caſuiſtik des Rechts, und hatte zu dieſem Behufe treffliche Sammlungen zu berühmten Rechtsfragen und causes célèbres gemacht, der er mehrmahls äußerte, es ſey dafür geſorgt, daß dieſe berühmten Rechtsfälle mit ſeinen Anſichten und Beurtheilungen nach ſeinem Tode im Druck erſcheinen.

Zuletzt war des Greiſes öffentliche Thätigkeit faſt bloß auf die Akademie der Künſte beſchränkt, deren Secretär er viele Jahre geweſen war, deren Vicepräſident er aber nach ihrer neuen Umgeſtaltung durch des Staatskanzlers Fürſten Metternich thätige Vermittlung wurde. Unvergeßlich bleibt die nähmliche Eröffnungsrede, womit Sonnenfels die erſte feyerliche Sitzung in Gegenwart der Kaiſerinn Louiſe und eines zahlreichen Publicums vom erſten Range, weihete. Früher hatte er ſchon über Lectüre und Urbanität der Künſtler gewichtige Worte bekannt gemacht, und über das Verdienſt des Portraitmahlers, das eben ſo oft zu tief herabgewürdigt als überſchätzt wird, ein Kennerurtheil ausgeſprochen. Einen Mann, der ein halbes Jahrhundert lang durch lebendigen und ſchriftlichen Vortrag, und eine Menge höchſt wichtiger Conſultationen, die nie zur Kenntniß des größeren Publicums gekommen ſind, auf ſeine Zeitgenoſſen eingewirkt hatte, und der Lehrer der vorzüglichſten Staats- und Kanzleymänner durch die ganze öſterreichiſche Monarchie geworden war, mochte ein ſtärkeres Selbſtge-

fühl ſeines würdevollen Einfluſſes auf Mit- und Nachwelt gerne verziehen werden. So betrachtete er ſich, als er im Sommer des Jahres 1787, eine Reiſe in die Geburtsſtadt ſeines Vaters, nach Berlin machte, als den wahren öſterreichiſchen Hermes Logios, der nach Berlin geſandt ſey, um alten Eiferſüchteleyen und Neckereyen zwiſchen Wien und Berlin ein Ende zu machen, und ſein auch in der Berliner Monathſchrift jenes Jahres abgedruckter Abſchied an die Freunde des Montagklubs in Berlin, enthält von dieſer Miſſion volle Beglaubigungsworte. Oft war es aber auch, was als Beweis ſeiner Eitelkeit und Ruhmredigkeit angeführt wurde, wahre Ironie von ſeiner Seite. Durch ihn erhielt Wien ſchon im Jahre 1776 eine vollkommene Laternenbeleuchtung. Wenn nun bey einer Luſtfahrt nach Laxenburg, er bey der Belobung des hellen Schimmers des Abendſternes, durch einen ſeiner Reiſegefährten, aus dem Schlummer erwacht zu ſeyn ſchien, und ausrief: „Das können ſie mir danken, ſeit ich die Beſorgung habe, ſcheint Alles viel heller;" — ſo wird dieß Niemand, der ſich auf Scherz verſteht, für etwas Anderes, als einen ironiſchen Einfall annehmen. So würden ſich viele Aeußerungen, die noch bis zu ſeinem Tode von ſeiner Selbſt- und Ruhmſucht erzählt wurden, in ähnliche Züge ſchalkhafter Ironie auflöſen laſſen.

Oft pflegte er zu ſagen, ſein Wahlſpruch im Leben ſey das alte **leniter in verbis**, **fortiter in re** geweſen, durch deſſen Nichtbefolgung viele junge und ältere Brauſeköpfe von jeher Alles verdorben hätten. Sonnenfels ermangelte bey kluger Ausführung jener Lebensregeln nie

der erforderlichen Freymüthigkeit und Unerſchrockenheit, da wo es die Rechte des Menſchen und Bürgers zu vertheidigen galt. Sein Verhältniß zur Polizey- und Bücher-commiſſion gab ihm dazu hundert intereſſante Veranlaſſungen."

Obiger im Auszug und mit einigen wenigen Abänderungen gegebene Umriß läßt zu, und erheiſcht zum Theile, den lebensgeſchichtlichen Ueberblick unſers Helden einfacher und gedrängter zu behandeln. Aus einem andern weiter unten erſichtlichen Grunde, welcher zugleich die mancherley Wiederholungen hinlänglich rechtfertigt, berühren wir auch ſeine Jugendgeſchichte nur kurz, und verweiſen zugleich in Anſehung ſo mancher Daten ſeiner ſpätern Periode auf de Lucas Supplirung.

Joſephs v. Sonuenfels Großvater war ein angeſehener Gelehrter, von 1715 bis 1725 Stadt- und Landrabbiner zu Berlin, genannt Rabbi Michael, mit dem ehrenden Beynahmen „der Fromme." Joſephs Vater Perlin Lipmann, war ein noch mehrſeitig gelehrter Orientaliſt, ebenfalls in Preußens Hauptſtadt. Er zog fort von da, begab ſich Anfangs nach Eiſenſtadt und hierauf nach Nikolsburg. Hier trat er mit ſeinen beyden Söhnen zur catholiſchen Religion über, und legte ſich den Nahmen Aloys Wienner bey; der ältere Sohn ward Joſeph, der jüngere Franz getauft. Die Nikolsburger P. P. Piariſten verwendeten ihn ſehr bey ihren orientaliſchen Studien; ſie nahmen ihn in Schutz, und zeichneten ihn aus. Als er nach Wien überſiedelt war, wurde er Lehrer der Sprachen des alten Bundes an der Hochſchule, hierauf

hebräiſcher Dolmetſch und mit dem Prädicate „von Sonnenfels“ in den Adelſtand erhoben.

Der nachmahls ſo berühmte Joſeph Sonnenfels, der ältere Sohn, wurde 1733 zu Nikolsburg geboren; der Tag ſeiner Geburt aber läßt ſich deßhalb nicht angeben, weil die jüdiſchen Geburtsbücher Nikolsburgs erſt 2 Jahre ſpäter beginnen. Im Hebräiſchen ſchon ziemlich feſt, und es fortwährend mit Liebe pflegend, trat er daſelbſt bey den Piariſten ſeine Studien an, von dem humanen Fürſten Carl Dietrichſtein großmüthig unterſtützt, und abſolvirte auch da die Humanioren. Auf der Wiener Hochſchule widmete er ſich der Philoſophie. Es erfolgte nun aber ein greller Abſprung, indem er, 16 Jahre alt, Soldat wurde, und zwar bey dem Regimente Deutſchmeiſter in Klagenfurt. Er blieb 5 Jahre Gemeiner, nach welcher Zeit er als Unteroffizier austrat. Während dieſer Periode hatte er ſich von ſeinen Cameraden die franzöſiſche und italieniſche Sprache eigen gemacht, wie ſpäter bey den Mädchen in Sobotka und Jungbunzlau das Böhmiſche. Nun verlegte er ſich mit dem lebhafteſten Fleiß, Eifer und dem ſchönſten Erfolge auf die Rechtswiſſenſchaften, und betrieb nebenbey die rabbiniſchen Studien; auch vervollkommnete er ſich im Hebräiſchen, was ihm um ſo leichter fiel, als er den Privatvorleſungen, die ſein Vater als Nebenerwerb gab, beywohnte. Zu deſſen **Controversiis cum Judaeis etc.** ſchrieb er einen Prodromus. Dem jüdiſchen Orientalismus huldigte er mit Wärme, und wie ſein Gedicht in dieſer Gattung: „Das Gedicht des Sohnes Sela Haſchemeſch über Franz I. ꝛc.“ darthut

auch mit Glück. Bald ward er als hebräiſcher Dolmetſch ſeinem Vater adjungirt.

Zwey Jahre hatte er unter dem Hofrathe Grafen von Hartig bey der oberſten Juſtizſtelle practicirt, als er ſich von dieſer Sphäre plötzlich losſagte, und wie man denken kann, zur großen Ueberraſchung ſeiner Freunde und Gönner. Der Beweggrund war ein patriotiſcher, und zwar ein ſublim patriotiſcher. Bey ſeiner lebhaften Neigung zur Lectüre waren ihm nähmlich die damahls ſo ſehr Epoche machenden „Briefe, die neueſte Literatur betreffend“ in die Hände gefallen, und mit Entrüſtung las er in dem 12. Bande derſelben (S. 324) die ſchnöde Aeußerung: „Da ſeit 20 Jahren alle Provinzen Deutſchlands ſich bemühen, etwas zur Verbeſſerung ihrer Sprache beyzutragen, ſo hat dagegen Oeſterreich auch nicht einen erträglichen Schriftſteller aufzuweiſen.“ Dieſer empörende Angriff verwundete ſein ſtolzes und edles Vaterlandsgefühl, und ſpornte ihn an, ſelben durch die That zu widerlegen. Mit glühendem Eifer lag er nun dem Studium der deutſchen Sprache und Literatur ob, und ſo entſtand binnen unglaublich kurzer Zeit der würdige Bund zur Sprach- und Geſchmacksreform, an welcher der wackere Riegger entſcheidenden Antheil genommen. Ohne Berückſichtigung der verloren gegangenen Exiſtenzbaſis verfolgte Sonnenfels muthig und beharrlich ſein hehres Ziel; und da ſich nirgend eine Gelegenheit des Unterhaltes darboth, er auch ſeinen mittelloſen alten Vater, der ihn lange unterſtützt hatte, ſchonen wollte, ſo nahm er den eben erledigten Poſten eines Rechnungs-

führers bey der Arcieren=Leibgarde mit Vergnügen an. Sonnenfels war damahls 28 Jahre alt. Hier konnte ſeine diſtinguirte Richtung und Wirkſamkeit einem Manne, wie der General Freyherr von Petraſch, Lieutenant in dieſer Garde, nicht entgehen. Petraſch, der die Wiſſenſchaften pflegte und ehrte, nahm ſich des jungen Mannes an; aus einem Untergebenen ward Sonnenfels bald ſein Freund, dem edlen Staatsrathe Freyherrn v. Borie empfohlen, und durch dieſen empfänglichen Gönner auf jegliche Weiſe dergeſtalt ausgezeichnet, vorgezogen und gehoben, daß ihm 1763 die Profeſſur der politiſchen Wiſſenſchaften an der Wiener Hochſchule zu Theil ward, ohne daß er darum angeſucht hätte.

Sonnenfels befand ſich nun in einem Wirkungskreiſe, in welchem er hinlänglich Gelegenheit fand, ſeine Talente und Kenntniſſe zu entfalten. Die Hofſtellen erkannten die außerordentlichen Eigenſchaften des ſeltenen Mannes; die Kaiſerinn lernte ihn kennen und ſchätzen; gar manchen Schritt durfte er gegen die herrſchenden Vorurtheile wagen, und Sonnenfels ermangelte nicht es zu thun, wenn gleich unter vielen gefahrdrohenden Hemmniſſen. So drang er denn auch ſiegreich in der Torturfrage durch, die allerdings viel früher ſchon durch Thomaſius, Beccaria und den tyroliſchen Kanzler, Joſ. Freyherrn v. Hormayr (den Großvater des Hiſtoriographen) angeregt worden war. Auch mauch anderer aufgeklärte Mann war in dieſer Humanitätsſache thätig; aber der definitive Ausſchlag iſt bloß der unmittelbar perſönlichen Wirkſamkeit unſres Sonnenfels zu verdanken. Ihm gebührt das Verdienſt, der Glanz

und der Nahme, ähnlich Luthern, welchem in ſeinem Werke, auch ſchon Manche vorausgegangen waren.

Bald nachdem ihm der damahls viel bedeutſamere Titel eines k. k. Rathes verliehen worden, und zwar als großmüthige Genugthuung und Entſchädigung für die Verläumdung, als ſey er „ein Freygeiſt, ein Beleidiger der Majeſtät, ein Jugendverführer.“ Die Unterſuchung zeigte ihn rein und die hochſinnige Kaiſerinn wußte zu lohnen. Bald ward er zum Regierungsrath ernannt; die Profeſſur behielt er bey. Seine mit ſo viel Beyfall und Nutzen gehaltenen Vorleſungen über den Geſchäftsſtyl ſetzte er fort. Die Beförderung zum Hofrath erfolgte 1779. Es läßt ſich begreifen, daß ſolch ein Kopf und ſolch eine Feder alsbald auch in den Kreis der Studien- und Cenſur-Hofcommiſſion ſo wie der Hofcommiſſion in Geſetzſachen gezogen wurde, Sphären, in welchen es unſäglich viel Anlaß und Stoff gab, gerade für einen Mann wie Sonnenfels, zu wirken, zu ſchaffen, neu zu geſtalten, dem todten Mechanismus Geiſt und Leben einzuflößen. Bey der legislativen Hofcommiſſion wurde er zum Vicepräſidenten ernannt.

1804 erhielt er das Kleinkreuz des St. Stephansordens. Als Präſes der Akademie der bildenden Künſte (ſeit 1810) machte er ſich ungemein verdient. Mehrere auswärtige ſowohl künſtleriſche als gelehrte Geſellſchaften und gemeinnützige Vereine ernannten ihn zu ihrem Mitgliede; ſo die Akademie der ſchönen Künſte in Mailand, die Akademie der Wiſſenſchaften zu Erfurt. (Mehr als dieſe beyden Mitgliederſchaften findet man in den Schematismen nicht). Das Diplom der philoſophiſchen Ge-

ſellſchaft zu Philadelphia traf ihn nicht mehr unter den Lebenden. (Seine Stelle nahm dann der Freyherr von Hormayr ein.) Der preußiſche rothe Adlerorden, das Commandeurkreuz des däniſchen Danebrogordens und andere Anerkennungen, z. B. von Seite des Königs von Bayern, dem unvergeßlichen Max Joſeph, bewieſen, daß auch fremde Herrſcher die großen Verdienſte dieſes ruhmwürdigen Gelehrten und Staatsmannes zu ehren gewußt. Er war ordentliches Mitglied der philoſophiſchen, ſo wie der juridiſchen Facultät zu Wien, Rector Magnificus der Letztern 1794 und 1796. Der Wiener Magiſtrat hatte ihm 1806 das Bürgerrecht verliehen.

Der große Sonnenfels ſtarb (im Schematismus desſelben Jahres noch als ſolcher aufgeführt, alſo nicht wie häufig angegeben wird, in den Ruheſtand verſetzt,) als wirklicher, noch activer und älteſter Hofrath, den 25. April 1817 im 85ſten Lebensjahre. Dieſe chronologiſche Angabe, von welcher die meiſten andern abweichen, iſt nach dem vor uns liegenden Todtenverzeichniſſe der k. k. priv. Wienerzeitung. Er ſtarb an Altersſchwäche zu Wien, in der Wollzeile Nr. 827, jetzt Nr. 780, von der Schwibbogengaſſe hinauf das dritte (Rachowieſches, gegenwärtig v. Mayernſches) Haus, das früher zur Birne hieß, (im erſten Stockwerk). Er ward auf dem Friedhofe zu St. Marks beerdigt; ſein Grabmahl war einfach. Dieß beſcheidene Monument iſt aber leider ſo gut als verfallen. Schon vor 5 Jahren klagte hierüber (wenn wir nicht irren in der Theaterzeitung) der edle würdige Emil (Herr J. F. E. Trimmel, Regiſtraturdirector der k. k. ver-

einigten Hofkanzley). Allein was iſt zu thun?! Sonnenfels war nur „Sonnenfels,“ folglich keiner jener Götzen der lockern Künſte, nähmlich: weder ein Schauſpieler oder Sänger, noch ein Tänzer oder Walzercomponiſt, die man mit pomphafter Beſtattung und ceremoniöſen Monumenten zu feyern pflegt. Unter ſolchen Umſtänden wäre es eine Entweihung, ja eine frevelhafte Beleidigung der Manen eines Sonnenfels, wenn man ſein Grabmahl anders als höchſt einfach erneuerte; aber . . . das wenigſtens ſollte denn doch geſchehen!!! Vielleicht wenige Schritte von Sonnenfels ruht der gleichfalls ewig große Mozart, der Shakſpeare der Tonkunſt. Die Stätte ſelbſt kennt man nicht mehr! Soll das bald, recht bald auch bey Sonnenfels der Fall ſeyn??!!

Er hat kein Vermögen hinterlaſſen, weder Barſchaft noch Geldeswerth in einer Bedeutung, wie man ſie bey einem Manne ſeiner äußern Verhältniſſe, ſeiner ſtaatsbürgerlichen Stellung und ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, ſo wie ſeiner Art ſich zu zeigen (ſein Mobiliar, z. B. äußerſt ordinär) wohl hätte vorausſetzen dürfen. Seine ganze zurückgelaſſene Habe überſtieg nicht den Betrag von drey Tauſend Gulden Wiener-Währung (nach dem jetzigen Silberwerth 1200 fl.). Er war aber ein Mann der Milde und Nächſtenliebe, gewohnt wohlthätig zu ſeyn im Stillen, worauf auch ſein Teſtament hindeutet. Dieſes vom 1. Februar 1811 beſteht in folgendem Schreiben an ſeine Gemahlinn: „Ich beſitze kein Vermögen, das iſt bekannt: ich habe mich während meiner vieljährigen arbeitſamen Laufbahn nur beſtrebt,

meine Pflicht zu erfüllen, nicht Vermögen zu ſammeln. Meine Gemahlinn (Thereſia v. Sonnenfels, geb. v. Hay) brachte mir drey Tauſend Gulden zur Mitgift, deren Empfang ich hier noch einmahl beſtätige; ich verſprach ſelbe mit ſechs Tauſend Gulden zu widerlegen; dieſe neun Tauſend Gulden ſind eine Schuld, zu deren Bedeckung ich wünſche, daß Alles, was ich beſitze, zureiche, wobey ich zu bemerken habe, daß, was von dem vorhandenen Silber mit T. S. bezeichnet iſt, meiner Gemahlinn angehört. Soll über die Bedeckung der neun Tauſend etwas erübrigen, ſo ſey meine Gattinn hiervon die Erbinn. Das edle Weib wird, da ich ihr keine Schätze zurücklaſſe, den unbeſcholtenen Ruf ihres Mannes und die Achtung, die er ſich bey ſeinen Mitbürgern zu erwerben das Glück hatte, als einen ſchätzbaren Nachlaß beachten. Der Armuth nach Kräften beyzuſtehen, habe ich nicht bis hier verſchoben. Ich erſuche aber meine Freundinn, an das Armeninſtitut fünfzig Gulden abzuführen. Ihrem wohlthätigen Herzen überlaſſe ich, mein Dienſtvolk nach Verhältniß ihrer Dienſtjahre und der dem Hauſe bezeigten Ergebenheit zu belohnen. Und nun, theuere Gefährtinn meines Lebens, empfange die Verſicherung, daß meine innigſte Verehrung und Dankbarkeit für die Glückſeligkeit von acht und vierzig Jahren mich hinaus über das Grab begleiten wird. Ich empfehle Dir nicht, mein Andenken ſtets werth zu halten. Ich kenne Dich, und bin mir bewußt, durch mein ſtetes Beſtreben dieß um Dich verdient zu haben.

Wien, am 1. Hornung 1811. Sonnenfels."

Welche Einblicke geſtattet dieſe Urkunde nicht in des edlen Mannes Weſen und Charakter?!

Die Witwe erhielt, wie es hieß, den ganzen Betrag ſeiner Gehaltbezüge als Penſion. Sie ſtarb den 15. May 1820 (alſo drey Jahre nach ihrem Gatten) wohnhaft in der untern Bäckerſtraße Nr. 792. Ihr Nachlaß fiel in Gemäßheit ihres letzten Willens an ihre Verwandten. Selbe waren: Ihre Schweſter Eleonore, verehligte Freyinn v. Neſſzern; der Sohn ihrer verſtorbenen Schweſter Antonie, verheirathete v. Praitſchopf (Franz v. Praitſchopf war k. k. Rittmeiſter); die Kinder einer dritten Schweſter, der verſtorbenen v. Birkenſtock, und zwar: Hugo (zu Ybbs domicilirend) und Antonie, Gemahlinn des Banquiers Brentano zu Frankfurt; dann der Sohn einer verſtorbenen Schweſter, Anna, Gemahlinn Gottfrieds v. Sobeck. — Die Gemahlinn Josephs v. Sonnenfels, Thereſia, war eine ausgezeichnete Schönheit, eine der fünf eben ſo anmuthigen Töchter des Fulnecker Oberamtmannes Franz Hay. Von den Wienern pflegte die liebreitzende Thereſe v. Sonnenfels „Aſpaſia“ genannt zu werden. Ihr Bruder war der nachmahlige Königgrätzer Biſchof Johann Leopold Hay, von Vielen geprieſen als Oeſterreichs Fenelon. Eine der fünf Schweſtern Thereſiens war an einen v. Sternſtein verheirathet.

Joſeph v. Sonnenfels unterzeichnete ſich nie „Freyherr“ (oder „Reichsbaron,“) ließ ſich auch niemahls ſo tituliren, wiewohl er als Stephansritter es hätte thun können. Weßhalb man ihn dennoch häufig Freyherr oder Reichsfreyherr genannt lieſt, rührt von einer Verwechs-

lung mit dem Titel ſeines Bruders Franz (des Hofraths bey der k. k. Hofkammer) der in den Reichsfreyherrnſtand erhoben worden war.

Als Siegel bediente ſich Joſeph v. Sonnenfels nicht immer ſeines Wapens. Das Wapen wird in Frankl's Sonntagsblättern 1846, Nr. 52, S. 1236 folgender Maßen beſchrieben: „Das Schild iſt in vier Felder getheilt; im obern rechten oder untern linken ſilbernen Felde ein Thurm; im obern linken und untern rechten blauen Felde eine goldene Sonne ober einem zackigen Felſen; auf dem Schilde ruht ein offener Helm mit einer Ritterkrone; der Helm hat zur linken und rechten Seite ſilberne Helmdecken, blau ausgeſchlagen. Aus der Krone wächſt eine weibliche Figur, in der Rechten ein Buch haltend, das Haupt von Sonnenſtrahlen umgeben, zwiſchen zwey Adlerflügeln."

In Anſehung fernerer Details verweiſen wir die Leſer, wie ſchon oben angedeutet, auf die weiter unten folgenden intereſſanten und anecdotiſchen Erörterungen de Lucas, der als Zeitgenoſſe und zum Theil als Augenzeuge ſpricht. Aus dieſen Gründen werden wir es vorziehen, ihn ſelbſt ſprechen zu laſſen, ſtatt uns ſeines ſo dankbaren Materials zu eigener Ausprägung zu bemächtigen.

Sonnenfels war ſehr lebhaft und beweglich; er war äußerſt geſprächig, und führte gern das Wort. Sein Bildniß iſt mehrmahls geliefert worden; von Schleuen (als Titelkupfer des 14. Bandes der allgemeinen deutſchen Bibliothek) 1770; von Jacobe; in Medaillenform

von Jac. Schmuzer. (Auf dieſem iſt der Mund wohl gar zu weit geöffnet, wenn ſchon Sonnenfels ihn ſehr offen zu halten pflegte); 1783 von Quir. Mark zu den geſammelten Schriften. Das treueſte und in jeder Hinſicht gelungenſte Porträt aber ſcheint uns das nach Graffs Gemählde von Leicher geätzte zu ſeyn, welches bey dem 1. Bande des Handbuchs der innern Staatsverwaltung befindlich iſt. Es ſpricht ſich darin die geiſtige Individualität des Mannes, nahmentlich in den großen, dunklen, ſeelenvollen Augen am Lebendigſten aus. Unwürdig iſt das widrige Machwerk bey dem 3. Theil unſerer kleinen Wiener-Memoiren, wiewohl dem Künſtler zur Copie das Graff'ſche Bild war vorgelegt worden.

Das ganze Streben und Wirken des außerordentlichen Mannes, eines Geiſtes und Herzens unvergänglichen Ruhmes ging auf das Beſte des Staates, auf das Wohl der Menſchheit, auf die Ehre der Vernunft, der Gerechtigkeit und Wiſſenſchaft aus. Sonnenfels ward Alles durch ſich ſelbſt; er war ſein eigener Schöpfer. Gemeinnützig zu ſeyn, galt ihm mehr, als ein hoher glänzender Ruf; kleine menſchliche Schwächen abgerechnet, denn eine gewiſſe Eitelkeit zum Beyſpiel, iſt oft weniger dieſe ſelbſt, als ein, mitunter unwillkührliches Ueberquellen jenes Selbſtgefühls, das dem Manne der That inwohnt. Mit Grund ſagt ein officielles Blatt: „Ohne von Vorzügen der Geburt, ohne von Glücksgütern, ohne von dem Geiſte ſeines Zeitalters und ſeiner Umgebungen begünſtigt zu ſeyn, iſt er durch angeborne Naturgaben und eifrige Verwendung Alles aus ſich ſelbſt geworden; hat

er im ſteten Kampfe mit den Vorurtheilen und der Scheelſucht der Unwiſſenheit immer Licht und Wahrheit um ſich verbreitet, und aus mannigfaltig bedrängten und umhergetriebenen Jugendjahren ſich endlich ruhmvoll zum öffentlichen Lehrer und zu den anſehnlichſten Würden und Ehren des Staates emporgeſchwungen ꝛc.“ Im polizeylichen, adminiſtrativen und finanziellen Fache, wie im Criminal= und Staatsrecht, in Sprache, Geſchmack und Kunſt war Sonnenfels Reformator, ſieggekrönter Umbildner.

Die hohe Bedeutſamkeit des Phänomens „Sonnenfels“ aber, im Allgemeinen und Einzelnen, wird uns wohl erſt dann klarer und erſichtlicher, wenn wir uns die Geſchichte und den Charakter ſeines Zeitraums vergegenwärtigen, und inſonderheit die große Anzahl ſeiner Schriften Stück für Stück, ihren Titeln nach, mit Aufmerkſamkeit betrachten, und erwägend bey jedem einzelnen dieſer Büchertitel und deren Jahreszahl verweilen. Dieß Verfahren verſetzt uns in die jeweiligen Momente, und in die aus ihnen hervorgegangenen Anregungsgründe des Autors. (Wie bezeichnend iſt z. B. der Umſtand, daß von den **3** Bänden der Grundſätze der Polizey=, Handlungs= und Finanzwiſſenſchaft acht Auflagen erſchienen!? Wie intereſſant ſeine Mythe auf Napoleon „den Großen“ **1810**?) Wir liefern deßhalb hier die chronologiſche Reihenfolge ſämmtlicher Sonnenfels'ſchen Schriften, mit der vollſtändigen Angabe der Titel, nähmlich:

Die Vorrede zu ſeines Vaters Werk: **Controversiae cum Judaeis prodromi libri IV.** Wien **1758**.

Ankündigung einer deutſchen Geſellſchaft in Wien, in der

erſten feyerlichen Verſammlung den 2. Jänner 1761 abgeleſen. Wien 1761.

Rede von der Nothwendigkeit ſeine Mutterſprache zu bearbeiten, in der Verſammlung der deutſchen Geſellſchaft vorgeleſen. Wien 1761.

Rede auf Marien Thereſien, Kaiſerinn, Königinn von Hungarn und Böhmen, an ihrem Geburtstag in der feyerlichen Verſammlung der deutſchen Geſellſchaft in Wien gehalten. Wien 1762.

Antrittsrede, gehalten im November 1763. Wien 1763.

Das Geſicht des Sohnes Sela Haſchemeſch, das er geſehen hat über Franzen den Erſten, römiſchen Kaiſer. Wien 1764.

Vom Zuſammenfluſſe, eine Abhandlung. Wien 1763.

Betrachtungen über die neuen politiſchen Handlungsgrundſätze der Engländer. Wien 1764.

Gedicht auf den Tod Kaiſers Franz des Erſten. Wien 1765.

Geſammelte Schriften. Erſter Band. Wien 1765.

Grundſätze der Polizey-, Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft. Drey Theile. Wien 1765 — 1776. Zweyte Auflage, Wien 1769. Drittte Auflage, Wien 1777. Vierte Auflage, Wien 1786. Fünfte Auflage, Wien 1787. Sechſte Auflage, Wien 1798. Siebente Auflage, Wien 1804. Achte Auflage, Wien 1819—22.

Der Mann ohne Vorurtheil. Drey Theile. Wien 1765. Neue Auflage. Wien 1765.

Schreiben über die Herabſetzung der Intereſſen, an einen Freund in Klagenfurt. Wien 1766.

Auf den Tod des Feldmarſchalls Daun. Wien 1766.

Das weibliche Orakel. Eine Wochenſchrift. Wien 1767.

Thereſe und Eleonore. Eine Wochenſchrift. Wien 1767. Zweyte verbeſſerte Auflage. Leipzig 1769.

Briefe über die wieneriſche Schaubühne. Vier Theile. Wien 1768.

Verſuche in politiſchen und ökonomiſchen Ausarbeitungen zum Nutzen und Vergnügen. Wien 1768.

Ermunterung zur Lectüre an junge Künſtler. Eine Rede. Wien 1768.

Das Bild des Adels. Eine Rede. Wien 1768.

Abhandlung von der Theuerung in Hauptſtädten, und dem Mittel derſelben abzuhelfen. Leipzig 1769. Wien 1770.

Vorſtellung an den Hof, daß öffentliche Ergötzungen den guten Sitten nicht zuwider laufen dürfen. Wien 1769.

Von dem Verdienſte des Porträtmahlers. Eine Rede. Wien 1769.

Ueber die Vorſtellung des Brutus. Wien 1770.

Von der Urbanität des Künſtlers. Wien 1771.

Von der Liebe des Vaterlandes. Wien 1771. Neue Auflage. Wien 1785.

Von der Beſcheidenheit im Vortrage ſeiner Meinungen. Wien 1772.

Von der Verwandlung der Domainen in Bauerngüter. Wien 1773.

Ueber die Abſchaffung der Tortur. Zürich 1775. Verbeſſerte Ausgabe. Nürnberg 1782.

Politiſche Abhandlungen (herausgegeben von Ignaz de Luca). Wien 1777.

Betrachtungen über die Angelegenheiten von Europa. Erſtes Stück, über die Einrückung der preußiſchen Truppen in Böhmen. Wien 1778.

Erſte Vorleſung nach dem Tode Marien Thereſiens: Wien 1780.

Ueber die Ankunft Pius VI. in Wien. Ein Fragment, Wien 1782.

Geſammelte Schriften. Zehn Bände. Wien 1783—1786.

Was iſt vom Bürger, jungen Kaufmann und Künſtler zu halten. Wien 1783.

Ueber den Geſchäftsſtyl. Die erſten Grundlinien für angehende öſterreichiſche Kanzleybeamte. Zum Gebrauch der öffentlichen Vorleſungen, nebſt einem Anhange von Regiſtraturen. Wien 1784. Zweyte Auflage, Wien 1787. Dritte, vom Verfaſſer durchgeſehene Auflage. Wien 1802.

Neueſter Briefſteller auf alle Fälle. Wien 1786. Neue Auflage. Wien 1790.

Ueber Wucher und Wuchergeſetze. Eine Vorſtellung mit Bemerkungen. Wien 1789.

Abhandlung über die Aufhebung der Wuchergeſetze. Wien 1791.

Betrachtungen eines öſterreichiſchen Staatsbürgers an ſeinen Freund, veranlaßt durch das Schreiben des Herrn v. M** an Herrn Abbé Sabatier über die franzöſiſche Republik. Wien 1793.

Oratio, qua Rectoris Munus in Universitate Vin-

dobonensi solenniter auspicatus est — anno MDCCXCIII Vindobonae 1794.

Skizze des Hofkriegsrathspräſidenten, Feldmarſchalls Grafen von Noſtiz. Wien 1796.

Handbuch der innern Staatsverwaltung mit Rückſicht auf die Umſtände und Begriffe der Zeit. Erſter Band, enthaltend nebſt der allgemeinen Einleitung einen Theil der Staatspolizey. Wien 1798. (Man ſehe unten: über öffentliche Sicherheit.)

Ueber die Stimmenmehrheit bey Criminalurtheilen. Wien 1801. Zweyte ſorgfältig überſehene, durch zahlreiche Erörterungen, wie auch durch Aufnahme und Beantwortung der erſchienenen Beurtheilungen und Einwürfe vermehrte Auflage. Wien 1808.

Bemerkungen über die für die Hauptſtadt Wien und den Umkreis derſelben innerhalb der Linien erlaſſene neue Geſindeordnung. Wien und Trieſt 1810.

Mythe auf die Vermählung Louiſens mit Napoleon dem Großen. Wien 1810.

Ueber die am achten September erlaſſenen zwey Patente. Ein Antwortſchreiben über folgende Fragen: welcher Urſache iſt die Verſchlimmerung des Curſes zuzuſchreiben? wodurch kann derſelben Einhalt geſchehen? Wien 1810.

Ueber öffentliche Sicherheit, oder von der Sorgfalt, die Privatkräfte gegen die Kraft des Staates in einem untergeordneten Verhältniſſe zu erhalten. Ein Nachlaß als Anhang zum 1. Bande des Handbuches der innern Staatsverwaltung. Wien 1817.

Ferner: Kleinere Aufſätze, Bemerkungen, Notizen u. ſ. w. in wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften; im deutſchen Muſeum 1780, Band 1 und 2; 1782. Band 2; im Wiener Journal für Freymaurer 1784—86 (Torrubia gegen das Inſtitut; nach d. ſpan. Handſchrift. — Eudoxus. — Ueber den Einfluß der Maurerey) im Journal von und für Deutſchland 1785, Stück 2; in der Berliner Monathſchrift 1787 Oct.; in der öſterreichiſchen Monathſchrift 1794; im deutſchen Mercur 1797, Stück 7; in Schmid's Anthologie, Theil 2.

Die bedeutenderen Artikel ſind in die geſammelten Schriften aufgenommen, welche überhaupt das Meiſte von dem enthalten, was der Verfaſſer bis gegen das Jahr 1783 einzeln und ſelbſtſtändig hatte erſcheinen laſſen, z. B. auch die Abhandlung über die Tortur, Band VII. Von der Wiener Realzeitung redigirte Sonnenfels nach ſeinem neuen Plane den Jahrgang 1777.

Wahrheitvoll, edel und geiſtreich hat Küttner*) in ſeinen Charakteren deutſcher Dichter und Proſaiſten, den Schriftſteller Sonnenfels aufgefaßt: „Keine Werke von großer Erfindungskraft und ſeltenen Originalſchönheiten, aber kleine reichhaltige Schriften, voll Freymüthigkeit und edler, menſchenfreundlicher Geſinnungen hat Sonnenfels geliefert. Im eigentlichſten Verſtande iſt er ein Schriftſteller der Menſchheit, der von allen ſeinen Arbeiten, die er mit ſo vieler Weltkenntniß und allgemeinem Wohlwollen voll=

*) Carl August, † 1810, nicht der Verfaſſer der Reiſen.

endete, die erſprießlichſten Folgen erlebt hat. Er hat, ſelbſt im peinlichen Rechte, in der Polizey- und in dem Finanzweſen Verbeſſerungen gelehrt und durchſetzen helfen, die die Glückſeligkeit unzähliger Geſchlechter vermehren. Er hat mit entſchloſſenem Muthe dem falſchen Geſchmacke auf der Bühne und in den Hörſälen ſich entgegengeſetzt und den guten einzuführen getrachtet. In ſeinem Vortrage, den er bald in redneriſchem Schmucke bald in geſellſchaftliche Proſa kleidet, findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfalt und Leichtigkeit; ſeinem Witz und lachende Satyre mit rührender oder ſtrafender Moral vereinigt. Unerſchrockenheit und feſte Stärke des Geiſtes, Einſicht, Erfahrung, ein lauterer Geſchmack und die thätigſte Vaterlandsliebe beſeelen Alles, was er ſchreibt, und laſſen die kleinen Unebenheiten und Flecken des Styls, die ſeinem raſchen Auge vielleicht zu gering und kleinlich ſchienen, nur wenig bemerken."

Was aber dieſer trefflichen Schilderung einen beſonderen Reitz, ein eigenes Gewicht verleiht und in dem Herzen des vaterländiſchen Leſers ein ſüßes Gefühl erwecken muß, iſt der Umſtand, daß jener Ausſpruch des würdigen Küttner nur das Echo ſo gut als aller Stimmen des Auslandes über unſern großen Autor iſt. Wahrlich, ein nicht ſehr häufiger Fall in der Geſchichte der Literatur überhaupt, inſonderheit in jener Oeſterreichs.

Mehrere Mahle hatte es geheißen, der berühmte Sonnenfels habe vor, wenn nicht eben ſeine förmliche Lebensgeſchichte, doch ſeine Denkwürdigkeiten zu ſchreiben. Das wäre nun freylich ein großer Gewinn, vorzüglich für

die Memoiriſtik geweſen. Etwas aber war an der Sache. Sonnenfels hatte wirklich begonnen, einen Umriß ſeiner Jugendbiographie zu ſchreiben. Dieſen ſendete er unterm 17. December 1775 einem ſeiner Freunde, und dieſer theilte das Manuſcript dem würdigen, ſo verdienſtvollen und vielſeitig thätigen de Luca, dem Schlözer Oeſterreichs mit, welcher dann den Entwurf fortſetzte. Dieß Actenſtück iſt von hoher Wichtigkeit für die Biographie unſeres Helden; und wir glauben Recht gethan zu haben, es nicht gleich Anfangs einzuſchalten.

Das in Rede ſtehende ſelbſtbiographiſche Schreiben des Herrn v. Sonnenfels iſt folgendes: „Die Geſchichte meines Lebens? Ja, ich habe eine Geſchichte, aber ſie kann nur mir, vielleicht meinen theilnehmenden Freunden, vielleicht könnte ſie auch der Jugend in einiger Beziehung nützlich ſeyn, aber auch unter den Händen eines Plutarch würde ſie nie für die Welt erheblich werden. Ihr Aufenthalt in Wien hat Sie in den letzten Jahren zu einem Zeugen, und ihre Freundſchaft zu einem Vertrauten in Allem gemacht, was mir widerfahren iſt. Dieſes Schreiben ſoll alſo nur ein Fragment ſeyn, etwas über meine Anſtellung als Lehrer hinaus; das Abgängige mögen Sie, wenn Sie es der Mühe werth halten, ergänzen. — Ich bin im Jahre 1733 zu Nikolsburg, einem mähriſchen Gränzſtädtchen, der Reſidenz des Fürſten von Dietrichſtein, geboren. Das fürſtliche Haus war von der Wiege an mein Wohlthäter, und ich hoffe, daß es mir noch jetzt erlaubt, mich unter ſeine Schutzbefohlenen zu zählen. Meine Kindheit war gleich der Aller andern meiner Claſſe:

ich ward in die Schule zu den dortigen Piariſten geſchickt, lernte aber wenig mehr, als was mich ein ſehr glückliches Gedächtniß im Vorbeygehen behalten ließ: und ſo hatte ich die Humanioren, wie man es nennt, vollendet, ſprach Latein wie der Hirt auf den ungariſchen Haiden, und mein Präfect kannte von den claſſiſchen Schriftſtellern mehr nicht, als die Gefangenen des Plautus, ein Paar Stellen aus dem Terenz, etliche Seiten vom bürgerlichen Kriege des Cäſars, und die beyden Reden des Cicero für den Muräna und Milo: Das ſtund ſo ungefähr in meinen Schulbüchern. Virgilen hatte ich von Jemanden zum Geſchenke bekommen, und wußte ihn ganz auswendig; aber in meinem Kopfe war es nicht Virgil: es waren abgemeſſene Zeilen: die Schönheiten des Dichters, wer hätte mir die bemerken machen ſollen? Warum nicht gar mein Profeſſor! Die Philoſophie, wie man das Schuldrechſeln damahls nannte, hörte ich in Wien, Purchotius und Gaſſendi waren die Helden, die man damahls verehrte, die man mir vorſtellte; ich war nur 13 Jahre alt, als ich die Schulphiloſophie vollendete, Niemand übertraf mich im Ergotiren über das infinitum categorematicum, syncategorematicum u. dgl., und da ich ungeachtet meiner Jugend eine ergiebige Lunge hatte, ſo hieß ich einer der beſten Studenten. — Außer dem in dieſen Jahren faſt epidemiſchen Anfalle eines Berufes zum Mönchenſtande, der, wie er kam, wieder verging, war hier bis in das 16. Jahr ein Stillſtand in meinen Studien, der zwar nicht von meiner Schuld kam, aber ſeine nachtheiligen Folgen auf mein ganzes Leben hätte verbreiten können. Ohne Zucht, ohne

Leitung, eben in dem Alter, wo ich derſelben am meiſten bedurfte, auf einem Dorfe, welches mein Vater zu ſeinem Wohnorte gewählt hat, mir ſelbſt übergeben, hatte ich beynahe die Sitten meines Gaues angenommen, und bald vergaß ich auch alles das Nichts, ſo ich ohnehin nur durch das Gedächtniß innen gehabt hatte. Häusliche Umſtände, und eine Empfindung, die mir offenherzig ſagte, daß es mir an Erziehung mangelte, warfen mich in Soldatenſtand, der Einfall war neu. Ich kam zu Klagenfurt unter das Deutſchmeiſteriſche Regiment, wo ich fünf Jahre diente, und es bis zum Unteroffiziere gebracht hatte. Das iſt eigentlich der Zeitraum meiner erſten Verwendung. Die Wohlthaten, welche mir der verſtorbene Freyherr v. Laßwitz, als Oberſter, und Freyherr v. Elvenich, damahliger Hauptmann dieſes Regiments, und nun Oberſter und Capitänlieutenant der Garde Palais erwieſen, werde ich nie vergeſſen; überhaupt iſt mir die Erinnerung dieſer 5 Jahre ſtets eine angenehme Erinnerung. Der Soldat iſt, wenn ſich die Exerzirzeit naht, das geplagteſte, zur Winterszeit aber, beſonders in kleinen Garniſonen das unbeſchäftigtſte Weſen von der Welt. Die lange Weile flüſterte mir den Einfall zu, ich könnte den leeren Raum anwenden, etwas von dem Verſäumten nachzuholen. Ich folgte dieſem Einſpruche, ich lernte von franzöſiſchen Deſerteuren, die als Recruten ankamen, franzöſiſch; von Deſerteuren, die aus Italien beym Regimente anlangten, wälſch; von den Mädchen zu Sobotka und Jungbunzlau böhmiſch. Ich las, was ich nur zu Händen kriegen konnte, und bildete mir nach dem, ſo ich las, einen Styl: ſo ſchrieb

ich franzöſiſch im Tone des Le pais; und ſchrieb eine deutſche Poeſie nach Lohenſtein und Klipphauſen, und machte Verſe, die Hofmannswaldau nicht ſchwulſtiger und metaphorenreicher hätte machen können. Ich verwahre noch einige meiner Briefe, worinnen ich Talandern und Neukirchen zu Muſtern gehabt: Denn dieſe Schriftſteller hatte ich mit großer Mühe aufgetrieben. Ein gutes Buch war damahls noch nicht ein nothwendiges Geräth des Offiziers, und in dem ganzen Kreisſtädtchen, wo meine Compagnie bequartirt war, hatte ich allein bey dem Kreishauptmann und einem Mahler einige Bücher gefunden, die aber meiſtens von der Alchymie handelten, worin es die beyden ſehr weit gebracht hatten. Indeſſen las ich wie ich es zu Händen bekommen konnte, und das mochte immer beſſer ſeyn, als womit ſonſt der junge Legionär ſeine Zeit zu vertreiben pflegt. Endlich war ich meiner Wache, meiner zehn Kreuzer Löhnung, und der Ehre, ein vortrefflicher Exerzierer zu heißen, ſatt, und kam aus Ungarn, wohin das Regiment inzwiſchen verlegt worden, nach Wien. Die Angelegenheiten meines ſeligen Vaters hatten während meiner Entfernung eine günſtigere Wendung genommen. Er konnte mich nun wenigſtens mit Koſt und Wohnung unterſtützen; alſo bewarb ich mich um meine Entlaſſung, die ich der Vermittlung der Fürſtinn von Trautſohn, und dem Oberſtſtallmeiſter Grafen von Dietrichſtein zu verdanken habe. Die fünf Jahre meines Soldatenſtandes hatten meiner Denkensart, wenn ich ſagen darf, einen Ton gegeben: ich war nunmehr einer Ueberlegung, eines Entſchluſſes, einer Beharrlichkeit fähig: ich fing an, mich mit Ernſt auf

die Jura zu verwenden, gerade im Jahre, wo die Studien, im neuen Univerſitätshauſe eingeführt wurden; ich hörte die Rede P. M... und fand ſie — nicht gut. Martini gefiel mir beſſer, und ich empfing von ihm Beweiſe, daß ich ihm als Schüler nicht mißfiel. Ich bin Martini die Gerechtigkeit zu geſtehen ſchuldig, daß ſein gedrängter überzeugender Vortrag mich zuerſt wahrhaft denken gelehrt, und wenn heute Ordnung, Klarheit und Bündigkeit in meinen Schriften und Vorleſungen, nicht ganz vermißt werden, ſo habe ich es viel dem Unterrichte dieſes Mannes zuzuſchreiben, der dem Staate ſo viele Jünglinge gebildet hat, die nun mit Ruhm anſehnliche Aemter bekleiden, und durch ihre Geſchicklichkeit ihren Lehrer ehren. Bey meiner emſigen Verwendung auf die Rechte, hatte ich eine Kanzel aus dieſem Fache zum Augenmerke. Nebenher aber wohnte ich den Vorleſungen bey, welche mein Vater über die hebräiſche Sprache in ſeinem Hauſe verſchiedenen Ordensgeiſtlichen gab. Weil mein Fortgang in dieſer Sprache ſchnell war, ſo unterrichtete er mich auch in der rabbiniſchen Sprache, und las mir über das beſte Werk des berühmten Maimonides „Jadchaſaka" genannt; wie ich dann wirklich eine Abhandlung über die bekannte Begebenheit der Ehebrecherinn, die dem Erlöſer von den Phariſäern vorgeſtellt worden, geſchrieben habe, welche dem Prodromus controversiae meines ſeligen Vaters vorgedruckt iſt.

Auch war ich als Interpres der hebräiſchen Sprache bey der n. ö. Regierung meinem Vater adjungirt worden. Um den Rechtspraxin nicht zu verabſäumen, arbeitete ich

zwey Jahre bey dem geheimen Rath und Hofrath der oberſten Juſtizſtelle, Grafen von Hartig. Ein Ungefähr gab meiner Verwendung eine ganz andere Richtung. Als Soldat hatte ich wenigſtens ſo viel zu bemerken Gelegenheit, daß die öſterreichiſche Mundart nicht die feinſte iſt, und ich hatte mir während der fünf Jahre eine eigene gebildet: nun wollte ich dieſelbe berichtigen. Ich ward von den Dörnern der Sprachlehre nicht abgeſchreckt; ich war der Meinung, — Jedermann bey uns war es damahls noch nicht — es ſey ebenſo Schande in ſeiner Mutterſprache zu ſagen: ich habe ihm geſehen, als es ſeyn würde im Latein: Vidi illi, oder im Franzöſiſchen j'ai vû à lui. Nachdem ich nun dieſen unangenehmen Theil überkommen hatte, wollte ich gute deutſche Muſter kennen lernen: ich ging in die kaiſerliche Bibliothek, um welche — aufzuſuchen. Ungefähr lagen auf dem Tiſche die Briefe über die neueſte Literatur, deren Inhalt mir, wie die Einkleidung ſehr anziehend ſchien. Der Band, den ich durchblätterte, enthielt gerade eine Beurtheilung einer Schrift über das Theater, welche Engelſchallen zum Verfaſſer hatte: ich las dieſe Worte, oder was Aehnliches. „Da ſeit zwanzig Jahren alle Provinzen Deutſchlands ſich bemühten, etwas zur Verbeſſerung der Sprache beyzutragen; ſo hätte Oeſterreich auch nicht einen nur erträglichen Schriftſteller aufzuweiſen." — Dieſe Nationalbeſchimpfung kränkte mich; ich faßte den ſtolzen Vorſatz dieſer Schriftſteller — und noch mehr zu werden. Ich ließ alſo von Stunde an, Rechte und alles Uebrige liegen, und warf mich ganz auf die deutſche Literatur. Mein

erſter Entwurf war immer im Stillen zu arbeiten, ſo lange bis ich mit etwas ganz Untadelhaftem zu überraſchen fähig ſeyn würde. Mein Vornehmen von dieſer Seite ward durch die Vereinigung der ſogenannten deutſchen Geſellſchaft geſtöret: ich ward vom Herrn v. Riegger, Regierungsrath und Profeſſor in Freyburg, der eigentlich als der Urheber davon angeſehen werden mußte, zum Beytritt eingeladen. Dieſe Geſellſchaft hätte nützlich werden können, wenn ſie Unterſtützung, und jedes Mitglied nicht die voreilige Begierde gehabt hätte, ſeine Verſuche im Drucke zu ſehen. Sie verfiel nach und nach; die Geſchichte ihres Verfalles gehört nicht hieher; aber es gehört hieher, daß meine Rede, von der Nothwendigkeit, ſeine Mutterſprache zu bearbeiten, und die Rede auf Marien Thereſien, nebſt andern kleinen Aufſätzen in dieſer Geſellſchaft abgeleſen, und ſodann gedruckt worden. Sie wiſſen, was die Berliner und Leipziger davon geſagt; ihr Urtheil machte mir Muth, der auch noch durch einen andern ſehr kräftigen Sporn in Odem erhalten wurde. Von der Natur habe ich, ſoll ich ſagen, das Unglück oder Glück zu fühlen, daß ich ein Menſch bin: ich bücke mich nicht gerne ſehr vor Geſchöpfen meiner Art; ich konnte alſo ganz wohl vorherſehen, daß, wenn ich Unterkommen ſuchen würde, mein Rücken nicht immer tief genug gekrümmt ſeyn würde, um durch das niedere Thürchen der Beförderung durchzukriechen. Auch die andern Schleichwege zu einem Amte waren nicht für mich gebahnt: ich hielt ein Glück, zu dem ich auf einer andern Straße, als der offenen Heerſtraße des Verdienſtes gelangen würde, für

kein Glück und auf dem Gibel der Ehre würde ich mir immer ſelbſt geringſchätzig geweſen ſeyn, wenn ich dahin gelangt wäre — wie man dahin nicht ſelten gelangt. Auf dieſes Selbſtgefühl baute ich, als auf einen Grundſatz die ganze Theorie meines künftigen Fortkommens: ich ſprach bey mir ſelbſt: weil du nicht fähig biſt, ſelbſt zu ſuchen, ſo mußt du dich ſo ausbilden, um geſucht zu werden, und nun ſah ich rings herum, und in allen Gattungen von Wiſſenſchaften und Kenntniſſen ſah ich geſchickte Leute, die ich zu Mitwerbern haben würde: das Feld der Literatur allein lag vor mir öde und unbearbeitet; außer welchen wenigen Ausländern, die damahls in Wien den Ton gaben — Leute, die ſo viel Weltbürger waren, um ihre Heimath, wo ſie als Correctoren in einer Buchdruckerey gar leicht wöchentlich 24 gute Groſchen, und eben ſo viel mit Verfertigung einer Recenſion für — — verdienen konnten. Die Erkenntlichkeit des Autors, wenn er gelobt ward, ungerechnet. Die aber dennoch ſo viel Weltbürger waren, um die Ufer der Pleiſſe, Spree und Oder nebſt dieſen Vortheilen ſämmtlich für die Ehre zu verlaſſen — um uns Oeſterreicher, wie ſie uns wohl öffentlich ſagten, zu bilden. Wenigſtens aber ſah ich, daß ich unter meinen Landsleuten nicht häuſige Mitwerber fände, wenn ich in der deutſchen Literatur etwas Unterſcheidendes geleiſtet haben würde. Nachdem ich es nun einmahl ſo weit gebracht hatte, um wegen meiner Verſuche von den furchtbarſten Schöpenſtühlen der deutſchen Kritik nicht nur nicht ausgeſcholten, ſondern über Ziel und Polz gelobt zu wer-

den, glaubte ich mich mit einiger Zuverſicht um eine Bedienung melden zu dürfen. Mein erſtes Geſuch war um eine Kanzel der deutſchen Literatur. Ich ward abgewieſen aus dem Grunde: weil ſie bereits beſetzt war. Merken Sie an: Man hieß die Kanzel der deutſchen Literatur beſetzt ſeyn, weil Prozowitſch, der den Liné beſſer als Hallern und Hagedorn kannte, die wichtige Frage: ob c ein wirklicher deutſcher Buchſtabe ſey? in 3 Vorleſungen noch nicht entſchieden hatte. Ich klopfte an andern Thüren: Das „Gott helf' Euch," womit ich abgewieſen worden, kam mir ungefähr immer auf einerley Art entgegen. Ich will alſo eine von den zehn Anecdoten, womit ich dieſe Erzählung aufſtutzen könnte, herausheben. Man rieth mir, ich ſollte mich an — — wenden, der damahls allgewaltig war: man erbot ſich die Ungeheuer, welche den Zugang bewachten, die Tyrannen der Vorzimmer, vor welchen ich eben ſo viel Abſcheu habe, als nach der gemeinen Sage der Elephant vor der Maus, zu beſänftigen; kurz ich ſah das Antlitz des ... — Was will der Herr? — ich würgte und überkam endlich das „der Herr!" — Ich ſuche eine Anſtellung, und wenn mich meine Verwendung unterſcheiden wird, hoffe ich eine Beförderung. — Von wem iſt der Herr hergeſchickt? — Von Niemanden; ich wußte, daß ein Mann an ihrem Platze zugänglich ſeyn muß; ich war überzeugt, daß die Verwendung bey Ihnen Jedermann den Zutritt öffnet: er war roth bis hinter die Ohren, und ich, was mir hernach begegnet iſt, hatte ich durch eine ſo wiſſentliche Lüge allerdings verſchuldet. — Hat der Herr eine

Empfehlung an mich! Die nachdrücklichſte, die man haben kann, die Beweiſe meiner Fähigkeit, und hier wollte ich meine Zeugniſſe aus der Jurisprudenz vorweiſen, und ſie mit Aufſätzen in franzöſiſcher und engliſcher Sprache, mit einem Aufſatze im Deutſchen, und zuletzt mit einigen gedruckten Stücken begleiten; er ließ mir nicht Zeit, Alles hervorzulangen. — Wer verlangt denn nach allem dem! ich frage, wird der Herr von Jemanden recommandirt? ich dächte — — ich dächte, ſpottlächelnd; denn lächelnd wäre zu fein von einem Manne dieſes Zuſchnittes: ich dächte, der Herr iſt wohl gar ein Lutheraner? — Keineswegs. Wenigſtens iſt es den Herrn ſein Deutſch! und das Gedruckte da? — Es ſind Verſuche von mir! — So? ein Autor gar? — Der Herr iſt in meine Kanzley zu geſcheid. — Das war mir mehr, als ich verdauen konnte; wenigſtens, da ich keine Hoffnung vor mir ſah, wollte ich mir eine kleine Selbſtgenugthuung verſchaffen. — Um Vergebung, verſetzte ich, das wußte ich nicht, daß ihre Untergebenen keine geſcheiden Leute ſeyn dürften; auch wohl nicht vernünftig? Die Urſache läßt ſich errathen, und ſo beſcheide ich mich wohl, bin ich in ihrer Kanzley nicht tauglich. Dieſes Geſpräch iſt Wort für Wort, wie es zwiſchen mir und dieſem Mecänas gehalten worden; und wohl in zwanzig Gelegenheiten ging es mir nicht beſſer. Man verſicherte mich, daß ich die Vorſprache Fräuleins von . . . verwirkt hätte, weil ich, da ich ihr meinen Beſuch abzuſtatten kam, dem Kammermädchen, die mich melden wollte, zur Antwort gab, daß ich der Magd nie vertraute, was ich mit der Frau zu

ſprechen hätte. Mit einem Worte Alles zu ſagen: in meinem 28ſten Jahre, da ich auswärts als Verfaſſer einiger nicht ohne Beyfall geleſener Aufſätze ſchon ſehr bekannt war, konnte ich mit meinen Sprachen und Kenntniſſen bey keiner Stelle als Acceſiſt, bey keinem Rathe als Practikant ankommen, und in einem Jahre darauf erhielt ich den Ruf zur Profeſſur: der Pfad, den ich einſchlug, ſchien mich anfangs nicht weniger, als zu einer ſolchen Anſtellung zu führen. Bey den ſehr gemäßigten Einkünften meines Vaters konnte ich es nicht verkennen, daß ihm der Unterhalt eines 28jährigen Sohnes ſehr zur Laſt fiel; ich entſchloß mich daher zu Allem, was ſich anbiethen würde, nur ihn dieſer Laſt zu entledigen. Ich erinnere mich ganz genau, daß ich um dieſe Zeit abermahls den Einſpruch eines religiöſen Berufes laut in meinem Innern vernahm, und ich war nahebey entſchloſſen, der Stimme des Rufenden in der Wüſte zu gehorchen: Die Fügung hat es anders gewollt.

Es ward eine Rechnungsführersſtelle unter der ehemahligen Arzierengarde offen; ich hatte freylich mich durch ſo viele Jahre mit ſo verheißendem Erfolge der deutſchen Literatur nicht in hanc spem gewidmet, aber die gebietheriſche Nothwendigkeit; ja wenn der anwendſame Mann keine Bedürfniſſe hätte. — Ungefähr 400 Gulden waren mit dieſer Bedienſtung verknüpft; das gab in meiner damahligen Lage allen andern Betrachtungen den Ausſchlag. — Hier laſſen Sie mich einen Augenblick verweilen, und meinen Blick bereuend und dankbar zur Vorſicht emporſchlagen: damahls klagte ich über Verlaſſung und Unglück; meine Unzu-

friedenheit war Läſterung. Das was der kurzſichtige Menſch Unglück heißt, iſt oft der nothwendige Ring in der Kette der Vorfälle, wodurch die allwachende Sorgfalt ihn einer beſſern Beſtimmung nähert. Wer weiß es, wäre ich ohne dieſe Anſtellung, die mir damahls alle fernere Ausſicht zu verſchließen ſchien; wer weiß es, wäre ich ohne dieſe, jemahls zu meinem jetzigen Amte gelangt. Durch ſie gewann ich den Zutritt in dem Hauſe des Generalen Freyherrn v. Petraſch, welcher bey der Garde erſter Lieutenant war. Ich war von dieſem Manne, deſſen Talente für den Staat verloren waren, nicht als ein Untergeordneter, ich war als ein Menſch von Verwendung und Fähigkeit aufgenommen, und bald von ihm und ſeiner würdigen Gemahlinn auf einen Fuß behandelt, der mich das Unangenehme des Amtes, welches mir die Noth aufgedrungen, ganz vergeſſen ließ. Ich war in dem Schooße dieſer liebenswürdigen Familie gleichſam einer der Ihrigen, ein Freund der Aeltern, ein Bruder der Kinder, den ihre Liebe ſich ſelbſt gegeben hatte: Das Geſtändniß iſt eine Pflicht, aber dieſe Pflicht zu erfüllen, iſt für mich ein Vergnügen, daß ich dieſem Hauſe, dieſem Manne größtentheils mein Glück ſchuldig bin: ſeine warme, thätige Freundſchaft bewarb ſich überall für mich, ſuchte mir überall Gönner, leitete mich in allen Vorfällen durch ſeinen Rath, bemühte ſich beſtändig die Gelegenheiten zu vervielfältigen, wodurch ich bekannt werden möchte. In dieſem Hauſe ſchrieb ich meine Rede an Marien Thereſien, in dieſem Hauſe las ich ſie einer zahlreichen Verſammlung angeſehener Männer vor, die Petraſch ſeines

Günſtlings wegen zuſammengebeten hatte. Durch Petraſch ward ich unter andern an Freiherrn v. Borie empfohlen, der damahls noch Staatsrath war, bey dem Leute von Verwendung ſich jederzeit eine leutſelige Aufnahme und Unterſtützung verheißen durften. Die Art, wie ich mich bey dieſem Staatsmanne aufführte, war meine eigene. Ich kam nicht ſelbſt, ich ſchrieb an ihn dem Inhalt nach, Folgendes: „Der öffentliche Ruf legte Ihm das Lob bey, daß die Verwendung bey Ihm Zugang und Fähigkeit, Unterſtützung und Förderung fänden. Ich nehme mir alſo die Freyheit, Ihm einige Beweiſe meines Fleißes zuzuſenden und erwartete, was Er hieraus für eine Meinung von meiner Fähigkeit ſchöpfen würde. Aber ich würde Sein Urtheil darüber zu hören, nicht eher das Glück haben, bis Er mich durch eine ausdrückliche Erlaubniß dazu berechtigte. Nach dem erhabenen Poſten, den Er begleitete, und nach demjenigen, was ich von Seiner Denkensart gehört hätte, ſey ich nicht verlegen, zu geſtehen, daß ich als ein Unbekannter, als ein Mann, der ſich durch keinen Rang oder Bedienung ankündigte, eine öftere Abweiſung der Livrée ſcheute, und daß ich meine Stunden anders zu benützen wüßte, als ſie vor der Schwelle der Großen zu verſtehen. Auch erlaubte mir meine Hochachtung gegen Ihn nicht, zu glauben, daß Er die Beweiſe meiner Ergebenheit darin ſuchen würde, wenn ich das Gedräng ſeines Vorzimmers dichter machte.“ Dieſer Brief verſchaffte mir Zutritt bey dem Manne, und mein Zutritt erfüllte ſie ohne Zweifel gegen den Mann mit wahrer Hochachtung. Wenn ich ihm dieſelbe weihe, ſo geſellet

ſich zu den Gründen, die mir mit andern gemein ſind, eine wahre Dankbarkeit: Der ganze Zuſammenhang meines Wohls iſt an ſich ſein Werk. Er gab ſich die Mühe (die ſich Männer in einem gewiſſen Standorte ſo ſelten geben, und die doch für den Staat vielleicht der wichtigſte Dienſt iſt, den ſie ihm zu leiſten vermögen), die Anlage eines jungen Menſchen auszuforſchen, und wozu er tauglich ſeyn dürfte, zu beurtheilen: er ſchlug mich zu dem politiſchen Lehramte, ſo ich bekleidete, vor. Der Umſtand iſt für mich zu rühmlich, als daß ich ihn übergehen ſollte; ich habe dieſes Lehramt nicht geſucht; ich habe den Ruf dazu erhalten, ich habe mich beſtrebt, dieſen Ruf durch eine Probearbeit zu rechtfertigen, welche mit dem Beyfalle aller Hofſtellen, bey denen ſie zur Beurtheilung umlief, beehret wurde; ich erhielt hierauf eine Belobung und das Anſtellungsdecret. — Aber um meine Beſoldung zu erhalten, ging es mir mißlich. Das politiſche Lehramt hub mit mir an; es hatte alſo nicht, gleich den übrigen Lehrämtern der Univerſität ſeinen beſtimmten Gehalt: da ich nun darum anlangte — ſollten Sie wohl vermuthen, daß in einem Lande, wo es Secretärdienſte mit 2 bis 3000 fl., wo es Kanzelliſten gibt, die auf 1000 Thaler Einkommen zählen können, daß man da einem Lehrer der politiſchen Wiſſenſchaften, der nach abgelegtem Beweiſe ſeiner Fähigkeit zu dem Amte; der mit einer Belobung angeſtellt worden, der nach der Einrichtung der hieſigen Lehrämter kein Honorar von ſeinen Zuhörern empfängt — ſollten Sie vermuthen, daß man dieſem — Rathen Sie doch, was man ihm an Gehalt

auszuwerfen anrieth? — Nun, ich ſehe wohl, Sie errathen das nimmermehr — 500 Gulden, das iſt nach dem Preiſe, wie man in Wien lebt, nach Abzug der auf das ſparſamſte berechneten Hausmiethe, Holz, Licht, und ſolcher Bedürfniſſe, täglich gerade noch auf eine geſalzene Waſſerſuppe für mich und meine Frau. Das war in der That vorgeſorgt, daß mich die Verdauung ja nicht im Studieren hindern möchte. Ich will ihn nicht nennen, den, von welchem dieſer liebvolle Vorſchlag herrührte; aber ich nenne denjenigen mit Freuden, der die Unbilligkeit desſelben der Monarchinn vorſtellte, und mir 1200 fl. wenigſtens um die Noth geſichert zu ſeyn, zuwege brachte. Es war der damahlige Staatsraths Referendarius Freyherr v. König, dem ich durch nichts anderes bekannt war, als durch meine Verwendung, an dem ich keine andere Empfehlung hatte, als die Billigkeit. Hier war ich nun auf einem Platze, der zwar meiner Neigung am meiſten entſprach, an dem ich meinem Hange, nützliche Wahrheiten nicht zu verkleiden, ganz Genüge leiſten konnte; aber an dem ich mir auch durch meine Freymüthigkeit eine Legion Widerſacher — dieſe Benennung iſt zu gelinde — Feinde iſt das wahre Wort, erwecken konnte — wirklich erweckte. Die Begebenheiten dieſes Zeitpunctes ſind Ihnen größtentheils bekannt; es ſind nicht eigentlich Begebenheiten, die dem Lehrer widerfahren, es ſind Begebenheiten des Lehramtes, die jedem Andern, der an meiner Statt da geſtanden hätte, ebenfalls aufgeſtoßen ſeyn würden: doch davon will und ſoll ich ſelbſt nicht ſprechen; ich bin eben ſowohl zu ſtolz,

mein eigener Apologiſt, als mein eigener Lobredner zu ſeyn. Vielleicht ging ich bey meinen Wochenblättern zu haſtig zu Werke, aber meine Abſicht wenigſtens war untadelhaft; ich wünſchte die Lectüre deutſcher Schriftſteller zu verbreiten: Bin ich meines Wunſches gewährt worden? Meine Feldzüge gegen die Frage und die Unſittlichkeit der Schaubühne waren langwierig; die, für welche ich kämpfte, verriethen mich oft, und gaben mich den wiederholten heftigen Anfällen meiner Widerſacher bloß. Doch ich habe in meinen Briefen über die Schaubühne ſchon geſchrieben. Wien empfindet heute das Vergnügen einer geſitteten, regelmäßigen Schaubühne: Das iſt mein unverweſendes Siegeszeichen. Vielleicht aber würden meine Bemühungen folglos geweſen ſeyn; Wien, gegen welches ſich gemiethete Schrifterlinge in ihrem ... ſo muthwillige Urtheile erlauben, weil ſeine großen Männer zu beſcheiden ſind, um zu prahlen, und weil ſeine mittelmäßigen Köpfe es nicht wagen durften, als literariſche Pralhänſe aufzutreten, Wien würde vielleicht jetzt noch Hannswurſte und Bernardone, und den ganzen Unſinn der extemporirten Stücke haben, wenn meine Vorſtellungen nicht durch den Staatsrath Freyherrn v. Gebler ſo kräftig wären unterſtützt worden. Ich würde es im Angeſichte der ganzen Welt ſagen, was ich in freundſchaftlicher Ausſchüttung meines Herzens an Sie ſchreibe: Talente finden nirgends einen leichtern Zugang als bey Geblern, er empfängt ſie mit einer Leutſeligkeit, die ſie ermuntert, er hört ſie und bemüht ſich ihnen Vorſchub zu geben. Ich kann mich ſelbſt zu einem beſtätigenden Beyſpiele anführen. Meine

Vorleſungen blieben in den erſten Jahren nicht unbemerkt. Gebler, der damahls noch Hofrath war, ſuchte mich zu kennen, und dieſe Bekanntſchaft erwarb mir ſeine Freundſchaft, ſeine Unterſtützung. Er war inzwiſchen zum Staatsrath ernannt, und er war es, der mein Beſtreben als Lehrer bey der Monarchinn geltend machte, der oft, wenn verkehrte oder vernachläſſigte Grundſätze, welche mein Beruf mich entwickeln hieß, mir Verfolgungen erwecken ſollten, mich vertrat: er hatte den größten Antheil an den Belohnungen, womit die Monarchinn mir ihren Beyfall über den erſten Theil meiner Grundſätze zu bezeugen, und mich zur Fortſetzung dieſes Werkes zu ermuntern die Gnade hatte: er war es endlich, welcher über die bekannte Schrift: über die Nothwendigkeit, das Extemporiren abzuſtellen, vor dem Throne Nachdruck gab, und mich zum Cenſor der Schaubühne zu der Zeit vorſchlug, als die Wiederkehr Bernardons, dem Geſchmack wenigſtens des großen Haufens einen gefährlichen Rückfall drohte. Aber meine Erzählung ſollte ja nicht über dieſen Zeitpunct, nicht einmahl bis zu dieſem Zeitpuncte ſollte ſie fortgeſetzt werden. Mein Herz hat mich über das bezeichnete Ziel hinaus geführt: es erinnert ſich zu gerne der empfangenen Wohlthaten, es nennt zu gerne die Nahmen ſeiner Wohlthäter, unter welchen ich dem Statthalter Grafen von Seilern einen vorzüglichen Ort zu weihen verpflichtet bin. Sie wiſſen, daß ich ſeinem Vorworte bey der beſten Kaiſerinn meinen jetzigen glücklichen Zuſtand zuzuſchreiben habe. Ich mag immer ein wenig damit groß thun, daß ich mir ſeine Gewogenheit

erworben habe. Das Zutrauen, womit er mich unterſcheidet, iſt in den Augen aller Rechtſchaffenen ein unverwerfliches Zeugniß, nicht für den Rath nur, der unter ſeinem Vorſitze arbeitet; auch für den Sonnenfels, den er eines nähern Zutrittes in ſeinem Hauſe würdigt, und der die Stunden, welche er in Geſellſchaft dieſes liebenswürdigen Großen hinzubringen das Glück hat, unter die Vergnügteſten ſeines Lebens zu zählen, Urſache hat. Ich bin ..."

De Luca ſupplirt nun, wie folgt *): „So weit der eigene Biograph, und nun will ich es verſuchen, einige Beyträge zu einer künftigen vollſtändigen Biographie Sonnenfelſens zu liefern. Die Reinigkeit des Geſchmackes, die Verbeſſerung der Sprache, eine geſittete Schaubühne, die Beförderung der Lectüre, alles dieſes dankt Wien Sonnenfelſen, und macht ſein Andenken für Oeſterreich unſterblich. Die Rede, welche Sonnenfels im Jahre 1761 bey der deutſchen Geſellſchaft in Wien hielt, machte dieſen Mann am erſten bekannt, das Journal etranger zu Paris ſchrieb am erſten von ihm, und durch dieſes ward er Sachſen bekannt. Er nahm Antheil an dem Wochenblatt „die Welt," ſo i. J. 1764 zu Wien erſchien, und dieſe Wochenſchrift ward die erſte, die in dieſem Orte an's Licht trat. Hier fängt die Zeitrechnung zur Reinigung des Geſchmackes und Beförderung der Lectüre

*) Aufmerkſamer Leſung zu empfehlen, da auf den Inhalt großes Gewicht zu legen, weßhalb wir denn wiederholt daran erinnern.

für Wien an. Sonnenfels Rede auf Marien Thereſien, die er in der deutſchen Geſellſchaft zu Wien, i. J. 1762 hielt, und dann gedruckt ward, machte die Fremden auf dieſen Mann aufmerkſam, er ward auswärts gerühmt, man beneidete uns um Sonnenfelſen, der unter uns um dieſe Zeit noch ganz unbekannt und vielleicht noch gehindert ward, bekannt zu werden. Mit dem Jahre 1764 legte Sonnenfels ſelbſt Hand an zu einem Wochenblatte, und zwar unter dem Titel: „Der Vertraute,“ ſieben Stücke kamen davon zum Vorſcheine. Indeſſen war Sonnenfels politiſcher Lehrer, er beſtieg den Lehrſtuhl an der Wiener Univerſität i. J. 1763 mit einer Rede über die Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrung in den Geſchäften des Staates. Von dieſem Augenblicke ward Sonnenfels als ein Neuerer angeſehen. Die Lehrſätze, welche Herr v. Kees im J. 1767 an der Wiener Univerſität vertheidigte, hätten Sonnenfelſen bald um den Lehrſtuhl und um Alles gebracht. Feinde und Neider waren bereits da, man wartete nur auf eine Gelegenheit zum Ausbruche, und dieſe Sätze mußten ihn geben. Sonnenfels war der Monarchinn als ein Religionsſpötter, als ein Beleidiger der Majeſtät, und als ein Verführer der Jugend abgeſchildert. Die Sache ward unterſucht, man fand die Bosheit ſeiner Ankläger, und Sonnenfels ſtatt unterdrückt zu werden, ward in der Folge belohnt, er bekam den Titel eines k. k. Rathes. Kaum war dieſes Feuer gelöſcht, ſo ging gleich ein Neues auf, und zwar im J. 1765. Da er den „Mann ohne Vorurtheil“ ſchrieb; hier fängt ſich die große Reformation an. Durch dieſe Wochenſchrift ward

die Lectüre allgemein in Wien verbreitet. Der Sonnabend, in dem in jeder Woche ein Bogen erſchien, war immer mit heißer Sehnſucht erwartet; man las, mit jeder Leſung ward gelärmt, und doch konnte man kaum die Ausgabe eines neuen Bogens wieder erwarten. Dieſe Wochenſchrift, die, einige Stücke ausgenommen, immer zu den beſten Wochenſchriften in Deutſchland gehört, brachte unſern Staaten einen zweyfachen Vortheil. Der erſte beſtand in einer allgemeinen Verbreitung der Lectüre, und in Abſchaffung des Extemporirens auf allen erbländiſchen Theatern. Engelſchall gab zwar ſchon i. J. 1760 eine Schrift zum Beſten eines regelmäßigen Theaters in Druck. Die Wochenſchrift, „die Welt," wagte auch Ausfälle auf das Theater, aber auch ohne Wirkung, der „Mann ohne Vorurtheil" hingegen erreichte ſein Ziel. Er ſuchte durch dieſe Wochenſchrift einige Gemüther zu gewinnen, da die Hannswurſte, Bernardone, Burline, und wie alle die heißen, deren Beſtimmung war, Zoten und Unſinn auf der Bühne auszuſpeyen, bald in's Lächerliche gebracht, bald die Sache ernſthaft behandelt war. Indeſſen mußte ſich Sonnenfels gefallen laſſen, für ſeine patriotiſchen Handlungen, auf der Bühne dem Geſpötte des Pöbels preisgegeben zu werden, und im J. 1767 ward er am erſten Mahle geſpielt. Prehauſer, der um dieſe Zeit Hannswurſt auf dem Wiedner Theater war, ſtellte Sonnenfelſen vor. Kleidung, Gang und Geberde, kurz die ganze Sonnenfelſiſche Perſon war nachgeahmt. Die Comödie hieß: Der auf den Parnaß verſetzte grüne Hut, und dieſes vortreffliche Schauſpiel verehrt in Herrn Kl...

den B. Auch die italieniſchen Operiſten ſpielten Sonnenfelſen zwey Mahl in einer Operette. — Alle dieſe Beſchimpfungen konnten ihm in ſeinem patriotiſchen Vorhaben keine Störung machen, er ging muthig auf der Bahn vor, und brachte es endlich 1768 dahin, daß ein eigenes allerhöchſtes Geſetz gegeben wurde, wodurch das Extemporiren auf unſern Theatern auf immer unterſagt ward, und Sonnenfels war zum Theatralcenſor ernannt. Ungeachtet dieſes beſtehenden Geſetzes ward doch im J. 1769 ein abermahliger Verſuch zum Extemporiren gewagt; die ſogenannte Badnertruppe, die in der Leopoldſtadt ſpielte, war bereits daran, ihre Poſſen auf dem Theater nächſt dem Kärnthnerthore aufführen zu laſſen, allein Sonnenfels überreichte dem Kaiſer Joſeph II. eine Vorſtellung, und die Sache unterblieb. Durch die Vorſtellung wurde das Extemporiren vom Neuen unterſagt, und noch dazu das Verboth auf alle übrigen erbländiſchen Theater ausgedehnt. Mit dem J. 1769 machte man noch einen Verſuch zum Extemporiren; der bekannte Bernardon, Kurz mit Nahmen, ward von Affligio, der damahls das Theater in Pachtung hatte, auf das Theater gebracht, er hatte mächtige Freunde; man ſuchte bey Hofe Erlaubniß an, extemporirte Stücke zu geben, allein das Anſuchen war fruchtlos. — Sonnenfelſens Vorſtellung war noch im friſchen Andenken; der verehrungswürdige Freyherr von Gebler, der jederzeit Alles anwendete, eine geſittete Bühne der Nation zu erhalten, hat es dieſem Manne einzig zu danken, daß Affligios Vorſchläge unterdrückt waren. Bernardons Freunde wagten ſich an Sonnenfelſen und wollten ſich

kühlen. Das Theater wollten oder konnten ſie zum Mittel nicht wählen, alſo das Bildniß Sonnenfelſens ſo der berühmte Schmutzer im J. 1768 in Kupfer brachte, mußte den Stoff geben. Ein gewiſſer Kupferſtecher in Wien, mit Nahmen Landerer, ward bezahlt, Bernardonen durch ſeine Hand zu verewigen, und Kurz Bildniß ward gleich dem Sonnenfelſiſchen Bildniſſe geſtochen, ſo zwar, daß dieſe zwey Bilder mit den Köpfen gerade gegen einander ſahen. Indeſſen iſt das Ziel Sonnenfels erreicht. Unſere Theater ſind vom Unſinn und der Zote gereinigt, die Lectüre verbreitet und die Sprache verfeinert ſich täglich. Mit dem Jahre 1765 erſchien der erſte Theil von dem Sonnenfelſiſchen Vorlesbuch, im J. 1768 der zweyte und im J. 1776 der dritte. Wer in der Geſchichte der Staatswiſſenſchaft nur in etwas bewandert iſt, dem die älteſten und neueſten Schriften in dieſem Fache bekannt ſind, muß Sonnenfelſen das Geſtändniß geben, daß er in den politiſchen Wiſſenſchaften eine der wichtigſten Epochen macht. Bis auf Sonnenfelſen vermißten wir in dieſen Wiſſenſchaften immer ein richtiges Syſtem. Doch hierüber habe ich mich näher erklärt in dem Eingange zu den politiſchen Leſungen für das Jahr 1778, und in der Geſchichte der Staatswiſſenſchaft, an der ich eben arbeite, werde ich umſtändlicher über dieſen Punct handeln. Die Aufhebung der Tortur ward vielleicht von ihm veranlaßt, und er ſprach eher von der Abſchaffung der Tortur und Aufhebung der Todesſtrafen, als das berühmte Werk von Verbrechen und Strafen an's Licht trat. Beccaria und der Beſtätiger deſſen, was Sonnenfels zwey Jahre

vor ihm ſagte und ſchrieb. So viele Böſewichte, die die Tortur aushielten, das Beyſpiel manchen Staates, wo die peinliche Frage verbannt wurde, alles dieſes erregte Aufmerkſamkeit auf die Tortur, man fing auch bey uns an zu unterſuchen, ob die Tortur ein billiges und zuverläßiges Mittel ſey. Im Jahre 1775 ward zu Zürch in der Schweiz, Sonnenfels Votum, ſo er bey der n. ö. Regierung wider die Tortur gab, gedruckt. In dieſem Voto wird die Tortur noch in einigen Fällen zugelaſſen. Die Monarchinn aber hob ſie durchaus auf. Und ſo dürften in der Folge mehrere Sätze Sonnenfelſens, die man für den Staat ſo ſchädlich fand, in die Ausübung gebracht werden. Die Rede auf Marien Thereſien, ſo Sonnenfels im J. 1762 in der deutſchen Geſellſchaft zu Wien ablas, die Rede von dem Bilde des Adels, von der Beſcheidenheit im Vortrage ſeiner Meinung, kurz Sonnenfelſens Reden, die bis jetzt im Drucke erſchienen ſind, geben ihm das vollgültigſte Zeugniß, daß er unter den beſten weltlichen Rednern Deutſchlands, in unſern Tagen den erſten Platz einnimmt. Der Tadler nach der Mode, abermahls ein Theaterſtück, wodurch Sonnenfels zum Gelächter auf der Bühne werden mußte. Herr St. — der V. gab im J. 1775 auf die Bühne, und der V. beſtätigte hierdurch den Satz: Wohlthaten bleiben ſelten unbelohnt. Von Sonnenfelſens redlicher Denkensart könnte ich viele Beyſpiele aufſtellen, aber es ſey genug, den N... anzuführen, der 1769 in einem Krankenhauſe zu Wien verſtarb. Man weiß, wie oft dieſer zur Beſchimpfung Sonnenfelſens die Feder anſetzte, und nun wird der Mann krank,

man bringt ihn in's Krankenhaus, er wird von Allen verlaſſen, ſelbſt von denen verlaſſen, die ihn in geſunden Tagen wider Sonnenfelſen aufhetzten, aber Sonnenfels verließ ihn nicht, er unterſtützte ihn insgeheim mit Geld, und war es ein geheimer Trieb, der dem N... ſagte, Sonnenfels iſt der Gutthäter, wie es iſt. N... ſchrieb einige Tage vor ſeinem Ende an S..., meldete ihm, daß er ſchon einige Mahle von einer unbekannten Hand Geld empfangen habe, er hätte gegründete Urſache zu glauben, daß S... dieſer Menſchenfreund wäre, daß er dem Manne, den er ſo oft beſchimpfte, dieſe Wohlthat zu danken hätte u. ſ. w. Seinen Feinden Gutes zu thun, dazu gehört unſtreitig eine große Seele."

Wir dürfen wohl annehmen, daß die obige Jugendgeſchichte unſeres Mannes, aus ſeiner eigenen Feder gefloſſen, ſo wie de Lucas Fortſetzung dem Leſer willkommen ſeyn werde; und um ſo mehr können wir nun glauben, dieß werde auch der Fall bey einem ſelbſtbiographiſchen Artikel ſeyn, welchen Sonnenfels etwa acht Jahre ſpäter geſchrieben. Hier ſchildert er ſich mit mehr Freyheit und Wärme, voll edlen dankbaren Gefühls für ſeine Wohlthäter, Gönner und Freunde. Es iſt der nachſtehende:

„Meine früheſte Kindheit ward von dem fürſtlichen Hauſe Dietrichſtein in Schutz genommen. Ich war einer von den vielen Zöglingen, die durch liebreiche Vaterſorge dieſes erhabenen Hauſes dem Staate heranwachſen. Die Vorſicht hat den gütigen Carl erhalten, daß er die Früchte ſeiner Gnade an mir zu vollem Wachsthume ge-

bracht ſehen konnte. Als ich bey meiner letzten Beförderung ſo glücklich war, ihm die milde Hand zu küſſen, die über mich und Tauſende in Geheim Gutthaten verbreitet; als ich meinen jetzigen Wohlſtand zu ſeiner Gnade, als zu der erſten Quelle zurückführte, da verſicherte mich ſein ſanfter Handdruck und ſein väterlich über mich geſprochener Segen, daß er ſeine Wohlthaten an mir für nicht verworfen hält. Reif dem Lohne eines in ſtiller Größe vollbrachten Laufes ſieht der edle fürſtliche Greis der Abrufung entſchloſſen entgegen, und läßt mit ſeinem Beyſpiele ſeine Güte auf ſeinen Nachfolger vererbt.

Die ſich verbeſſernden Umſtände meines Vaters ſchienen ihm zu erlauben, mich nachher in eigene Verſorgung zu übernehmen. Dieſer redliche Mann würde, nach ſeinen ſtrengen Begriffen an der Wohlthätigkeit einen Diebſtahl zu begehen geglaubt haben, wenn er ſeinen Sohn länger eine Stelle hätte einnehmen laſſen, die eigentlich hülfloſen Kindern beſtimmt war. Aber nur nach wenigen Jahren fand er ſich von ..., der ſein Zutrauen hinterſchlichen, um alles Vermögen gebracht und ich mich ohne Stütze, in dem Alter gerade, wo Mangel an Unterſtützung das größte Unglück iſt, weil es auf das ganze Leben einfließt.

Der Kriegsdienſt ward meine Zuflucht. In welchem Stande ſind einem Jünglinge von 17 Jahren Beſchützer unentbehrlicher, als in dieſem, wo er ſich hingeworfen ſieht, überlaſſen dem Zuge ſeiner Leidenſchaften, preisgegeben den Hinderniſſen der Beyſpiele um und neben ſich!

Ich hatte dieſe Beſchützer gefunden, gegen die meine Verehrung immer ſich erneuert, ſo oft ich mit Beben mir vorſtelle, was ich, ohne ihre mir geſchenkte Vorſorge, zur Stunde vielleicht ſeyn würde. Bey der Nachricht von dem Tode Freyherrn v. Leſchwitz, der als Oberſter den Gemeinen Sonnenfels nicht unter ſeiner Aufmerkſamkeit hielt, vergoß ich Thränen des Leides und der Dankbarkeit. Aber ich genieße noch die Freude, Freiherrn v. Elvenich, unter deſſen Compagnie ich ſtand, von Zeit zu Zeit verſichern zu können, daß ich, ſeiner Gutthaten ewig eingedenk leben werde.

Die fünf Jahre, die ich gedient, waren für meine Bildung nicht ganz verloren. Doch ich hatte den Dienſt nicht als meine Endbeſtimmnng ergriffen, ſondern als einen Zwiſchenſtand, wo ich ohne Erniedrigung die Herſtellung der verfallenen Umſtände meines Vaters abwarten konnte. Nach dem Syſteme damahliger Zeiten, war die Entlaſſung eines jungen Soldaten nicht ohne Schwierigkeit. Die meinige ward mir von Johann Grafen von Dietrichſtein bewirkt. Das war der Anfang eines Schutzes, deſſen Thätigkeit ich nachher in hundert Anläſſen erfahren, und nicht ſelten auch für meine Freunde geltend zu machen, das Glück hatte. Ja! Mann, der Sie durch das vortrefflichſte, menſchenfreundlichſte Herz Ihrer Abkunft und Ihres Ranges ſo würdig ſind, ja ich darf mich Ihres Schutzes, Ihres erklärten Wohlwollens vor aller Welt berühmen; aber ich will mir dadurch auch vor aller Welt die Pflicht der ehrerbiethigſten Ergebenheit gegen Sie und gegen Ihre erlauchte Familie unverbrüchlich heiliger machen.

Nach der Wiederkehr zum bürgerlichen Stande hub meine ernſtere Verwendung an. Sind Aufklärung und geläuterte Grundſätze das größte Geſchenk des Lebens, ſo werde ich Rieggern und Martini ſtets als Diejenigen betrachten, die vorzüglich zu meiner Wohlfahrt beygetragen haben. Dieſe in den Jahrbüchern der Nationalerleuchtung merkwürdigen Männer lehrten mich zuerſt denken. Auf ihren liebreichen Unterricht habe ich den Bau der Kenntniſſe, wenn ich immer Kenntniſſe beſitze, als auf ſeine erſte Veſte gegründet. Es ſchmeichelte dem Jünglinge, wenn man es Feſtigkeit des Charakters und Selbſtgefühl nannte, was andere an ihm als Ungeſchmeidigkeit oder unrecht geſtellten Stolz ausſetzten. War es nun des Lobes oder Tadels werth, was mich verhinderte, in Dienſtwerbungen zudringlich zu ſein, wenigſtens war mein Schickſal dadurch nicht gebeſſert. In Jahren, worin eine biegſamere Gattung von Menſchen ſchon eines gegründeten Glückes genoſſen, war es mein höchſtes, eine Bedienung, die mich kaum gegen Bedürfniſſe ſicherte, erhalten zu haben. Der Nahmen Amärighi, des Freundes der mir von dieſer kleinen Bedienung Nachricht gab, ehe jemand davon wußte, ſteht in meinem Herzen erlauchten Nahmen zur Seite. Wahre Dankbarkeit kennet keine Etikette, hält keine Rangordnung. In meiner damahligen Lage war der Dienſt, den die freundſchaftliche Eilfertigkeit dieſes Mannes mir leiſtete, auch nicht gering, und es war der größte, den er mir zu leiſten vermochte.

Hier fand ich mich in einer Stellung, von der ich damahls glaubte, daß ſie die Ausſicht zu einer Verbeſ-

ſerung auf immer mir verſchränken würde, die ich aber heute als den eigentlichen Anfang meines Wohlſtandes betrachten muß. Ich kam in Verbindung mit Freyherrn v. Petraſch. Es war die Verbindung eines Untergeordneten mit ſeinem Vorgeſetzten. Jedoch ſeine Güte hätte mich den Abſtand, der mich von ihm in eine große Entfernung ſtellte, nicht wahrnehmen laſſen, wenn meine dadurch erhöhte Dankbarkeit mich desſelben nicht um ſo mehr erinnert hätte. Die würdigſte Gattinn, die liebreiche Familie ahmten ſein Betragen gegen mich nach: ich ſah mich mit der Vertraulichkeit eines Freundes, ich ſah mich mit der Liebe eines Sohnes, mit der Innigkeit eines Bruders behandelt: ich fand hier aufrichtende Theilnehmung, wann meine Lage mich zuweilen muthlos machte, Rath, wann Jugend und Unerfahrenheit mich irre geführt haben würden, Bildung im geſellſchaftlichen, geſitteten Umgange, der in allen Verhältniſſen des Lebens ſo wichtig iſt, und wozu dem in die Welt tretenden Jünglinge, ſoll ich ſagen, Gelegenheit oder nachahmungswürdige Vorbilder, fehlen: ich fand hier meine Verwendung, Fürſprache.

Dieſer werde ich ſtets die unterſcheidende Aufnahme des Freyherrn v. Borie zueignen, bey welchem meine kleinen Schriftſtellerverſuche gewiß einen geringen Eindruck gemacht haben würden, wenn ſie das Zeugniß, das Freyherr v. Petraſch meiner Aufführung und Denkungsart gab, nicht unterſtützt hätte. Ich kenne die unrühmlichen Mittel, deren man gebraucht hat, mir die Gewogenheit bald zu entreißen, die Freyherr v. Borie mir auf

die edelſte Art zugewendet hatte. Aber wenn der Verläumdung ihre Anlage gelungen hat, ſo hebt ſeine Gleichgültigkeit gegen mich immer meine Verbindlichkeit nicht auf, öffentlich zu bekennen, daß er es war, dem ich den Ruf zu dem politiſchen Lehramte, er, deſſen Mitwirkung ich das Lehramt ſelbſt zu verdanken habe. Freyherr v. Borie ſprach einem jungen unbekannten Mann bey Fürſt von Kaunitz das Wort, und bewog den allgemeinen Beſchützer der Talente, mir ſeine Unterſtützung gleichſam auf Abſchlag der Erwartung zu gewähren, die ich auf dem Lehrſtuhle, den ich beſteigen ſollte, zu erfüllen, über mich nehmen würde.

Ich glaube die vortheilhafte Meinung meines erhabenen Beförderers wenigſtens von Seite der Freymüthigkeit nicht hintergangen zu haben. Ich hielt es für die Pflicht meines Standortes, mit dem Aberglauben, dem Vorurtheile, mit dem Anſehen, der Geburt und dem Eigennutze nicht zu heucheln. Dafür aber waren die Prüfungen meiner Standhaftigkeit hart, mannigfaltig wiederholt.

Auch darin ward mein Herz mein großer Wohlthäter, daß es mich fähig machte, Widerwärtigkeiten zu ertragen, und die Urheber derſelben nicht zu haſſen. Ich finde die Nahmen dieſer letzteren nicht mehr in meinem Gedächtniſſe: und ſelbſt die Erinnerung der größten Gefahren, denen ich mich Preis gegeben ſah, würde ganz bey mir verloſchen ſeyn, wenn ſie nicht mit dem dankbaren Andenken gegen diejenige verbunden wäre, durch deren Schutz ich nicht unterlag.

Ich ſagte mit Grotius, mit dem übereinſtimmenden Gefühle der ganzen Menſchheit, mit der Wahrheit: „Der Unglückliche auf der Folterbank wird lügen, wenn er die Marter zu ertragen, und lügen, wann er ſie nicht zu ertragen fähig iſt*).“ Ich wünſchte, es möchte mir von uns, wie Livius von den Römern, erlaubt ſeyn zu rühmen, daß uns unter allen Nationen der Erde die gelindeſten Geſetze anſtehen**), weil die Gelindigkeit unſeres Nationalcharakters der Strenge nicht bedarf. Und ohne die eifrige Vertretung des Fürſten von Kaunitz hätte es mich meinen Stand gekoſtet, auf dem Lehrſtuhle dasjenige vorgetragen zu haben, worüber bald darauf ganz Europa Beccarien mit Ehre und Segen krönte. Doch die Folter iſt abgeſchafft; die Todesſtrafen ſind nicht mehr ſo gemein. Die Narben der Wunden, die man in Vertheidigung der guten Sache empfängt, ſind Ehrenzeichen.

Die Reinigkeit meiner Abſicht, und daß ich für die Rechte des Thrones und der bürgerlichen Geſellſchaft mit Wärme, aber auch mit nicht widerlegten Gründen das Wort führte, würde mich vor dem Untergange nicht geſchützt haben, hätte nicht der den Wiſſenſchaften ſo ſehr zur Unzeit entriſſene van Swieten, ohne vorher meine Bitte zu erwarten, ohne nach der Hand meine Dankſagung anzunehmen, aus meiner Sache gleichſam die eigene

*) Mentietur qui ferre potuerit et qui ferre non potuerit, mentietur.

**) Gloriari nobis licet, nulli orbis terrarum populo mitiores, quam romanis, placuisse leges.

Sache der Censur gemacht, unter deren Genehmigung die Sätze und Schriften, worin ich die gefährlichen Meinungen unter das Volk brachte, erſchienen.

Kaunitzen und Swieten bin ich für die Erhaltung meines Standes, Freyherrn v. Gebler, bey dem ein günſtiges Vorurtheil für meine Verwendung die Stelle der Empfehlung vertrat, bin ich großen Theil für die Verbeſſerung desſelben verpflichtet, und für meine Beförderung, die ſehr oft gerade durch die mir erregten Widerwärtigkeiten herbeygeſchleuniget wurde. Die Ausgabe der kloziſchen Briefe ſollte mich vom Lehrſtuhle, vielleicht von Wien verdrängen; ſo ungefähr war der Anſchlag. Statt deſſen ebnete ſie die Hinderniſſe, welche bis dahin den gütigeren Geſinnungen des damahligen Statthalters, Grafen von Seilern im Wege gelegen waren: ſie öffnete mir den Eintritt in die Rathsſtube.

Der edelſten Behandlung dieſes würdigen Präſidenten hatte ich mich mit allen meinen Amtsgefährten gemeinſchaftlich zu beloben, aber ich werde mit der auszeichnenden Gewogenheit und dem näheren Zutrauen, deſſen er mich in ſeinem Hauſe, in ſeinem beſondern Umgange gewürdigt, immer groß thun, als mit einem rühmlichen Zeugniſſe der Achtung von einem Manne, der ſeine Achtung zu verſchwenden nicht gewohnt iſt. Graf Seilern ſchätzte mich hoch genug, um in einem ſehr unangenehmen Vorfalle, wo der Zuſammenfluß ungünſtiger Umſtände mich in Argwohn zu bringen ſchien, mich meiner eigenen Rechtfertigung zu überlaſſen, und ſich dann zu freuen, daß

er ſich an mir nicht geirrt, daß ich zu meiner Vertheidigung ſeiner Beſchirmung entbehren konnte.

Die Nahmen Sperges, Spielmann, Greiner, Born, würden das Verzeichniß meiner Wohlthäter vergrößern und beſchließen, wenn der Edelmuth dieſer Männer mir die Verbindlichkeiten öffentlich zu geſtehen erlaubte, unter welchen ich gegen ſie lebenslang ſtehen werde. Aber, verehrungswürdige Freunde! es erhöht den Werth Eurer Wohlthaten, und veredelt ſie, daß Ihr mir dieſelben unter der beſcheidenen Benennung der Freundſchaftsdienſte erwieſen habt.

Ich blicke dahin zurück, woher ich ausgegangen bin. Ich ſehe, daß ich einen Raum hinter mir gelaſſen habe, und an einem Orte ſtehe, wohin ich mich einſt kaum durch Wünſche zu erheben die Kühnheit hatte. Jedoch nicht der Standort, an dem ich mich finde, macht mein Glück, macht meine Zufriedenheit, ſondern, daß ich mir ſagen darf: „Du biſt hierher gelangt, nicht irgend auf Krummgängen und Schleichwegen, ſondern auf der offenen Straße der Verwendung, geleitet von der Hand der Wohlthätigkeit."

Hiermit ſchließt die zweyte ſelbſtbiographiſche Skizze des großen Sonnenfels; und wir dürfen wohl glauben, daß dieſe wie die vorausgegangene weſentlich dazu beygetragen habe, den Leſern die innere Individualität des Mannes, ſo wie den Gang ſeiner äußern Geſchicke zu verdeutlichen, ja zu vergegenwärtigen, beſonders wenn mit Recht factiſch voraus zu ſetzen iſt, daß Wahrheitsliebe und Biederkeit zu den Charakterzügen des Autors gehörten.

Die Leſer werden damit einverſtanden ſeyn, wenn wir jene beyden Selbſtbiographien nicht als umzuſchmelzendes Material für unſere eigene Darſtellung benützt, ſondern in gebührender Pietät, und als höchſt merkwürdige Reliquien des großen Autors mitgetheilt haben, wie er ſelbſt ſie geſchrieben. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit de Lucas Fortſetzung, rückſichtlich ihrer eigenthümlichen Färbung.

Sonnenfels hat kein öffentliches Monument; er iſt ſein eigenes; ſeine Schriften ſind ſein Denkmahl, oder vielmehr, ſie könnten und ſollten es in einer, auch äußerlich characteriſtiſchen Weiſe ſeyn. Es wäre nähmlich zu wünſchen, ja zu fordern, daß man ſie ſammle, ſichte, ordne, zeitgemäß geſtalte, erläutere, ein ſehr ſpecielles Regiſter dazu liefere, und ſomit gleichſam als eine Monumental-Ausgabe an das Licht treten laſſe; ein Wunſch, ein Verlangen, ſeit einigen Jahren ſchon von uns ſelbſt zärtlich gehegt, und mehr als einmahl ausgeſprochen.

Von Joſephs von Sonnenfels Vater, einem ſehr geachteten Gelehrten, der in hohem Alter ſtarb, ſind außer dem oben angeführten Werke (**Controversiae cum Judaeis etc.**) im Drucke erſchienen: **Lapis Lydius, sive institutiones hebraicae linguae methodo aetiologica propositae, lat. & germ.** Wien 1756; **Judaica sanguinis nausea**, oder jüdiſcher Blutekel. Wien 1753; Sendſchreiben an P. Dom. Fr. Sterzinger über zwey hebräiſche Wörter: **Chartumim** und **Bellehatabem.** Wien 1768.

Joſephs von Sonnenfels zwey Jahre jüngerer Bruder, der k. k. Hofkammer-Hofrath, Franz Freyherr von Sonnenfels war in ſeiner Weiſe ebenfalls ein wirklich außerordentlicher Mann. Sein menſchenfreundliches Wohlwollen, ſein Sinn und Trieb im Dienſte der Humanität wirkſam zu ſeyn, beſonders wenn es moraliſchen und gemeinnützigen Zwecken galt, ſtellen ihn den großmüthigſten und freygebigſten Wohlthätern aller Zeiten würdig und glänzend, und ewig unvergeßlich an die Seite. Eine einzige Ziffer möge ſprechen: Zwey Mahl Hundert neun Tauſend ſieben Hundert vier und zwanzig Gulden (209,724 fl.). Dieß iſt die Summe, welche er humanen Stiftungen in barem Gelde zugewendet, wovon übrigens 31,352 fl. von ſeiner Gemahlinn beygetragen worden. Um dieß hehre Ziel zu erreichen, ſchränkte er ſeinen Haushalt möglichſt ein. Hier iſt das Detail der Stiftungen und Anſtalten Franzens von Sonnenfels: Zu Pfründen für Kinder von Staatsbeamten 60,000 fl.; für die Nikolsburger Jugend an Stipendien 36,000 fl.; zur Ausſtattung unbemittelter Stadtmädchen 18,000 fl.; Stiftung des mähriſchen Roſenfeſtes „zur Ausſtattung und Belohnung der tugendhafteſten und geſchickteſten Landmädchen" 10,400 fl.; Stiftung für verunglückte Gewerbsmänner 12,000 fl.; deßgleichen für arme Witwen 12,000 fl. und für Soldatenwitwen 9000 fl.; für arme Kranke Nikolsburgs 7800 fl.; für bewährte alte Dienſtbothen 6000 fl. zu kleinen Auslagen 472 fl.; — obiger Betrag ſeiner Witwe 31,252 fl.; endlich für tadelloſe ausgetretene Chorknaben des Nikolsburger-Seminars 6800 fl.!!

Auch dieſer, man kann ſagen faſt königliche Wohlthäter, verdankte wie ſein Vater und Bruder, Schutz, Emporkommen und Gedeihen der edelmüthigen fürſtlich Dietrichſteiniſchen Familie, nahmentlich dem hochſinnigen Fürſten Carl, dem Grundherrn Nikolsburgs. Franz wendete denn auch ſein ganzes dankempfängliches Herz, und den größten Theil ſeines Vermögens ſeinem heißgeliebten Nikolsburg zu. Mit Thränen der Rührung zeigte er zuweilen in ſeinen alten Tagen, wie ſein Bruder ſeine Soldatenmontur, zehn Silbergroſchen blank geputzt vor, den dankbaren Blick gen Himmel gerichtet, als der erſte Lohn ſeines Fleißes, aus den Händen des Fürſten Carl Dietrichſtein. Ohne dieſen edelſinnigen Gutsherrn, und ſeine eben ſo aufgeklärte als mitleidige Familie: was würde wohl aus den beyden Sonnenfels geworden ſeyn? Aber eben: was aus ihnen geworden? Wem iſt die Ausſaat zu dieſen reichen ſegenvollen Früchten zu verdanken, als jenen hochſinnigen Mäcenen!?

Der Nahme „Dietrichſtein“ knüpft ſich für ewige Zeiten an das Sternbild „Sonnenfels.“

Die Gemahlinn Franzens v. Sonnenfels, Roſalie, war die Tochter des bemittelten Apothekers Geyer zu Nikolsburg. Ihr menſchenfreundliches Gemüth ſtand ganz im Einklang mit ihres Gatten Nächſtenliebe; und nach deſſen Tode betreute ſie alle ſeine Stiftungen mit der zärtlichſten, aufopferndſten Sorgfalt. Er war den **11.** July **1735** geboren, laut der Angabe der jüdiſchen Geburtsbücher Nikolsburgs, welche lautet: „Den **11.** Julii gebar des Lipmann Perlin Ehweib einen Sohn, welcher den

18. hujus beſchnitten und ihm den Nahmen Schweyr gegeben.“ Die Mutter der beyden Knaben hatte ſich gegen die Taufe derſelben geſträubt; doch fügte ſie ſich, blieb aber Jüdinn, und ſtarb als Jüdinn.

Und ſomit beſchließen wir das Ergebniß unſerer kleinen Forſchung, das Leben eines hochwichtigen Mannes unvergänglicher Verdienſte betreffend, über welches ſeither nur wenige einzelne kleine Ueberſichten, Notizen, Bruchſtücke ꝛc. vorhanden geweſen. Wie wäre es auch ſonſt zu erklären, daß man ſeit den 30 Jahren ſeines Hintrittes noch keine ausgeſtattete Biographie von ihm beſeſſen?! Um ſo mehr freut es uns, hier vor der Hand wenigſtens eine nicht dürftige Maſſe von Daten aneinander gereiht, darbiethen zu können.

Die vorzüglichſten von uns aufgeſuchten und unmittelbar benützten Quellen ſind: Sonnenfels Schriften ſelbſt; de Luca gelehrtes Oeſterreich; Jördens Lexicon deutſcher Dichter ꝛc. (Vortreffliches Werk, in welchem ſchon benützt ſind: Weidlich's biographiſcher Nachtrag; Fabricius Briefe; Nicolai's Reiſe; Meuſels gelehrtes Deutſchland; [Küttners] Charactere ꝛc.); öſterreichiſche National-Encyclopädie; die allgemeinen vaterländiſchen Geſchichtwerke Reiſſers, Generſichs, Schnellers; Hormayrs hiſtoriſche Taſchenbücher. (Bey mehreren überraſchenden Angaben iſt als „actenmäßiger“ Gewährsmann der gelehrte und fromme Nikolsburgerpropſt, Gregor Norbert Korber, Ritter von Korborn (1842, 92jährig verſtorben) dankbar genannt; in des Freyherrn von Hormayr öſterreichiſchem Plutarch iſt Sonnenfels nicht enthalten); Czikanns lebende Schriftſteller Mährens (ſehr

exactes verdientes Werkchen); Zeitungen und Journale: Wiener, Preßburger ꝛc. und auswärtige; Heinſius und Kayſers Bücherlexicon; Schematismen. Einiges haben wir auch bey Behörden ermittelt, und ſonſtige einzelne Daten und Behelfe verdanken wir den Herren Czikann, Leop. Joſ. Fitzinger, Kuppitſch, J. F. C. Trimmel (Emil) ꝛc.

Franz Gräffer.

Nachwort.

Während eines Zeitraumes von vielleicht 20 Jahren hatte ich verſucht, zur Bearbeitung einer förmlichen Biographie unſeres unſterblichen Sonnenfels anzuregen, und dieß erſt neuerlich wieder in den Sonntagsblättern, Sept. 1846, Nr. 39, Artikel: „Sonnenfelſiana," in welchem ich unter Anderm anführte, daß wir von dem großen Autor bereits zwey Selbſtbiographien, ſeine Jugendzeit betreffend, beſitzen, die eine in de Lucas gelehrtem Oeſterreich, die andere in den geſammelten Schriften. Solche Quellen und anderweitiges Material würde ich wohl ſicherlich nicht verlautbart haben, wenn ich damahls ſchon die Abſicht gehabt hätte, die in Rede ſtehende Biographie ſelbſt zu bearbeiten. Der Anlaß hierzu aber trat durch die Idee eines jüdiſchen Plutarch plötzlich ein, und ſo entſtand der oben gelieferte Umriß, welchen ich den 25. Jänner der löblichen Cenſur überreichte. Als in Nr. 4 der Sonntagsblätter 1847 (24. Jänner) der Artikel: „Aus Joſeph v. Sonnenfels Leben" von Herrn Dr. Adolph Wiesner erſchienen war, beſagte eine Notiz in der Theaterzeitung Nr. 29, Seite 106, der Verfaſſer habe jene beyden Selbſtbiographien in die dritte Perſon mit

Geiſt und Gewandtheit übertragen. Aber nicht mit Geiſt und Gewandtheit allein, ſetze ich hinzu, ſondern zugleich mit Studium und kenntnißvoller Amplification. Ein zweyter ähnlicher Artikel von Herrn Dr. Wiesner folgte dann in Nr. 11 derſelben Zeitſchrift, auch als Probe einer ausführlichen Lebensgeſchichte, deren Bearbeitung Herr Wiesner vor hat. Ich wünſche ſehr und aufrichtig, daß dieſem achtungswerthen Schriftſteller auch zu den übrigen Lebenspartheien ſeines Helden ſo ergiebige Quellen zu Gebothe ſtehen möchten, wie jene der Jugendperiode, habe jedoch leider guten Grund, daran zu zweifeln. Dem ſey nun, wie ihm wolle; wenn nur Jeder redlich das Seine leiſtet, ſo reſultirt ſich gleichwohl noch eine völlig entſprechende pragmatiſche Biographie des monumentalen Mannes. Einen Artikel: „Sonnenfels als Selbſtbiograph“ von Realis, in Nr. 54—56 der Theaterzeitung 1847 betreffend, ſo genüge zum beſſern Verſtändniß, daß er ein Extract aus de Luca, und das Nachträgliche eine Benützung jener Fortſetzung ſey, welche de Luca dem Sonnenfels'ſchen Text hat folgen laſſen.

Der Obige.

Stern, Max Emanuel.

Stern, Max Emanuel (Pſeudonym: Ernſt, und als hebräiſcher Schriftſteller unter dem Nahmen Mendel B'ri Stern) ward zu Preßburg am 9. November 1811 geboren. Sein Vater, Iſak Stern, der auf der damahls berühmten talmudiſchen Hochſchule zu Prag ſich gebildet, tiefe Kenntniß

des Talmuds, der hebräiſchen Literatur und andere Wiſſenſchaften ſich erworben hatte, ſtrenge Religioſität mit den erleuchteten Anſichten der damahls beginnenden Aufklärung im Judenthume verband, und ein ſehr bemittelter Kaufmann war, verwendete alle nur mögliche Sorgfalt auf die Erziehung des Knaben, indem er, theils keine Koſten ſcheute, ihm die beſten Lehrer im Talmud und andern Wiſſenſchaften zu geben, theils ſelbſt, in ſeinen Mußeſtunden, ſeinen Unterricht leitete.

Sein Hauptzweck war, Rabbiner zu werden und zeitlich ſchrieb der Knabe ſchon rabbiniſche Homilien nieder; und, ſeinen ſpätern Lehrer, den berühmten Rabbiner M. Schreiber zu Preßburg, ſich zum Vorbilde nehmend, zeichnete er ſich ſchon frühe durch eine beynahe aſcetiſche Frömmigkeit aus. Noch kaum 14 Jahre alt, trat er das öffentliche mit der k. k. Normalſchule zu Preßburg vereinigte Lehramt ſeines eben erblindeten Vaters an, das ihm trotz ſeiner zarten Jugend anvertraut wurde. Während eines Zeitraumes von neun Jahren bekleidete er es ehrenvoll.

Seit früheſter Jugend galt ihm die Wahrheit über Alles, und mit faſt rabuliſtiſcher Energie trat er ſeit je gegen jede Unbill im Gebiethe jüdiſcher Literatur, wie im Judenthume auf, ſo wie keine traurige oder freudige Epoche verging, die ſeine Muſe nicht öffentlich gefeyert. Nach dem Ende 1832 erfolgten Tode ſeines Vaters, legte er zu allgemeinem Bedauern ſeine Stelle nieder, und folgte um Oſtern 1833 einem Rufe des hochverdienten A. Edlen v. Schmid, um an ſeiner orientaliſchen Buchdruckerey zu Wien die Stelle eines Literaten und Correctors zu bekleiden, von

welcher Zeit an ſeine gemeinnützige und literariſche Thätigkeit ſich fruchtbar zu entfalten begann. Kurz darauf kaufte A. v. Schmid die Sniſek'ſche Druckerey zu Preßburg, da er ſelbe für's Hebräiſche einrichten wollte, und Stern mußte wieder nach Preßburg; dieß führte eine Spannung und die baldige Auflöſung ſeiner Stellung herbey, ſo, daß er wieder zum Lehramte greifen mußte, und im May 1835 ſeine Stellung als Oberlehrer an der neucreirten Schule zu Eiſenſtadt antrat, allwo er bis May 1837 mit dem beſten Erfolge ehrenvoll fungirte. Allein innerer Zwieſpalt der Gemeinde und inſonders der ſtörrige Obſcurantismus des dortigen orthodoxen Rabbiners, welcher durchaus keine jüdiſch-deutſche Schule dulden wollte, obwohl er ein perſönlicher Verehrer Sterns war, bewogen ihn auch, dieſe Stelle niederlegen und dieſen Ort des Kampfes zu verlaſſen, allwo er in ſeinen Mußeſtunden und während der Nacht ſein hebräiſches Epos: „Tiphereth Hatiſchbi," das von der Critik wie von der allgemeinen Stimme der weſſeliſchen „Moſeide" an die Seite geſetzt wird, begonnen und vollendet hatte. Ein halbes Jahr noch in Trieſch als Lehrer fungirend, kehrte er im Jahre 1838 wieder nach Wien zurück, wo er in ſeine gegenwärtige Stellung, als Literat, bey Franz Edlen v. Schmid und J. J. Buſch eintrat. Im Jahre 1843 ward ihm die hohe Ehre zu Theil, 15 Bände ſeiner Schriften Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Oeſterreich perſönlich überreichen zu dürfen, die in die Privatbibliothek Sr. Majeſtät aufgenommen wurden; im März 1846 überreichte er 12 Bände ſeiner ſeitdem erſchienenen Schriften, worauf er von Sr. Excellenz, dem Oberſtkäm-

merer Grafen M. v. Dietrichſtein, ein auszeichnungsvolles Belobungsſchreiben im Nahmen Sr. Majeſtät, die Zuſicherung, daß ſeine Schriften in die Privatbibliothek Sr. Majeſtät aufgenommen, und die k. k. öſterreichiſche goldene Medaille für Wiſſenſchaft und Kunſt erhielt. Auch ward ihm im September **1846** das Diplom als Mitglied der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft zu Halle-Leipzig zugeſendet.

Als hervorragend unter ſeinen deutſchen Arbeiten ſind ſeine „Zeitſtimmen" zu bezeichnen, die als ewig treues Zeitbild des Kampfes der jüdiſchen Gegenwart daſtehen wird und worin er, wie in ſeinem „Thurmbau zu Babilon," mit beißender Satyre die Mängel ſämmtlicher Glaubenspartheyen im Judenthume geißelt. Im Jahre **1844** ließ er einen energiſchen Aufruf ergehen, worin er zu Beyträgen zur Wiederbegründung der eingegangenen „Bikure Haitim" aufforderte, deren Tendenz die Förderung des im Judenthume ſelbſt allmählig ſinkenden hebräiſchen Sprachſtudiums ſeyn ſollte. Ein Heft erſchien auch unter dieſem Titel, doch mußte er bald den Titel ändern und ſie unter „Kochbe Jizchak" erſcheinen laſſen, und es ſind ſeitdem bereits **10** Hefte an's Licht getreten. Auch hier bewährte ſich der nur nach Gemeinnützigkeit ſtrebende Stern.

Sterns erſter hebräiſcher Aufſatz war: eine Elegie über einen frommen Greis, die er in ſeinem neunten Jahre ſchrieb, und die als eine Art Wunder des Styls ſchon herumgezeigt wurde; ſein erſtes deutſches Gedicht war: „Die Ideale der Menſchheit."

Sterns ſämmtliche Schriften ſind:

1. Dichtungen. Peſth bey Ludw. Landerer 1827.
2. Perlenblumen, metriſch-gereimte Ueberſetzungen der Sprüche Salomons. Preßburg 1832.
3. Maßlul Leſchon Eber, Handbuch der hebräiſchen Sprache. Wien bey A. Edl. v. Schmid 1832. — 2. Auflage 1844 daſelbſt.
4. König Sauls Glück und Ende, bibliſch-dramatiſches Gedicht in 4 Abtheilungen. Preßburg 1833.
5. Die Sprüche Salomons, mit wörtlich über dem Text gedruckter Ueberſetzung und hebräiſchem Commentare. Preßburg 1833.
6. Zioniden. Ueberſetzung der Trauerlieder am Zerſtörungstage Jeruſalems. Preßburg bey A. Edl. v. Schmid jun. 1837. 2. Auflage ſammt Kinoth. Wien 1845.
7. Tipphereth Hatiſchbi, hebräiſches Epos, das Leben des Propheten Elias behandelnd; in 8 Geſängen. Wien 1839. 2 Bände.
8. Hymnen an die göttliche Einheit, metriſch-gereimte Ueberſetzung der „Schire Hajujud.“ Wien 1840.
9. Perlen des Orients, metriſch-gereimte Ueberſetzungen des 20ſten talmudiſchen Tractates: „Aboth.“ Wien 1840.
10. Zeitſtimmen an die Zionswächter im Judenthume. Zeitbild in fünf Dichtungen. Leipzig 1841.
11. Klänge aus der Vorzeit, metriſche Ueberſetzungen mehrerer Lieder der Liturgie und Synagogal-Geſänge. Wien 1841.

Digitized by Google

12. Izachel, mit neuer deutſcher Ueberſetzung. Wien 1842.
13. Beth Haſſepher, gänzlich neue Bearbeitung des Ben Sew'ſchen „Meſſilath Halimud“ mit Ueberſetzungsaufgaben vom Deutſchen in's Hebräiſche. Wien 1842.
14. Slichoth, vollſtändige Ueberſetzung der Bußgebethe. Wien 1842.
15. Die fromme Zionstochter, deutſches Original-Gebethbuch für Israels Frauen und Mädchen. Wien 1842. — 4. Auflage daſelbſt. 1846.
16. Dichtungsblüthen. Sammlung jugendlicher Erſtlingsverſuche in der Poeſie. Wien 1843.
17. Toldoth Israel. Geſchichte Israels ſeit der Heimkehr aus Babilon bis zur Zerſtörung des zweyten Tempels durch die Römer. Hebräiſch und deutſch für die Jugend. Wien 1843.
18. Die Weisheitsſprüche J. des Sohnes Sirach's in metriſch-gereimter Ueberſetzung. Wien 1844.
19. Machſor, neue deutſche größtentheils metriſche Ueberſetzung der ſämmtlichen Feſtgebethe der Israeliten, in 5 Bänden. Wien 1844.
20. Erſtes Heft „Bikure Haittim“ zur Förderung des hebräiſchen Sprachſtudiums. Wien 1844.
21. Kochbe Jizchak. Sammelſchrift, als Fortſetzung des frühern, ſind bereits zehn Hefte erſchienen. Wien 1845—1846.
22. Rachel, hebräiſche Ueberſetzung des bibliſchen Gedichtes „Rachel,“ von Dr. L. A. Frankl. Wien 1845.

Aſkarath Nepheſch, und mehrere Gelegenheits-Dichtungen, unter welchen inſonders „Ebel Moſche“ über den Tod des berühmten Rabbiner Moſes Schreiber zu Preßburg, Senſation erregte; wie auch „die ſtummen Zeugen,“ „des Zeitgeiſtes Preisfrage“ u. ſ. w. im israelitiſchen Jahrbuche; und poetiſche und kritiſche Beyträge in mehreren Zeitſchriften.

Im Drucke erſchien ſo eben eine metriſch-gereimte Ueberſetzung des berühmten Werkes: „Bechinoth Olam,“ „Betrachtungen über das Weltleben.“ Druckfertig liegen vor, ein Trauerſpiel in 5 Abtheilungen, betitelt: „Lüge und Rache,“ „Moßdos Emunah,“ ein jüdiſches Religionsbuch für die Jugend, catechetiſch eingerichtet, und eine Ueberſetzung des „Chochmath Schlomo“ von Hartwig Weſſely u. ſ. w.

Wertheimer, Joſeph.

Dieſer vielverdiente und ehrenwerthe, für humane Zwecke unermüdet thätige Mann ſtammt aus einer Familie, welche bereits ſeit zwey Jahrhunderten zu den achtungswürdigſten gehört. Geboren zu Wien im J. 1800 erwarb er ſich ſchon vielſeitige Kenntniſſe, und raſch entwickelte ſich bey einer ſorgfältigen Erziehung ſein Talent. Zum Handelsſtande beſtimmt, widmete er ſich demſelben mit Eifer, und hing zugleich ſeiner edlen Neigung zu gemeinnütziger und menſchenfreundlicher Wirkſamkeit mit entſchiedenem und ſegenbringendem Erfolge nach.

Die Einführung der Kleinkinderbewahranſtalten in Deutſchland, inſonderheit in dem öſterreichiſchen Kaiſerthume, hat man ihm zu danken. Wertheimer gab die erſte Anregung. Er überſetzte Wilderſpin's Werk; On infants-schools (London 1824) und verſah es mit gehaltvollen Zuſätzen (Wien 1826). Dieſe Arbeit genoß allgemeine Anerkennung. Den Ertrag widmete Wertheimer der erſten ſolchen in Wien zu entſtehenden Anſtalt. Das Buch fand lebhaften Eingang, wurde ſchnell aufgekauft, und veranlaßte eine zweite, ſehr ſtarke Auflage (Wien 1828). Vom königl. preußiſchen Miniſterium der geiſtlichen, Medicinal- und Unterrichtsanſtalten, wurde es öffentlich anempfohlen, ſo auch zur Anſchaffung auf Rechnung der Schulclaſſen. In Preußen, in ganz Deutſchland, in der Schweiz, in Italien und Spanien wurden nun Kinderbewahranſtalten errichtet, und zwar in Folge der augenſcheinlichen Ueberzeugung ihres wohlthätigen Einfluſſes, ja ihrer Unentbehrlichkeit, mit einer Schnelligkeit, die man außerordentlich nennen muß. Es war, als müſſe man ſo ſchnell als möglich das Längſtverſäumte nachholen. 1828 gründete ſich ein ſolches Inſtitut in Ofen und Peſth. Auf das Thätigſte griff Wertheimer nun ein, daß auch in Wien ſolch eine Anſtalt zu Stande komme, und ſo trat denn die erſte daſelbſt am Rennwege (Steingaſſe Nr. 228) den 12. Februar 1830 ins Leben. Wertheimer war und iſt noch deren Vorſteher mit dem ſchönen Bewußtſeyn des beſten Gedeihens. Viele ähnliche Inſtitute entſtanden nun in Wien und deſſen Umgebung ſowohl, als in den Provinzen, und es konnte bey deren

Gründung nicht ermangelt werden, den Mann zu Rathe zu ziehen, der ſich als Stifter und Förderer ſchon ſo preiswürdig bewährt hatte.

Wertheimer hatte ſich von jeher mit Wärme, Wirkſamkeit und den entſprechendſten Erfolgen für die Angelegenheiten ſeiner Glaubensgenoſſen verwendet; und ſo war denn nichts begreiflicher, als daß dieſer mit ſo vielen Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes, der Einſicht und Kenntniß, der Willenskraft und Erfahrung ausgerüſtete Mann zu dem ehrenvollen Amte der öffentlichen Vertretung dieſer Gemeinde gewählt ward, welches er denn auch ſeit 1835 bekleidet. Im gemeinſamen Wirken mit ſeinen würdigen Collegen iſt auch bereits eine verbeſſerte Stellung der Gemeindeangelegenheiten nach Innen und Außen hervorgegangen, welch Letzteres im erhöhten Maße demnächſt zu gewärtigen kommt. Insbeſondere aber hat ſich Wertheimer durch Begründung einer Verſorgungsanſtalt für die Familien der israelitiſchen Geiſtlichen, eines Fonds für verſchiedene fromme Zwecke durch beſonderes Seelengedächtniß der Stifter, eines Vereins zur Ermunterung des Handwerksbetriebs unter den inländiſchen Israeliten und einer israelitiſchen Kinderbewahranſtalt verdient gemacht, welche Inſtitute ſich ſämmtlich einer kräftigen Unterſtützung innerhalb der Gemeinde, und dadurch eines blühenden Fortgangs zu erfreuen haben.

Wenn man erwägt, daß dieſer ſo complicirte Wirkungskreis einen großen Aufwand von Kraft und Zeit erheiſcht, ſo muß man es als ein wahres Opfer dank-

bar würdigen und ehren, welches der auch als Kaufmann beſchäftigte Menſchenfreund der guten Sache bringt.

Wertheimers äſthetiſche Bildung veranlaßte ihn, auch auf dem Gebiethe der Muſen thätig zu ſeyn. Sheridan-Knowles Drama: „Der Bucklige,“ brachte er in ſeiner gediegenen Uebertragung auf die Bühne, im Hofburgtheater zuerſt den 11. November 1833 gegeben, und ſeitdem auch auf andern deutſchen Bühnen mehrmahls mit voller Anerkennung wiederholt. Mit ſchönen Beyträgen bereicherte er das Wiener-Converſationsblatt, die Wiener-Zeitſchrift, das Archiv für Geſchichte; die Jahrbücher von Buſch, Wien 1843—47. Dramatiſche Beyträge erſchienen zu Wien 1838. Ein eigenes menſchenfreundliches Verdienſt hat er ſich durch ſein Werk: Thereſe, ein Handbuch für Mütter und Kinderwärterinnen (Wien 1832), erworben. Von manch andern bedeutſamen wiſſenſchaftlichen Literaturproducten wird Wertheimer als Verfaſſer genannt.

D. P.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsanzeige.

Seite

Abarbanel, Iſak. Von S. Deutſch	1
Auerbach, Berthold. Von D. P.	8
Ben Iſak Salomon (Raſchi). Von S. D.	11
David, Chriſtian Georg Nathan	21
Ernſt, Heinrich Wilhelm. Von S. D.	23
Eſchel, Joſua ben Abraham (Auguſti)	32
Frankl, Ludwig Auguſt. Von S. D.	46
Friedenthal, Marcus Beer	54
Friedländer, Michael	62
Guſikow, Joſeph. Von S. D.	66
Halévy, Jacques Fromental. Von F—r.	76
Heine, Salomon. Von H. D.	79
Jacobſon, Israel. Von S. D.	91
Janin, Jules. Von F. G.	101
Joſua Rabbi (aus Krakau). Von Dr. M. Duſchak . . .	105
Kuh, Ephraim Moſes	113
Lämmel, Simon Edler von. Von D.	118
Letteris, Max Meir	131
Mandel (Mandelli) David. Von D.	138
Mendizabal, Juan Alvarez von (Miniſter)	146
Meyer, David Amſel (Hofrath)	152
Rachel (Schauſpielerinn). Von P.	165

Seite

Rahel, Antonie Friederike. Von Gffr. 168
Rappaport, Jacob. Von M. 174
Rothſchild, Meyer Anſelm (der Vater). Von S. Deutſch . 178
Schlegel, Dorothea von (Mendelsſohns Tochter). Von K. . 181
Sonnenfels, Joſeph von. Von Franz Gräffer 183
Stern, Max Emanuel 246
Wertheimer Joſeph. Von D. P. 252

Digitized by Google

Jüdiſcher Plutarch;

oder

biographiſches Lexicon

der

markanteſten Männer und Frauen jüdiſcher Abkunft,

(aller Stände, Zeiten und Länder)

mit

beſonderer Rückſicht

auf das

öſterreichiſche Kaiſerthum.

Von mehreren jüdiſchen und nichtjüdiſchen, in- und ausländiſchen Schriftſtellern.

Zweytes Alphabeth,

oder

zweyter Band.

Mit einem Titelbilde.

Wien, 1848.

Verlag von Ulrich Klopf sen. und Alexander Eurich,
Stadt, Wollzeile Nr. 782.

Digitized by Google

Gedruckt bey Ul. Klopf sen. & Alex. Eurich.

Digitized by Google

Aben Eſra, Abraham.

Dieſer unſterbliche Nahme gehört zu den glänzendſten Sternen der jüdiſchen Gelehrſamkeit, um ſo mehr, als ihm auch hohe Genialität eigen und auch ſein Character als Menſch überaus ſchätzbar war.

Ebenare oder Exenare iſt ſein Nahme bey den Scholaſtikern. Aus Toledo ſtammend, iſt die Periode ſeiner Wirkſamkeit das 13. Jahrhundert. Sein Geburtsjahr läßt ſich nicht genau angeben, indeß nimmt man 1119 an, und was ſein Todesjahr betrifft, ſo iſt man darüber auch nicht ganz einig. Seine Biographen nehmen an: Sein großer Zeitgenoſſe, der als der competenteſte Dichter über ſeine Verdienſte angeſehen werden darf, Maimonides, achtete ihn und ſeine Schriften ſo ungemein hoch, daß er in einem an ſeinen Sohn gerichteten Unterweiſungsſchreiben, dieſem allein das Studium der Schriften des Aben Eſra, welche ſich, wie er hinzuſetzt, durch Eleganz, Gelehrſamkeit und richtiges Urtheil auszeichnen, vorzüglich empfiehlt. Nicht bloß Juden, auch Chriſten huldigen ſeiner ungemein ausgebreiteten Gelehrſamkeit und ſprachen nie von ihm, ohne zugleich Beweiſe der Achtung für ihn an den Tag zu legen. Schickard

zieht ihn dem gleichfalls talentvollen Raſchi vor, weil er nicht nur viel verſtändlicher, klüger und vorſichtiger, ſondern auch, weil ſein Styl viel reiner und ſein Vortrag nicht ſo mit Fabeln angefüllt iſt. Rich. Simon behauptet geradezu, daß unter den Juden kein Gelehrter ſei, welcher den Wortſinn der Bibel ſo glücklich erforſcht und ſie überhaupt mit ſo vieler Weisheit und Gründlichkeit erklärt habe. Mit Unrecht brachten ihn Reimann und andere unkritiſche Leſer ſeiner und der Schriften des Spinoza, wegen ſeiner Aeußerungen über den Verfaſſer des Pentateuchs in den Verdacht eines feinern Atheismus.

In mehreren Wiſſenſchaften war Aben Eſra, im eigentlichſten Sinne des Wortes, — ganz zu Hauſe und verbreitete ſich über die verſchiedenen Zweige derſelben ſo, daß er nie an ihrer Oberfläche ſtehen blieb, ſondern immer tiefer, als ſeine Vorgänger in ſie einzudringen ſuchte; mehrere klärte er auch wirklich durch geiſt- und lichtvolle Schriften noch beſſer auf. Seinen glücklichen Naturanlagen kam ein unermüdeter Fleiß zu Hülfe, und hierzu kamen noch glücklich ausgewählte Lehrer und unter ihnen ein ſehr achtenswerther Mann, welcher ſich um ſeine frühere Bildung vorzüglich verdient machte. Dieß war der Karäer Japhet Halleri, oder Levita. Ihm verdankt er unſtreitig ſeine genaue Bekanntſchaft mit den Schriftſtellern dieſer Secte, deren Werke er ſtark benützte und ſie — doch mehr um ſie zu widerlegen, als ihnen beyzupflichten — häufig anführte. Um ſich noch weiter auszubilden, unternahm er öftere Reiſen in verſchiedene Länder. So hielt er ſich z. B. im J. **1145** in Mantua; **1156** in

Rhodus, 1159 in England, 1167 in Rom auf. — Wo er auch war, ſuchte er immer den Umgang der geachteſten und gelehrteſten Männer auf. Manche dieſer Städte, in welchen er länger, als gewöhnlich Reiſende zu thun pflegen, verweilte, wie z. B. Lucca, Rhodus, Rom u. ſ. w., waren die Geburtsorte verſchiedener ſeiner Geiſtesprodukte. Er mochte übrigens hinkommen wohin er wollte, ſo war der Ruf von ſeinen Talenten immer ſchon vorausgeeilt. Daher wurde er überall mit Achtung empfangen und bey ſeinem Weggehen mit Bewunderung und Dankbarkeit entlaſſen. Mit dem Beynahmen der Weiſe, der große und bewundernswerthe Weiſe, beehrten ihn noch ſeine ſpätern Glaubensgenoſſen. Wohl mit Recht wiederholt de Roſſi die Characteriſtik, welche Bartoloccius von ihm gab: „Er war ein berühmter Bibelausleger und Theolog; er war als Arzt, Philoſoph, Mathematiker und Aſtronom, als Grammatiker, Philolog und auch als Dichter berühmt.“ Chariſi, ſelbſt ein trefflicher Dichter und ihm ſtimmen mehrere Kunſtverſtändige bey — ertheilt ſeinen Dichtertalenten große Lobſprüche. Von ſeinen gründlichen Kenntniſſen der hebräiſchen, chaldäiſchen und auch arabiſchen Sprache geben ſeine Schriften die beſten Beweiſe; nahmentlich beurkundet ſeine Bearbeitung des Hiob, ſeine Recognition zu Saadias Paraphraſe u. ſ. w., ſeine arabiſche Sprachkunde. Seine grammatiſchen Arbeiten verrathen tiefes Nachdenken, waren allgemein geſchätzt, und mehrere Jahrhunderte hindurch in allen Händen. Seine mathematiſchen Schriften zeugen von vielem Scharfſinne; in der Aſtronomie gilt er für den Erfinder der Art und Weiſe,

die Himmelskugel mitten durch den Aequator in zwey gleiche Theile zu theilen; außerdem machte er in dieſer Wiſſenſchaft noch andere glückliche Entdeckungen, welche die geſchickteſten Mathematiker ohne Bedenken adoptirten. Ueber ſeine exegetiſchen Arbeiten iſt bemerkt worden, daß ſie ſich durch ſorgfältige Wortforſchung, durch ſcharfſinniges Urtheil und durch Gelehrſamkeit empfehlen. Die in ihnen nicht ſelten vorkommenden neuen Sentenzen und eigenthümlichen Erklärungen ſchreiben einige Gelehrte auf Rechnung ſeiner Schüler, andere aber, chriſtliche und jüdiſche Gelehrte, auf ſeine eigene.

Seine gelehrten Arbeiten, in deren ſpezielle Aufzählung oder umſtändliche Würdiguug wir nicht eingehen, ſind: Commentare über die Bibel, Briefe in Verſen: vom Sabbath, von der Seele; Abhandlung über den Nahmen Jehova, eine hebräiſche Sprachlehre; verſchiedene andere grammatiſche Unterſuchungen; Gedicht von der Seele, ein ausführliches aſtrologiſches Werk; vom Himmel und der Welt; ein aſtronomiſches Werk, mehrere aſtronomiſche Abhandlungen; Gedichte über das Schachſpiel, Lieder, und heilge Hymnen; vermiſchte Gedichte, Gebethsformeln; von den Subſtanzen.

Acoſta, Uriel.

Die Vorfahren dieſes eigenthümlichen Märtyrers aus Porto in Portugal waren Juden; ſeine Aeltern jedoch bekannten ſich zum Chriſtenthume. Sie erzogen ihn auch, und zwar mit der größten Sorgfalt in dieſer Religion und nannten ihn Gabriel. Seine Aufführung war äußerſt fromm, er beſuchte eifrig die Kirchen, war höchſt andächtig, las und ſtudirte ohne Unterlaß die Schriften des neuen Teſtamentes und wuchs zur Freude und zum Troſt ſeiner Ältern, beſonders aber ſeines Vaters, der ihm Unterricht ertheilte, heran. Als es Zeit war, ſich einem Lebensberuf zu widmen, entſchied er ſich für die Rechtsgelehrſamkeit, und im 25. Jahre wurde ihm die Anſtellung eines Schatzmeiſters an einer Stiftskirche zu Theil.

Schon drey Jahre zuvor war ſeine Seele durch religiöſe Zweifel beunruhigt worden. Die chriſtliche Religion that ihm bald kein Genüge mehr; er ſtudierte nun eifrig das moſaiſche Geſetz und glaubte wirklich in ihm mehr Beruhigung gefunden zu haben. Er legte daher ſeine Stelle nieder, ſchiffte ſich mit ſeiner Mutter und ſeinen Brüdern nach Amſterdam ein, ließ ſich beſchneiden, änderte ſeinen Nahmen Gabriel in Uriel um und bekannte ſich jetzt öffentlich und (was ihm in ſeinem Vaterlande ſchwieriger geworden wäre) ungeſtört zum Judenthume. Bald aber wurde er mit Schrecken gewahr, daß die Gebräuche

u. ſ. w. der Juden nichts weniger als mit den Vorſchriften Moſes übereinſtimmen, daß dagegen die Einfachheit und Reinheit derſelben durch unzählige Zuſätze und grillenhafte Erfindungen der Rabbiner erſchwert und verunſtaltet ſey. Hierzu glaubte der Getäuſchte nicht ſchweigen zu dürfen. Er ſprach laut und nicht ohne Bitterkeit, wurde aber von den Rabbinen excommunicirt. Sich zu vertheidigen, ſchrieb er eine Abhandlung, in welcher er jedoch nicht blos die phariſäiſchen Traditionen ꝛc. beſtritt, ſondern auch die Lehre von einem zukünftigen Leben und der Unſterblichkeit der Seele angriff, weil — und dieß war ſein Hauptgrund — Moſes ſelbſt nichts von dieſer Lehre geſagt habe. Die Juden kamen der öffentlichen Bekanntmachung derſelben zuvor, und durch ſie aufgefordert, ſchrieb ihr Glaubensgenoſſe, der gelehrte Arzt Samuel de Silva, i. J. 1623 eine ſehr ſtrenge Widerlegung der Aeußerungen Acoſta's, und erklärte denſelben für einen Ketzer, Apoſtaten, Epicuräer und Atheiſten. Ein Jahr ſpäter erſchien nun auch Acoſta's Schrift und Vertheidigung unter dem Titel: **Examen das tradiçoens phariseas conferidas con a Ley escrita por Uriel Jurista hebreo, com reposta a Semuel de Silva, seu falso calumniador.** Amſterdam. Die Juden denuncirten ſie der Amſterdamer Obrigkeit als ein Werk, welches den Zweck habe, die Grundpfeiler des Judenthums und Chriſtenthums zu untergraben. Der Magiſtrat ließ den Verfaſſer in's Gefängniß werfen. Nach 8 oder 10 Tagen wurde er zwar ſeines Arreſtes entlaſſen, mußte aber neben einer Geldſtrafe von 300 Fr. noch eine an-

ſehnliche Caution ſtellen, und ſich's gefallen laſſen, daß man alle noch vorgefundenen Exemplare ſeiner Schrift confiscirte. Dieſe über ihn verhängte Züchtigung bewirkte indeß nicht nur keine Aenderung ſeiner Meinung, ſondern veranlaßte ihn vielmehr noch weiter zu gehen. Er griff nunmehr wirklich ſelbſt den Stifter der moſaiſchen Religion an, läugnete die Göttlichkeit und Wahrheit des Geſetzes und characteriſirte es als eine bloß menſchliche Erfindung. Er wurde nun in den Bann gethan. Fünfzehn Jahre hatte dieſer ihn von allen ſeinen Glaubensgenoſſen abgeſondert und von Mutter und Brüdern getrennt; dieß und die ewigen Plackereien und Beſchimpfungen, denen er immerfort ausgeſetzt war, brachten ihn endlich zu dem Entſchluß, ſeine Meinungen — aber wie der Erfolg bewieſen, nur zum Schein — zu ändern, und den Inhalt ſeiner Schrift zu mißbilligen. Der Bann wurde aufgehoben, und er wieder in die Gemeinde aufgenommen. Bald kamen indeſſen neue Klagen gegen ihn und man wollte ſich überzeugt haben, daß er ſeine bisherige geſetzwidrige Lebensweiſe fortſetze; ja einer ſeiner nächſten Verwandten, den er bey ſich hatte, klagte ihn wegen des Eſſens verbothener Speiſen und wegen anderer Vergehungen öffentlich an. Nun wurde die Verfolgung weit größer als bisher. Die Rabbinen, wie die Vorſteher des Volkes, ja das Volk ſelbſt, haßten den Abtrünnigen und beſchimpften ihn überall auf's Aeußerſte. Beſonders zeigte ſich jetzt ein Vetter von ihm, der vorher ſeine Ausſöhnung auf's Lebhafteſte betrieben, ſich aber nun getäuſcht ſah, als ſein unverſöhnlichſter Feind und hintertrieb auch

eine Heirath, die Acoſta einzugehen gedachte. Der allgemeine Haß gegen ihn erreichte den höchſten Grad, als er nun gar zwey Chriſten, welche zum Judenthume übertreten wollten, ihr Vorhaben aufzugeben bewog. Er wurde nun vor das Conſilium gefordert. Die Stimmen waren wegen ſeiner Beſtrafung getheilt; endlich wurd aber doch ein abermahliger ſiebenjähriger Bann über ihn ausgeſprochen. Tauſend Kränkungen und Schmähungen erfuhr er während dieſer Zeit, er mochte ſich aufhalten wo er wollte. Er verſicherte nun auf's Neue, ſich beſſern zu wollen, und verſprach, ſich willig der Buße, welche ihm aufgelegt werden ſollte, zu unterwerfen. Er machte ſich auf eine harte Strafe gefaßt, ſie war aber noch härter, als er erwartet hatte. An dem zur Buße feſtgeſetzten Tage, und zu der beſtimmten Stunde erſchien nähmlich Acoſta in der mit Menſchen überfüllten Synagoge und war in ein Trauerkleid gehüllt. Mit einer ſchwarzen Fackel in der Hand beſtieg er das Pult und las mit lauter Stimme ein Bekenntniß ſeiner Sünden und den Widerruf ſeiner Irrthümer und anderer grober Vergehungen ab. Hierauf mußte er ſich in einen Winkel der Synagoge zurückziehen und das weiter über ihn Beſchloſſene abwarten. Er wurde wieder vorgeführt, bis auf den Gürtel entblößt, an eine Säule gebunden und empfing 39 Geißelhiebe. Während dieſer Operation wurde ein Pſalm abgeſungen. Endlich mußte er ſich auf die Thürſchwelle legen und alle Anweſenden über ſich weggehen laſſen. Dieſe unerwartete und bis dahin ganz unerhörte öffentliche Beſchimpfung brachte den Gezüchtigten außer

ſich und zu dem Entſchluſſe ſich zu rächen und hierauf einem ſchmachvollen Leben ein Ende zu machen. „Das ſchreckliche Unrecht, das ich erdulden mußte, macht mir das Leben verhaßt. Welcher Mann von Ehre könnte auch wohl ein Leben voller Schimpf und Schmach ertragen wollen," ſchreibt er in einer Art Selbſtbiographie unter dem Titel: Exemplar vitae humanae, welche man nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren fand (und welche Limborg ſeiner Amica collatio cum erudito Judaeo de veritate religionis christianae, Gouda 1687, 4., beydrucken ließ. Die beſchloſſene Rache ſollte ſeinen Vetter treffen, welcher ihn ſo bitter haßte und zu der ihm wiederfahrenen grauſamen Züchtigung das Meiſte beygetragen hatte. Im April des Jahres 1647 verſuchte er ihm mit einer Piſtole das Leben zu nehmen; aber ſie verſagte Wüthend über dieſes Mißlingen und weil er ſich entdeckt ſah, unvermögend den Verſuch zu wiederholen, erſchoß er ſich ſogleich ſelber.

Digitized by Google

Arnſtein, Fanny Freyinn von *).

1.

Dieſe merkwürdige Frau war den 29. Nov. 1758 in Berlin geboren. Noch ſehr jung, ward ſie nach Wien an den nachmahligen Freyherrn Nathan Adam von Arnſtein verehligt. Schönheit und Anmuth, Verſtand und Herzensgüte, Geiſt und Bildung, Lebhaftigkeit und Talent, Feinheit und Witz, Tact und Gewandtheit, Adel und Schönheitsſinn, zeichneten ſie in hohem, ſeltenen Grade aus. Solche Vorzüge, verbunden mit Reichthum und Hoſpitalität, mußten ſie und ihr Haus nothwendig zu Gegenſtänden allgemeiner Bewunderung und Huldigung erheben. So wurden denn ihre Zirkel für Wien das, was die Aſſembleen einer Geoffrin und Recamier für Paris geweſen. Joſeph **II.**, mit ſeinem hohen Sinne für das wahrhaft Edle und Ausgezeichnete, würdigte ſie bey jeglichem Anlaſſe ſeines Grußes, ſeiner Anrede, ſeiner Hochſchätzung.

Um in ihre Salons Zutritt zu erhalten, bedurfte es nicht äußerer Vorzüge; es entſchied was man war,

---

*) Aus Beweggründen, die ſich allenfalls auch errathen laſſen, liefern wir hier von dieſer hochdiſtinguirten Perſönlichkeit ein Medaillon und ein größeres lebensvolleres Tableau; das Eine, wie es für ein vaterländiſches Centralwerk entworfen, das Andere eine Meiſterzeichnung von dem geiſtvollen und gediegenen Herrn Varnhagen von Enſe, auszugsweiſe.

nicht wer man war. Im leuchtendſten Glanze prangte ihr Haus während des Wiener Congreſſes, wo oft weit über hundert Perſonen von innerer und äußerer Bedeutſamkeit ſich in ſelbem verſammelten, darunter ein Talleyrand, Hardenberg, Wellington ꝛc. Beynahe 50 Jahre war ihr Haus der Thronſitz des guten Tons, das Palladium der edelſten und feinſten Genüſſe, der anſtändigſten Freyheit, der würzhafteſten geſelligen Unterhaltung, das ſchönſte Vorbild höherer Converſation. Das ehrenwerthe Andenken dieſer unvergleichlichen Frau wird ſtets leben. Sie entſchlief den 8. Juny 1818, bald nach ihrer Rückkehr aus Italien.

2.

Wer in dem Zeitraum von einigen und dreyßig Jahren, die theils aus dem Ablaufe des 18. Jahrhunderts und theils aus dem Beginne des neunzehnten ſich zuſammenreihen, nach Wien gekommen iſt, wer dort einige Zeit gelebt und geſellſchaftliche Verhältniſſe geknüpft hat, der wird unfehlbar den Nahmen Arnſtein unter die bedeutendſten und werthvollſten rechnen, welche der Aufenthalt in jener großen Hauptſtadt ſeinen dankbaren Erinnerungen eindrücken mochte. Die vornehmſten Fremden, regierende Herren und Prinzen, Geſandte, hohe Militärperſonen, Geiſtliche, Kaufleute, Künſtler, Gelehrte, alle Claſſen der Geſellſchaft, fanden dort gefälligen Eingang, gebildete Unterhaltung, glänzende Geſelligkeit. Nicht geringer war die Zahl derjenigen, welche, minder begünſtigt

durch ihre Stellnng in der Welt, nicht ſowohl Genuß, als Schutz und Anhalt in dieſem Kreiſe ſuchten und hier mit großmüthiger Theilnahme und Freygebigkeit gefördert wurden. Wir laſſen hier den Werth und die Wirkſamkeit des großen reichen Banquierhauſes natürlich außer Betracht und ſprechen zunächſt nur von den Beziehungen, die ſich der geſelligen Erſcheinung anſchließen, und für welche die Frau vom Hauſe ſo ſehr der wahre und einzige Mittelpunct iſt, daß ohne ihre perſönliche Macht und Auszeichnung dergleichen lebensvolle Gebilde gar nicht denkbar ſind. Und in der That war dieß auch hier der Fall; die Frau des Hauſes war durch ihre ſeltenen Eigenſchaften, durch ihren Muth und ihre Beharrlichkeit die Schöpferinn einer Fülle von Leben um ſich her, die Fürſtin einer großartigen, weitgreifenden Geſelligkeit geworden, welche eben ſo wohlthätig, als reich und glänzend ſich den Zeitgenoſſen darboth.

Die Baroninn Fanny von Arſtein war in Berlin geboren. Seltſam, wie der Austauſch zwiſchen verſchiedenen Ländern oft den Talenten und Wirkſamkeiten nützlich iſt! Manche Fähigkeiten entwickeln ſich im Auslande, die in der Heimath nicht ſo gedeihen konnten, eine andere ſtillere Bahn durchſchritten ſeyn würden. So empfing Preußen ſeinen Derfflinger und ſeinen Gneiſenau aus Oeſterreich, ſo dieſes ſeinen Gentz und Adam Müller aus Preußen. Trotz aller Verſchiedenheit von dieſen erwähnten Beyſpielen, ſey uns erlaubt, die Frau von Arnſtein im Allgemeinen dem Gewinn beyzurechnen, den in dieſer Art Wien von Berlin gezogen hat. Sie war eine Tochter des reichen und

klugen Banquiers Itzig, der die große Zahl von eilf oder zwölf Kindern in ſolchem Wohlſtande und ſolcher Bildung hinterließ, daß jedes der Geſchwiſter für reich gelten konnte, und perſönlich in der Welt eine ehrenvolle und nach Umſtänden bedeutende Stellung einnahm. Doch der mitgebrachte Reichthum war es keineswegs, wodurch Frau von Arnſtein in Wien glänzen konnte, ſie fand in jedem Betracht größeren vor, ſowohl in den eigeneu, als in den umgebenden Verhältniſſen. Allein die frühere Gewohnheit, ſich in Fülle und Glanz zu bewegen, und der Nachdruck, welchen äußere Hülfsmittel jedem perſönlichen Daſtehn und Benehmen ertheilen, gaben ihrem Eintritt in den neuen Lebenskreis unſtreitig gleich den größten Vortheil. Sie bedurfte dieſes Vortheils, um größere geltend zu machen. Eine hohe ſchlanke Geſtalt, von Schönheit und Anmuth ſtrahlend, vornehmen Tons und Betragens, lebhaften, feurigen Ausdrucks, ſcharfen Verſtand und Witz mit fröhlicher Laune vereinend, nicht ohne Beleſenheit, und fremder Sprache, wie der eigenen mit Meiſterſchaft kundig, war ſie in Wien eine höchſt auffallende und merkwürdige Erſcheinung; die Eigenſchaften, welche nur wenigen Frauen der höchſten Stände anzugehören pflegen, ſah man ſtaunend in einer Jüdinn glänzen, deren unter den ſegensreichen Einflüſſen der Regierung Friedrich des Großen gediehene Geiſtesfreyheit und Bildung nur um ſo ſtärker in einer Stadt wirken mußten, wo man dieſe letzteren Vorzüge wenig verbreitet fand, aber zu ſchätzen und zu begehren ſchon begonnen hatte. Das Wirken Kaiſer Joſephs des Zweyten trug in Wien ſchon Früchte und drang in alle Verhält=

niſſe noch immer tiefer ein. Eine günſtigere Zeit konnte ſich nicht darbiethen!

Ein angenehmes, jeden Tag zahlreichen Gäſten aus allen Claſſen offenes Haus, die geſchmackvollſte Umgebung, die reichſte Bewirthung, der Zuſammenfluß ausgezeichneter Fremden, die Verbindung adeliger Anſprüche und Sitte mit bürgerlicher, ja nicht einmahl bürgerlicher, ſondern ganz ausnahmsartiger Stellung, die unbedingte Herrſchaft einer liebenswürdigen thätigen Frau, die Alles um ſich her belebt und entzündet: Dieß Alles in einer üppigen Hauptſtadt, dem Mittelpuncte vieler Staaten und Völker, wo die höchſte Ueppigkeit, das behaglichſte Wohlleben mit ſtolzer Vornehmheit, aber auch mit lebensfriſcher Einfalt und Gutmüthigkeit vereint im Schwange gingen: man denke ſich dieſe beyden Elemente in täglicher Berührung, in unausgeſetzter Wechſelwirkung, und man wird es nicht zu viel finden, wenn wir behaupten, das Haus der Frau von Arnſtein habe die vielen Jahre hindurch wie eine Miſſionsanſtalt gewirkt und die Vorſteherinn habe das Verdienſt einer Vermittlung, die ohne ſie nicht zu Stande gekommen wäre und deren Folgen unberechenbar in den Strom des allgemeinen Lebens übergegangen ſind! Lange Zeit war das Haus der Frau von Arnſtein in Wien ſchlechthin das einzige ſeiner Art, und wenn ſpäter viele andere, jedoch ſicher kein gleiches entſtanden ſind, ſo iſt gerade das auch ein Verdienſt der ausgezeichneten Frau, durch welche dieſe Bahn erſt eröffnet und für Nachfolgende gangbar gemacht worden iſt. Die freye, geachtete, dem Zwange der Vorurtheile enthobene Stellung, deren

ſpäter und jetzt die moſaiſchen Glaubensgenoſſen in Wien ſich erfreuen, iſt ganz unläugbar erſt mit und durch das eindringend Wirken und Walten der Frau von Arnſtein gewonnen worden.

Um die Wirkungen eines ſolchen Lebens zu ſchildern das Tag für Tag und Jahr um Jahr in ununterbrochenem Leiſten und Erſcheinen beſteht, bedürfte es der Umſtändlichkeit von Memoiren und bis ins Kleinſte gehender Darſtellungen. Wir faſſen aber einen großen Theil des Lebens der Frau von Arnſtein bündig zuſammen, wenn wir ihre unbegrenzte Wohlthätigkeit rühmen, ihrer zärtlichen Liebe zu ihrer einzigen Tochter, die durch Schönheit, Geiſtesbildung und Lieblichkeit ganz einer ſolchen Mutter würdig heranwuchs, erwähnen, und wenn wir ihre für Oeſterreich leidenſchaftliche Vaterlandsliebe hervorheben, bey der gleichwohl auch die zärtlichſte Anhänglichkeit an Berlin und Preußen ſich geltend erhielt. Der Titel eines Landsmannes war ihr ſo heilig, und erwarb jede Freundlichkeit und Hülfe. Unermeßlich waren die Wohlthaten, welche ſie in die Nähe und Ferne ausſtrömte mit herzlichem Mitleid, aber auch mit kluger Einſicht und unverdroſſener Thätigkeit. Sie hat vielen Menſchen ein dauerndes Lebensglück bereitet, vielen den Weg des Reichthums aufgethan, manchen eine ſolche Summe geſchenkt, die für ein ſelbſtſtändiges Vermögen gelten konnte.

Während des Conſulats von Bonaparte machte ſie eine Reiſe nach Paris. Sie kehrte mit ſehr ungünſtigen Eindrücken aus Frankreich zurück. Die ſpäteren Kriege und feindlichen Ueberziehungen, welche Oeſterreich erlitt, erfüllten

ſie mit glühendem Haß gegen Napoleon und die Franzoſen; ſie ſprach dieſen Haß leidenſchaftlich ſelbſt in Gegenwart der Feinde aus, und man konnte ihr nicht gefälliger ſchmeicheln, als wenn man ähnliche Geſinnungen an den Tag legte.

Nach dem Kriege von 1809, deſſen Ausgang ihr wie ein perſönliches Leid auf dem Herzen laſtete, wandte ſie ihre thätigſte Mithülfe auf's Neue den Armen zu, deren Zahl durch den Krieg und ſeine Nachwehen ſehr vermehrt war. Eine Geſellſchaft adeliger Damen trat in Wien zuſammen, um Nothleidende zu unterſtützen, es waren die vornehmſten und angeſehenſten des Kaiſerſtaates, aber ſie glaubten ſich unvollſtändig und der beſten Einſicht und Thätigkeit beraubt, wenn ſie nicht Frau von Arnſtein als Mitglied zählten. Dieß war die größte Ehrenauszeichnung, welche der trefflichen Frau widerfahren konnte; jedes Vorurtheil ſank vor der Macht der echten Geſinnung und Thätigkeit. Sie war nicht nur die einzige ihres Glaubens unter dieſen Fürſtinnen und Gräfinnen erſten Ranges, ſondern auch die einzige Frau nicht ſo hohen Adels.

Mit ihrer Wohlthätigkeit ging ihre Gaſtfreyheit in ſchönſter Eintracht. In ganz ungewöhnlichen Maßen übte ſie dieſe herrliche Tugend. Ihr Haus in der Stadt, wie ihre beyden Landhäuſer waren zur Aufnahme zahlreicher Gäſte eingerichtet, ganze Familien wohnten dort, und genoſſen der wechſelvollen, ſtets angeregten Geſelligkeit, die ganze Welt wurde täglich aufgenommen und bewirthet.

Die Befreyungskriege in den Jahren 1813 und 1814 erfüllten ihr Herz mit Entzücken, an beyderley Vaterland,

dem angebornen und dem angelebten, an Preußen und Oeſterreich, konnte ſie daſſelbe Eine Gefühl erlaben. Sie gab unendliche Beyträge und andere Hülfsmittel für die Verwundeten und ſonſtige Kriegsbedürftige.

Der Wiener Congreß, der auf den Sturz Napoleons folgte, der Winter 1814 und 1815 war der Gipfel der Freude und des Ruhmes für Frau von Arnſtein, die reichſte Blüthenzeit ihres geſelligen Anſehens und Wirkens. Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzten in jüngern Verwandten und Freundinnen, die ſie ihrem Hauſe ſchon früher angeeignet hatte. Alle Perſonen höchſten Ranges und ausgezeichneter Bedeutung, Frauen und Herren, Fremde und Einheimiſche fanden ſich in ihren Sälen ein. Man konnte an demſelben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Canſalvi, den Fürſten von Hardenberg, die Grafen Kapodiſtria und Pozzo di Borgo, den Freyherrn von Humboldt, die Prinzen von Heſſen Homburg, die Grafen von Bernſtorf, von Münſter und von Neipperg und viele Andere ſolchen Anſehens, aus der gedrängten Menge Ausleſen. Beſonders hatten die Preußen insgeſammt hier die angenehmſte Stätte, wo ſie mit den Reizen der Fremde alle Behaglichkeit der Heimath genießen konnten. Sie wurden um ſo leichter dort eingeführt, als der nachherige preußiſche Generalconſul und geheime Legationsrath Bartholdy, der Neffe der Frau von Arnſtein, in der Zahl der mit dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg nach Wien gekommenen Staatsbeamten war.

Nach dem zweyten Sturze Napoleons entſchloß ſich Frau von Arnſtein zu einer Reiſe nach dem Rhein und

darauf nach Italien. Sie kehrte kränkelnd zurück, und leider allzubald hatten die Ihrigen den Verluſt der herrlichen Frau zu betrauern, die in ihrer Art wohl immer einzig bleiben wird, inſofern die Umſtände ſchwerlich einer ſolchen Perſönlichkeit, auch wenn ſie je wiederkehrte, in demſelben Maß entſprechen können. Ihre Lebenswirkung wird bleiben, auch wenn der Nahme ſo leicht zu vergeſſen wäre; aber auch dieſer iſt Tauſenden zu dankbarer Erinnerung eingeſchrieben! Ihrer hülfreichen Geſinnung und Thätigkeit, ſo wie dem geſelligen Glanze, den ſie verbreitete, begegnet man noch immer in dem Walten einer edeln Tochter, die im Leben ihr größter Stolz war. Auch von zweyen ihrer geliebten Schweſtern, deren die eine längere Zeit ihre Hausgenoſſin war, die andere, gleich ihr in Wien verheirathet, einem nicht minder großen Lebenskreiſe mit Geſchmack und Einſicht vorſtand, wurde ſie ebenfalls in den Tugenden, welche ſie ausübte, treulich unterſtützt und beſtärkt.

Digitized by Google

Beck, Carl (der Dichter).

Dieſer talentbegabte Muſenſohn iſt 1817 zu Baja im Bacſer-Comitate Ungarns geboren. Sein Vater, ein Handelsmann, überſiedelte nach Peſth. Daſelbſt bezog Carl das Gymnaſium, und ſuchte zugleich ſich in der deutſchen Sprache zu vervollkommnen, denn noch in ſeinem neunten Jahre war ihm nur die ungariſche bekannt. Er begab ſich dann nach Wien, ſich dem Studium der Arzneywiſſenſchaft zu widmen; doch wendete er ſich bald davon ab, Willens, wie ſein Vater, Kaufmann zu werden. Ein halbes Jahr mochte er ſich auf einem Comtoir beſchäftigt befunden haben, als er dieſe Laufbahn mit Einem Mahle aufgab, nach Leipzig zog, und ſich bey der dortigen philoſophiſchen Facultät einſchreiben ließ. Von jetzt an folgte er ſeinem unwiderſtehlichen Hang zur Dichtkunſt, und daß er dazu echten Beruf beſaß, davon zeugen alle ſeine poetiſchen Leiſtungen mehr oder weniger. In die Oeffentlichkeit der Literatur wurde er von Dr. G. Kühne, Redacteur der Zeitung für die elegante Welt, eingeführt. Bald erſchienen auch in andern periodiſchen Schriften Arbeiten von Carl Beck, nach der Hand geſammelt, als: „Nächte, gepanzerte Lieder, Leipzig 1838.“ Ueber dieſe äußerte ſich Gutzkow im Jahrbuche der Literatur 1839, wie folgt: „Das kräftigſte und hoffnungsvollſte Talent unter den Jüngern iſt Carl Beck,

der alle Mittel beſitzt, ein deutſcher Byron zu werden. Er iſt, wie junger Rebenmoſt, eben in der Klärung begriffen; aber die Anzeichen ſind gut; es wird ein edles, preishaltiges Gewächs werden.“ **1838**, Leipzig, erſchien dann: „Der fahrende Poet, mit 4 Geſängen“ (Ungarn, Wien, Weimar, die Wartburg); **1839**, ebendaſelbſt traten auf: „Stille Lieder;“ **1841**, ebenda verließ die Preſſe: „Saul,“ ein Trauerſpiel, welches das Jahr zuvor in Peſth aufgeführt worden. **1842** erſchien zu Leipzig: „Janko, der ungariſche Roßhirt,“ ein Drama in Verſen; **1844** folgten ſeine Poeſien unter dem Titel: „Geſammelte Gedichte,“ Berlin. Seine: „Lieder vom armen Manne“ erlebten **1847** (Leipzig) die dritte Auflage. — Eine neue Stimme läßt ſich über Carl Becks Dichterberu folgender Maßen vernehmen: „Beck beſitzt ein bedeutendes Talent zur Behandlung der Sprache, zur Geſtaltung des Ausdrucks und zur Verſification; ein großer Schatz von Gedanken und Bildern ſteht ſeiner glühenden Phantaſie zu Gebothe; eine gewiſſe Kühnheit und ein ſchimmernder Glanz zeichnen ſeine Poeſie aus. Dieſe Eigenſchaften werden gute Früchte tragen, und Beck wird wahre poetiſche Kunſtwerke liefern, wenn er lernt, die unbändigen Sprünge und Extravaganzen zu zügeln, die bizarren und oft abſurden Metaphern einem vernünftigen Maß zu unterwerfen, und die Bilder mit mehr Tact und Beſonnenheit zu wählen.“ — Ein Bruder Carl Becks (Villy) beſchäftigt ſich mit der Kupferſtichkunſt und Lithographie in Peſth.

P.

Beer, Michael.

Dieſes uns leider ſo früh entriſſene Dichtertalent war der Bruder des Tondichters Meyerbeer und des Aſtronomen Wilh. Beer. Der Vater, Jacob Herz Beer, ein angeſehener Banquier zu Berlin und geliebt und geſchätzt als Mann der Wohlthätigkeit, erkannte die Anlage und Neigung dieſes ſeines jüngſten Sohnes, der ihm den 19. Auguſt 1800 war geboren worden. Im Werderſchen Gymnaſium zu Berlin begann Michael ſeine Studien; hierauf lernte er unter des gediegenen Philologen Zumpt den Geiſt der alten Griechen und Römer kennen. Am Lebendigſten aber zogen ihn die dramatiſchen Claſſiker an, eine Richtung, welche in der Kunſtſphäre des väterlichen Hauſes, in welchem Elemente wie Iffland und Bethmann walteten, die edelſte Nahrung gewann.

Des Jünglings productiver Geiſt entwickelte ſich raſch. Noch kaum 18 Jahre alt, hatte er ſein Trauerſpiel: Klytemneſtra, geſchrieben. Durch Beyfall gekrönt, ließ der beſonnene junge Mann ſich gleichwohl nicht verlocken, ſich jetzt ſchon ausſchließlich dichteriſcher Thätigkeit zu weihen. Die Aufgabe ernſterer Kenntniſſe und Bildung für Beruf und Welt ſchwebte ihm klar vor; und ſomit wendete er ſich auf der Berliner Hochſchule der Philologie und Geſchichte zu, wohnte naturwiſſenſchaftlichen Vorleſungen und denen des Philoſophen Hegel bey. Seine äußern Verhältniſſe geſtatteten ihm Unabhängigkeit; deßhalb ver-

zichtete er auch auf die ſich ihm öffnende Laufbahn einer Staatsbedienſtung, und entſchied ſich für immer, dem Himmelsfunken Poeſie anzugehören.

1821 zog er nach Neapel, nachdem er ſchon vier Jahre zuvor Italien bereiſet hatte, Zeuge der glänzenden Triumphe ſeines Bruders Giacomo. Das fünfaktige Trauerſpiel: die Braut von Aragonien, vollendete er in Neapel. Es wurde aufgeführt, ohne jedoch beſonders Aufſehen zu erregen. Um ſo rauſchendere Anerkennung erntete ſein: Paria, Tragödie in 1 Akte, welche er wieder im Vaterlande ſchuf. Hohe Wahrheit der Gefühle, der Ideen, Vollendung der Sprache und nationale Beziehung verſchafften dieſem Drama, welches den 22. December 1823 zum erſten Mahle gegeben wurde, entſchiedenen Beyfall. Späterhin wurde der Paria von Marino ins Franzöſiſche überſetzt (Straßburg 1834).

1824 befand ſich Beer in Paris. Volle Würdigung ward ihm auch in dieſer Weltſtadt zu Theile, und mit Notabilitäten wie Delavigne, Hugo, Beranger, Janin wurde er nun näher befreundet. Doch bewahrte er überall die Selbſtſtändigkeit ſeines echt deutſchen Sinnes, ſowohl im Leben als in ſeinen äſthetiſchen Anſichten. Die Nachricht des am 27. October 1825 eingetretenen Todes ſeines Vaters rief ihn in die Heimath zurück. Als er im Frühling des nächſten Jahres ſeine Mutter in die Bäder von Genua und Livorno begleitete, und bey dieſem Anlaß München berührte, entſpann ſich der Freundſchaftsbund mit Ed. v. Schenk. Auf der Rückkehr über Wien machte Beer die nähere Bekanntſchaft Grillparzers.

Im Frühjahre 1827 lebte er theils in Bonn, theils in Düſſeldorf, im befreundeten Umgang dort mit A. W. Schlegel, Nees von Eſenbeck ꝛc. hier mit Schadow und Immermann. Mit Letzterem ſchlang ſich ein feſtes Band, fort und fort durch Correſpondenz unterhalten bis zu Beers Tode.

Das fünfaktige Trauerſpiel Struenſee, an dem er ſeit geraumer Zeit gearbeitet hatte, war nun vollendet. Im Spätherbſte 1827 begab ſich der Dichter wieder nach München, und hier wurde es den 22. März 1828 auf dem k. Theater dargeſtellt. Daß ſich der Aufführung mancherlei Hinderniſſe entgegen geſtemmt hatten, läßt ſich begreifen; allein König Ludwig, über dergleichen Bedenklichkeiten und ſubtile Rückſichten erhaben, löste die Feſſeln und nahm ſogar die Dedication des Stückes an, als es 1829 in Stuttgart gedruckt wurde. Ueber das Weſen dieſes Dramas, und in wie ferne der Dichter ſich nun einen ehrenwerthen und bleibenden Rang in der dramatiſchen Poeſie errungen: darüber ſpricht ſich Heine im Morgenblatt vom 11. April folgender Maßen aus: „Den 27. März wurde im hieſigen Nationaltheater aufgeführt: „Struenſee“ Tr. in fünf Aufzügen von Michel Beer. Sollen wir über dieſes Stück ein beurtheilendes Wort ausſprechen, ſo muß es uns erlaubt ſein, zuvor auf Beer's frühere dramatiſche Erzeugniſſe einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfaſſer im Zuſammenhange mit ſich ſelbſt betrachten und dann die Stelle, die er in der dramatiſchen Literatur einnimmt, beſonders bezeichnen, gewinnen wir einen feſten Maßſtab, womit Lob und Tadel zu

ermeſſen iſt und ſeine relative Bedeutung erhält. Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfaſſers, war Klytemneſtra; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserleſenen, die Grillparzers „Sappho“ als das höchſte Muſter dieſer griechiſchen Gattung anſtaunen; ihre Tadler gehörten theils zu ſolchen, die nur tadeln wollen, theils zu ſolchen, die wirklich Recht hatten. Es iſt nicht zu läugnen, in den Geſtalten dieſer Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben und ihre Reden waren ebenfalls nichts als Schein. Da war kein echtes Gefühl, ſondern nur ein herkömmlich theatraliſches Aufblühen; kein begeiſtertes Wort, ſondern nur ſtelzenhafte Comödienhofſprache und bis auf einige echte Veilchen Alles nur ausgeſchnitzeltes Papierblumenwerk. Das einzige, was ſich nicht verkennen ließ, war ein dramatiſches Talent, das ſich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Manier und bedauernswürdiger Mißdeutung. — Daß der Verfaſſer dergleichen ſelbſt ahnte, bewies ſein zweites Trauerſpiel: „Die Bräute von Aragonien.“ Hie und da glänzt darin ſchon eine echte Flamme, echte Leidenſchaft bricht hie und da hervor, etwas Poeſie ließ ſich nicht abweiſen, aber, obgleich ſchon die papierenen Putzmacherblumen beſeitigt ſind, und echte organiſche Blumen zum Vorſchein kommen, ſo verrathen dieſe doch immer noch ihren Boden, nähmlich: das Theater; man ſieht es ihnen an, daß ſie an keinem freyen Sonnenlicht, ſondern nur an fahlen Orcheſterlampen, gereift ſind, und Farbe und Duft ſind zweifelhaft. Dramatiſches Talent läßt ſich aber hier viel weniger verkennen. Wie erfreulich war daher das weitere Fortſchreiten des Verfaſſers. War es das Begreifen des

eigenen Irrthums, oder war es unbewußter Naturtrieb oder war es gar eine äußere überwältigende Macht, was den Verfaſſer plötzlich in die breite und richtigſte Bahn verſetzte? Sein „Paria“ erſchien. Dieſer Geſtalt hatte kein Theaterſouffleur ſeinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieſer Seele war kein gewöhnliches Colophoniumfeuer und keine auswendig gelernten Schmerzen zuckten durch dieſe Gluth. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten. — Herr Beer wird lächeln, wenn er liest, daß wir der Wahl des Stoffes der Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die ſie beim Publicum gefunden, zuſchreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugeſtehen, daß er in dieſem Stücke wahre unbezweifelte Poeſie hervortreten ließ, ja, daß wir eben durch dieſes Ereigniß beſtimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzuſprechen, und ihn nicht mehr zu jenen homöopathiſchen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntauſendtheil Poeſie in ihre Waſſertragödien ſchütten, aber wir müſſen doch den Stoff des Paria als die Haupturſache des Gelingens bezeichnen. Iſt es doch nie die Poeſie an und für ſich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verſchafft. Ludwig Robert gab uns in der „Macht der Verhältniſſe“ ein wahrhaft bürgerliches Trauerſpiel zum Beſten, als er mit kundiger Hand die proſaiſchen kalten Umſchläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menſchheit plötzlich abriß . . . Frankreich und Deutſchland fanden ſogar dasſelbe Gewand für denſelben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns beide einen Paria. Wir wollen nicht unterſuchen, welcher von den beiden Dich-

tern den beſten Lorbeer verdiente; genug, wir wiſſen, daß beider Lorbeer von den edelſten Thränen benetzt werden. — Nur ſei es uns erlaubt anzudeuten, daß die Sprache im Beer'ſchen Paria, obgleich getränkt in Poeſie, doch immer noch etwas theatermäßiges an ſich trägt, und hie und da merken läßt, daß der Paria mehr unter berliniſchen Couliſſenbäumen als unter indiſchen Banianen aufgewachſen, und in directer Linie mit der guten Klytemneſtra und den beſſern Bräuten von Aragonien verwandt iſt. — Wir haben dieſe Anſicht über M. Beers frühere Dichtungen voranſchicken müſſen, um uns deſto kürzer und faßlicher über ſein neueſtes Trauerſpiel, Struenſee, auszuſprechen zu können. Zuvörderſt bekennen wir, daß der Tadel, womit wir noch eben den Paria nicht verſchonen konnten, nimmermehr den Struenſee treffen wird, deſſen Sprache rein und klar dahinfließt, und es uns als ein Muſter guter Diction gelten kann. Hier müſſen wir die Segel des Lebens mit vollem Athem anſchwellen, hier erſcheint uns M. Beer am meiſten hervorragend aus dem Troße jener ſogenannten Theaterdichter, jener Schwulſtlinge, deren bildreiche Jamben ſich wie Blumenkränze oder Bandwürmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüſte, die wir deutſches Theater nennen, wieder eine reine friſche Labquelle hervorſpringen zu ſehen. . . Unſer Volksſchauſpiel, über deſſen Verfall ſo trübſelig geklagt wird, müßte ganz untergehen, ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter iſt als die Preßfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatiſche Kunſt geblüht hat, z. B.

in Athen zur Zeit des Ariſtophanes, in England während der Regierung der Königinn Eliſabeth, die es erlaubt hatte, ſogar die Gräuelgeſchichte ihrer eigenen Familie, ſelbſt die Schreckniſſe ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzuſtellen. Das Hauptthema des Struenſee iſt der Kampf der Demokratie mit der Ariſtokratie. Daß dieſes Thema mit dem des Paria verwandt iſt, ſoll nicht geläugnet werden. Es mußte naturgemäß aus demſelben hervorgehen, und wir rühmen um ſo mehr die innere Entwicklung des Dichters und ſein feines Gefühl, das ihn immer auf das Prinzip der Hauptſtreitfragen unſerer Zeit hindeutet. Im Paria ſahen wir den Unterdrückten zu Tode geſtampft, unter dem eiſernen Fußtritte des übermüthigen Drängers, und die Stimme, die ſeelenzerreißend zu unſern Herzen drang, war der Nothſchrei der beleidigten Menſchheit. Im Struenſee hingegen ſehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit ſeinen Unterdrückern, dieſe ſind ſogar im Erliegen, und was wir hören, iſt würdiger Proteſt, womit die menſchliche Geſellſchaft ihre alten Rechte vindicirt und die bürgerliche Gleichſtellung aller ihrer Mitglieder verlangt."

Großen Eindruck machte Struenſee auch in Frankreich. In der Revue encyclopédique liefert der als Diplomat wie als Schriftſteller gleich achtenswerthe Graf Saint-Aulaire einige Scenen überſetzt. Von Ferguſon erſchien eine vollſtändige Uebertragung. Paſſagen und critiſche Beſprechungen gaben in England die Litterary gazette und das Edinburg literary Journal.

Nachdem unſer Dichter ſtets rege und ſchaffend einen andern geſchichtlichen Stoff, zu deſſen Bearbeitung er ſchon Manches vorbereitet, nämlich Kaiſer Albrecht, wohl aus recht guten Gründen wieder beſeitigt hatte, trat er mit der 5aktigen Tragödie: Hand und Schwert, auf, welche zwar dargeſtellt, aber nicht wieder gegeben wurde, da ſie in der That in jeglichem Anbetrachte, eine mißlungene Leiſtung zu nennen iſt. Eines Geiſtes, wie der unſers Dichters nicht ganz unwürdig ſind auch ſeine zwey Luſtſpiele: Nenner und Zähler, und: der neue Toggenburg.

Gegen Ablauf des Jahres 1832 befand ſich Beer wieder in München. Mazarin, ein geſchichtliches Drama, und ein Luſtſpiel: Die Amazone, hatte er entworfen. Auch beſchäftigte er ſich mit der Umarbeitung einiger Scenen des Struenſee, und widmete ſich der Erlernung der neugriechiſchen Sprache, da er in Folge einer ſchmeichelhaften Einladung des Königs Otto vorhatte, eine Reiſe nach Hellas zu unternehmen. Doch mitten in dieſer friſchen Regſamkeit, in dem blühendſten Alter von 33 Jahren raffte ihn am 22. März 1833 ein eben graſſirendes Nervenfieber dahin. Er ruht auf dem jüdiſchen Friedhofe zu München.

Sein Freund Schenk hat ſeine ſämmtlichen Werke, Leipzig 1835 und ſeinen Briefwechſel ebenda 1837 herausgegeben.

Von ſeinem humanen Vater hatte Mich. Beer auch den Sinn für Milde, die Neigung zu wohlthätigen Handlungen überkommen. Des leidenden Nächſten erbarmte er ſich ſtets und oft reichlich und großmüthig, inſonderheit, wenn es galt, Individuen zu unterſtützen, die einem

edlern Ziele nachſtrebten. Sein Teſtament gibt davon Beweiſe. Zu milden Stiftungen ſind in ſelbem anſehnliche Summen beſtimmt. Ein jährlicher Betrag von 500 Thalern iſt jungen Malern und Bildhauern gewidmet, um ſie in den Stand zu ſetzen, eine Kunſtreiſe nach Italien zu unternehmen. P.

Beer, Peter.

Dieſer wackere Schulmann und ſtrebſame Schriftſteller war den 19. Februar 1764 zu Neubidſchow in Böhmen geboren. Schon in früher Jugend ward er zum Studium des Talmud angehalten; allein es lag nicht in ſeiner Geiſtesrichtung, ſich damit zu befreunden, und es zog ihn mehr zu einem practiſcheren Wirkungskreis hin, nämlich zum Erziehungs- und Schulfache. Er bereitete ſich unter Anderm auch kurze Zeit in Prag zu dieſer Beſtimmung vor, und nachdem er ſich, den entſchiedenen Beruf in ſich tragend, die hauptſächlichſten Kenntniſſe erworben hatte, erhielt er 1784 eine Anſtellung als einfacher Lehrer bei der israelitiſch-deutſchen Normalſchule zu Mattersdorf in Ungarn. Nach Verlauf eines Jahres wurde er in derſelben Cathegorie nach Neubidſchow verſetzt. In dieſer von allen Seiten beſchränkten äußern Lage, ohne entſprechende literariſche Hilfsmittel, ohne günſtige Anhaltspuncte, in dürftigen Verhältniſſen, in All und Jedem auf den Fond in ſeinem

eigenen Ich angewieſen, rang und kämpfte, ſtrebte und wirkte der von einer höhern Idee beſeelte Mann ein Vierteljahrhundert hindurch mit kräftigem Sinn und eiſerner Beharrlichkeit, von einem edlen Selbſtbewußtſeyn erhoben, für die Bildungsentwicklung ſeiner Glaubensgenoſſen. Es ward ihm die ſchöne Beruhigung, zu ſehen, daß ſein Eifer und ſeine Anſtrengungen nicht fruchtlos geblieben, und ergiebiger konnte dieß Statt finden, als ihm 1811 die Lehrſtelle der Moral, Geographie und Geſchichte an der iſraelitiſch-deutſchen Hauptſchule in Prag zu Theil wurde. 1812 ward ihm proviſoriſch der Unterricht in der Moral an die iſraelitiſchen Studirenden der 3 Prager-Gymnaſien übertragen. In all dieſen Sphären hatte ſich Beer auf das Muſterhafteſte bewährt, ſtets weit mehr geleiſtet als die trockene Pflicht erheiſcht, überall mit ſelbſtthätigem Geiſte eingegriffen und gewirkt. Seine vielen Verdienſte waren zu augenfällig, als daß ſie hätten ungewürdigt bleiben ſollen, und ſo wurde er denn 1834 mit der mittleren goldenen Ehrenmedaille belohnt, erhielt auch zugleich eine Perſonalzulage. Unermüdlich war dieſer ehrenwerthe Mann auch als Schriftſteller thätig, ſelbſt im Greiſenalter. Er ſtarb den 8. Nov. 1838. — Im Drucke ſind von ihm erſchienen: Tholedoth Iſrael; bibl. Geſchichte, hebräiſch, mit deutſcher Ueberſetzung und moral. Anmerkungen. 6 Auflagen; die 5. Prag 1796, die 6. Wien 1815. — Kelch des Heils, Prag 1802. — Geſchichte der Juden, Wien 1808. — Das Judenthum, 2 Bändchen, Prag 1810. — Die Macht der Religion, ebenda 1814. — Die moſaiſchen Schriften, eb. 1815.

Gebethbuch für gebildete Frauenzimmer moſaiſcher Religion, eb. 1815. 3 Aufl. Wien 1845. — Gebethe für Israeliten. Aurich 1818 (in Gemeinſchaft mit Ballin). — Handbuch der moſaiſchen Religion. 3 Abtheilungen, eb. 1821. — Geſchichte, Lehren und Meinungen aller Secten der Juden, 2 Bde., Brünn 1822—23. — Ueber Verſinnlichung und Ceremonien in der rein moſaiſchen Religion, Prag 1826. — Handwörterbuch der deutſchen Sprache, 2 Bände, Wien 1827. — Leben und Wirken des Rabbi Moſes ben Maimon, Prag 1834. Der Plan war die Herausgabe einer deutſchen Ueberſetzung von des großen Maimonides unſterblichem Werke: **More nebuchim**, wovon ein Probebogen mitfolgte. Beer hat auch viele Gelegenheitsſchriften, Reden ꝛc. verfaßt, und zahlreiche Recenſionen und anderweitige Artikel in die Wiener Annalen der Literatur geliefert. D. P.

Beer, Wilhelm.

Jüngerer Bruder des berühmten Tonſetzers Meyerbeer, und älterer Bruder des bereits (1833) dahingeſchiedenen gefeyerten Dichters Michael Beer, iſt der angeſehene Aſtronom und Banquier Wilhelm Beer, geboren zu Berlin den 4. Februar 1797. Er ſtudirte auf dem Joachimthaliſchen Gymnaſium. 1813 folgte er dem Rufe des Vaterlandes und zog als Freiwilliger in den Kampf gegen Frankreich. Bis zum Dragonerlieutenant vorgerückt, unternahm er, als Paris ſich bereits in den Händen der Alliirten befand, eine Reiſe nach England. Bald darauf legte er auf den ausdrücklichen Wunſch ſeines Vaters die militäriſche Charge nieder, um ſich an die Spitze der Fabriks- und Handelsgeſchäfte desſelben zu ſtellen. In dieſer Sphäre wirkte er mit dem glänzendſten Erfolge, ſo daß die Anzahl der Fabriken ſich vergrößerte, und das Beer'ſche Banquierhaus zu einem der mächtigſten und einflußreichſten ſich hob.

Wilhelm Beer hatte eine ſorgfältige Erziehung genoſſen. Dieß, ſein Talent und Geſchmack für edlere Bildung, ſeine Neigung zu wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, und ſein Umgang mit Gelehrten und Künſtlern im väterlichen Hauſe, waren die Grundlage ſeiner nachmaligen ausgezeichneten geiſtigen und intellectuellen Stellung. Die wenige Zeit, welche er von ſeinen Berufsarbeiten erübrigen konnte, pflegte er dem Studium der Mathematik und der

Sternkunde zu widmen. Auf einer Villa im Thiergarten bei Berlin erbaute er ſich ein aſtronomiſches Obſervatorium. Der Gegenſtand ſeiner hauptſächlichen Forſchungen war der Mond. In Verbindung mit Mädler gelang es ihm unter Anderm, die früheren Beobachtungen und Aufſtellungen eines Galiläi, Schröter, Gruithuiſen ꝛc. zu ergänzen oder zu berichtigen, und eine **Mapa selenographica** (Berlin 1384—36) zu bearbeiten. Dieſe erntete die Anerkennung der Gelehrten-Akademien. Von der franzöſiſchen wurde ſie mit dem Lalandeſchen Preiſe gekrönt, vom Könige von Dänemark mit dem Danebrogorden belohnt. 1837 erſchien von Beer und Mädler das verdienſtvolle Werk: Der Mond nach ſeinen cosmiſchen und individuellen Verhältniſſen, 2 Bde. 1830 hatten ſie ans Licht treten laſſen: Phyſiſche Beobachtungen des Mars in der Erdnähe; und 1841: Beyträge zur phyſiſchen Kenntniß der himmliſchen Körper im Sonnenſyſteme (Weimar). Dem Vernehmen nach kann die gelehrte Welt einer neuen Frucht der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit Wilhelms von Beer entgegen ſehen. Vom König von Preußen iſt er zum Commerzienrath ernannt. D. P.

Bendavid, Lazarus.

Auch dieſer Sohn Abrahams bildete ſich aus ſich ſelber heraus; auch er pflegte den Keim des Talentes autodidactiſch zu ſchöner Frucht, ohne äußere Mittel, ſich auf ſein eigenes inneres Ich angewieſen ſehend; und ſo geſchah es, daß er ſich zum ausgezeichneten Mathematiker und notabeln Philoſophen entwickelte und conſolidirte. Erſteres war in ſolchem Grade der Fall, daß der berühmte Käſtner in Göttingen, unter welchem Bendavid die Meßkunſt ſtudirte., ihm das Zeugniß gab, er könne jede Lehrkanzel der Mathematik beſteigen, ausgenommen die ſeines Profeſſors zu Göttingen ſelbſt; und dieß ſcheinbare Epigramm war der erſte Ausſpruch der Anerkennung. Bendavids Cathegorie als Philoſoph betreffend, ſo iſt es nicht unintereſſant, daß auch er, wie ſein ehemaliger Glaubensverwandter Spinoza ſich mit Gläſerſchleifen beſchäftigte, und ebenfalls argen Verfolgungen preisgegeben war.

Lazarus Bendavid war den **14.** October **1762** zu Berlin geboren. Unterricht konnte er faſt gar keinen erhalten; deſſen ungeachtet erwarb er ſich durch Anſtrengung und Ausdauer ſo viele Kenntniſſe, um geeignet zu ſeyn, die Univerſität zu Göttingen zu beziehen. Auf dieſer Bahn gelangte er durch Talent und Fleiß zu außerordentlichen Reſultaten, dergeſtalt, daß er ſich, nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt, erlauben konnte, öffentliche Vorleſungen über

die Kantſche Philoſophie zu halten. Dieſe war ihm nun das Höchſte geworden, und zwar mit ſolchem Enthuſiasmus, daß er in manche Colliſionen gerieth. Er kam nun auf den Gedanken, ſich nach Wien zu begeben, um daſelbſt öffentliche Vorleſungen über critiſche Philoſophie und über Aeſthetik zu halten; und wirklich führte er dieſe Idee aus. Dieſe Vorleſungen fanden Anfangs auf der Univerſität Statt, nachher aber, als ſie ihm eingeſtellt wurden, privatim im Hotel des Grafen v. Harrach. Unſer Philoſoph hatte bei ſeinen Vorträgen und Beſtrebungen mit vielen Hemmniſſen und Anfeindungen zu kämpfen, und entſchloß ſich endlich nach 4 Jahren, wieder in die Heimath zurückzukehren. In ſeiner Vaterſtadt ſetzte er ſeine Vorträge fort, und war als Schriftſteller ſehr thätig. Während der franzöſiſchen Occupation Deutſchlands redigirte er die Haude-Spenerſche Zeitung mit Tact. Er ward Director der jüdiſchen Freyſchule und verwendete ſich mit Energie und Aufopferung für die Hebung dieſer Anſtalt. Bis zum letzten Hauche den Principien Kants anhängend, ſtarb Bendavid den 28. März 1832. — Seine im Druck erſchienenen Schriften ſind: Aufſätze verſchiedenen Inhalts, Berlin 1800; Beiträge zur Critik des Geſchmacks, Wien 1797; Zur Berechnung und Geſchichte des jüdiſchen Kalenders, Berlin 1817; Etwas zur Charakteriſtik der Juden, Leipz. (Wien) 1793; Ueber Parallellinien, Berlin 1786; Rede über den Zweck der critiſchen Philoſophie, Wien 1796; Ueber die Religion der Ebräer vor Moſes, eb. 1812; Selbſtbiographie, ebenda 1804; Verſuch einer Geſchmackslehre, eb.

1799; Verſuch einer logiſchen Auseinanderſetzung des mathematiſchen Unendlichen, eb. 1789; 2. Aufl. eb. 1796; Verſuch einer Rechtslehre, eb. 1802; Verſuch über das Vergnügen, 2 Thle. Wien 1794; Vorleſungen über die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft, ebenda 1798; Vorleſungen über die Critik der Urtheilskraft, eb. 1796; Vorleſungen über die Critik der practiſchen Vernunft, eb. 1796; Vorleſungen über die Critik der reinen Vernunft, eb. 1796; 2. Aufl. Berl. 1802; Ueber den Urſprung unſerer Erkenntniß, eb. 1802. Letztere Arbeit iſt eine gekrönte Preisſchrift. D. P.

Bendemann, Eduard.

Berühmter Mahler der Düſſeldorfer Schule, Sohn eines Banquiers in Berlin, daſelbſt geboren den 3. December 1811, zeigte früh Talent und Neigung zu ſeiner Kunſt. Unter der Leitung des großen Meiſters Wilh. Schadow entwickelte er ſich raſch; und errang ſich in kurzer Zeit einen ausgezeichneten Ruf, beſonders durch ein größeres Bild: Boas und Ruth. Die „trauernden Juden;“ aber ein großes Gemälde, das er zur Berliner Kunſtausſtellung 1832 lieferte, erweckte Begeiſterung und befeſtigte ſeinen Ruhm. Dieß Meiſterſtück iſt jetzt eine der herrlichſten Zierden des ſtädtiſchen Muſeums zu Cöln. Fort und fort ſchuf er edle Werke, worunter beſonders Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem, jetzt ein Eigenthum

des Königs von Preußen, zu erwähnen, und widmete ſich auch mit Erfolg der Frescomahlerei. Zerwürfniſſe mit den Düſſeldorfer Künſtlern verleideten ihm ſeinen bisherigen Aufenthalt, und beſtimmten ihn um ſo bereitwilliger, dem Rufe als Profeſſor der Kunſtakademie und Mitglied des akademiſchen Rathes in Dresden zu folgen. Bald erhielt er Beſchäftigung in der Frescomahlerei im königlichen Schloſſe, deren Stoff Scenen aus dem Leben Heinrich des Voglers ſind. D.

Bloch, Marcus Eleaſar.

Einer der verdienſtvollſten Naturforſcher. Von dürftigen Aeltern war er 1723 zu Anſpach geboren. Während bey den Juden die männliche Jugend ſchon ſehr zeitlich zu lernen und zu ſtudiren anfängt, hatte es ſich gefügt, daß Bloch erſt in einem Alter von 19 Jahren damit begann; ja er verſtand damahls ſogar noch nicht einmal deutſch, und geleſen hatte er bloß einige rabbiniſche Schriften. Allein, mit Talent und energiſchem Eifer begabt, gelang es ihm gleichwohl, bey einem Wundarzt ſeiner Nation in Hamburg als Hauslehrer unterzukommen. Bald hatte er die deutſche Sprache inne, ſo auch die lateiniſche, in welch letzterer ein böhmiſcher Catholik ſein Lehrer war. Die Gelegenheit, ſich bey dieſem Chirurgen einige anatomiſche Kenntniſſe eigen zu machen, benützte er mit außerordentlich glücklichem Erfolge. Sich wiſſenſchaftlich auszubilden,

und der Unterſtützung mehrerer Verwandter zu genießen, begab er ſich nach Berlin.

Es wird verſichert, daß es faſt unglaublich ſey, mit welchem Ernſt, mit welcher Unermüdlichkeit und mit welch ſchwunghaften Ergebniſſen der talentbegabte junge Mann dem Studium der Anatomie, der Naturgeſchichte und Arzneykunſt oblag. In dieſem Anbetrachte mag und muß er wohl Jahre in Monathen überſprungen haben, weil er nach kurzer Zeit, nähmlich zu Frankfurt an der Oder als Doctor der Medizin graduirt wurde. Als er nun nach Berlin zurückgekehrt war, zeichnete ihn der berühmte Naturforſcher Martini dadurch aus, daß er ſeine Aufnahme in die Geſellſchaft naturforſchender Freunde veranlaßte. Blochs Ruf war bald gegründet, befeſtigte und verbreitete ſich raſch, und zwar mit dem gedeihlichſten Einfluß auf ſeine Gücksumſtände, ſo, daß er alsbald daran denken konnte, einen längſt gehegten Plan zur Ausführung zu bringen.

Dieſer Plan beſtand in nichts Geringerem, als in der Bearbeitung und auf ſeine eigenen Koſten zu erfolgenden Herausgabe eines umfaſſenden, erſchöpfenden, naturgeſchichtlichen Werkes über die Fiſche, eines Werkes alſo, welches der Literatur damahls noch gebrach. Bloch hatte ſich ſtets mit vorherrſchender Neigung dem Studium der Waſſerthiere geweiht; doch nicht in der Studierſtube allein, ſondern er hatte ſich an die Orte des Fanges verfügt, die Natur der Fiſche in dem lebenden Zuſtande unterſucht, ſie phyſiologiſch und anatomiſch verfolgt, und auch Fang, Zucht und öconomiſche Behandlung auf das Ge-

naueſteſte erforſcht. Er hatte ein förmliches ichthyoli- giſches Muſeum angelegt und unaufhörlich bereichert, und ſich alle Hülfsmittel an Büchern, Abbildungen und Manuſcripten verſchafft, deren er nur immer habhaft werden konnte. Er ſcheute keine Koſten, und ſo war es ihm auch gelungen, das berühmte Manuſcript Plumiers über die americaniſchen Fiſche benützen zu können. So kam denn das ungeheure, wirklich ſtaunenswerthe Werk zu Stande. Die Koſten der Auflage jedoch waren ſo bedeutend, daß des Autors pecuniären Kräfte nicht hin- reichten; und da zeigte ſich bald, wie ſehr eine ſolche Leiſtung vom Publicum geehrt wurde, indem ſowohl hoch geſtellte Perſonen, Freunde der Wiſſenſchaft, des vater- ländiſchen Ruhmes und begüterte Perſonen überhaupt es ſich angelegen ſeyn ließen, die Fortſetzung des ſchon be- rühmt gewordenen Werkes zu unterſtützen. Bei den letzten 6 Bänden ſieht man unter den Abbildungen auch die Namen jener Freunde angebracht, auf deren Koſten ſie geſtochen worden. Die franzöſiſche Ueberſetzung des großen Werkes lieferte de Lavaux. Von hohem wiſſenſchaftlichen Werthe iſt auch Blochs Abhandlung über die Eingeweide- würmer.

Dieſer hochverdiente Naturforſcher, deſſen Name nie erlöſchen wird, ſtarb den 6. Auguſt 1799.

Folgendes iſt die Ueberſicht ſeiner im Druck er- ſchienenen Werke: Bemerkungen über den Pyrmonter-Au- genbrunnen, Berlin 1774. — Abhandlung von der Erzeu- gung der Eingeweidewürmer, Berl. 1782. — Deren fran- zöſiſche Ueberſetzung, Straßburg 1789. — Oeconomiſche

Naturgeſchichte der Fiſche, 12 Bde. Berl. 1781—85, in Quart; franzöſiſch 1781—87, in Folio. (Anfänglicher Ladenpreis 300 Rthlr.) — Die Fiſche Deutſchlands in 5 Bänden, in Octav, Berl. 1781—85. Das große franzöſiſche Werk ward neu ausgegeben, auch in 6 Bänden, in groß Octav; die Fiſche Preußens ſind im erſten Bande des größeren Werkes enthalten. Alsbald nach Blochs Tode gab J. Glo. Schneider in lateiniſcher Sprache Blochs ichthyologiſches Syſtem heraus, 1801.

G.

Chorin, Aaron.

Dieſer ruhmeswerthe, tugendreiche, im philoſophiſch-gemäßigten Geiſt reformirende Oberrabbiner war 1765 in einem mähriſchen Landſtädtchen geboren. Seine Eltern waren nicht bemittelt, weßhalb auch von dieſer Seite für die Entwicklung ſeiner edlen Geiſtesfähigkeit wenig geſchehen konnte. Zur Theologie beſtimmt, wurde er, obgleich noch mit ſehr geringen Vorkenntniſſen, nach Prag geſendet, um den höhern Studien obzuliegen. Er machte hierin ſo raſche und entſchiedene Fortſchritte, daß ihm ſchon in dem Alter von 22 Jahren ein Rabbinat zu Theil wurde. Nun erſt konnte er beginnen, ſich mit der deutſchen Sprache bekannter zu machen, und auch hier drang er binnen kurzer Zeit ſo glücklich durch, daß er ihrer nicht nur der Form, ſondern auch dem Genius nach Herr

ward, in einem Grade, der ihm die Befähigung verlieh, ſich auch in dieſer Sprache als Schriftſteller hervorzuthun.

Es lag in ſeinem Weſen, allenthalben auf humanere Cultur ſeiner Glaubensgenoſſen hinzuwirken, vor Allem aber auf Beſeitigung der vielen religioſen Mißbräuche und abergläubigen Gewohnheiten. Sehr erklärbar iſt es demnach, daß er von Seite der verkruſteten Finſterlinge und verholzten Gewohnheitsmenſchen auf zahlreiche und enge Hinderniſſe ſtieß. Als er 1804 mit ſeiner „Verſöhnungsſchrift" auftrat, (die ſonderbar genug erſt 1837 in deutſcher Ueberſetzung erſchien) gingen die Anfeindungen ſo weit, ihn für einen „abtrünnigen Unruhſtifter in Iſrael" zu erklären, der die Strafe verdiente, aus der Gemeinſchaft der Synagoge ausgeſtoßen zu werden. Dem auf ſolche Weiſe Verketzerten erübrigte nichts als gerichtliche Schritte zu machen. In Folge derſelben ging er als Sieger hervor, und erlangte wohl völlige Rechtfertigung und Anerkennung ſeines reinſten Willens und würdigſten Strebens; allein er ſah ſich zu verdoppelter Vorſicht aufgefordert, und dadurch in ſeinem Wirken beſchränkt. An Triumphen gebrach es ihm aber dabei nicht. Das Vertrauen zu ſeiner Einſicht, zu ſeinem Wiſſen, beſonders zu der Fülle ſeiner gediegenen Ideen war ſo begründet und ausgebreitet, daß in- und ausländiſche Judengemeinden ſich mit den wichtigſten Fragen an ihn wendeten, denen er auch mit Geiſt und Weisheit entſprach, zugleich aber auch zu Nutz und Frommen der Oeffentlichkeit, nämlich der Literatur, indem er in dieſen Fragen

und ſeiner Beantwortung ſich mannigfach angeregt fand, ſeine Anſichten, Kenntniſſe, Meinungen, Wünſche und Erwartungen dem Drucke zu übergeben. Früchte davon waren nachſtehende Schriften: Wahrheitseifer, Deſſau 1818 (Reinhaltung der Gebothe von ungebührlichen Zuſätzen; Verrichtung des Gebethes nach Befund auch in der Landesſprache); Ein Wort zu ſeiner Zeit, Wien 1820; Igereth Elaſſaph, Prag 1826 (Ueber Zulaſſung einer Reform des Judenthumes im Sinne des Talmud). Dieſe letztere Schrift brachte eine große Anzahl Rabbiner auf das Heftigſte gegen den Verfaſſer auf, und hatte zur Folge, daß ſie ſo weit gingen, ihn und alle ſeine Anhänger mit dem ſynagogiſchen Banne zu belegen. Ein eigenes anſprechendes Schriftchen Chorims iſt: Broches Hamoſen; Gebet nach dem Eſſen; Wien 1826. Zu wünſchen wäre, daß dieſes edlen Denkers und Umbildners literariſche Arbeiten geſammelt, und mit Erläuterungen, auch in deutſcher Ueberſetzung der hebräiſchen Texte herausgegeben würden.

Ein anerkennender Beurtheiler Aaron Chorins faßt das Weſen der Tendenz dieſes würdigen Lehrers in folgende Worte zuſammen: „Chorin war vor Allem bemüht, den Gottesdienſt ſeiner Gemeinde zu reinigen und durch Chor und Orgel auf eine würdevolle Weiſe zu regeln und zu verherrlichen; der Erziehung der iſraelitiſchen Jugend eine beſſere Richtung zu geben, und vor Allem Handwerker, Gewerbsleute und nützliche Staatsbürger heranzubilden, ein Streben, das, je anſtrengender ſein Kampf war, deſto inniger von den Beſſern aller Glaubensbenntniſſe Deutſchlands anerkannt worden iſt." —

Der Unvergeßliche ging im Auguſt 1844 zu den Vätern heim. Bei ſeiner Beerdigung wurden ſämmtliche Kirchenglocken der Stadt Arad geläutet; die chriſtliche Bevölkerung gab ihm auf dieſem letzten Gang gerührt das Geleite, und die P. P. Minoriten laſen Meſſe für ſein Seelenheil. Wahrlich ein ſchöner Sieg ächter Humanität, ganz im Geiſte des wahren Chriſtenthums.

Chorins lebensgroße Büſte, von Jac. Guttmann (ein geborner Arader) ausgeführt, wurde in der Wiener Kunſtausſtellung 1847 bewundert. Sie iſt Eigenthum der iſraelitiſchen Gemeinde zu Arad. F. G.

Feldmann, Leopold *).

Dieſer begabte Dichter, 1803 in München geboren, iſt der zweitälteſte Sohn unter ſechs Brüdern. Wir übergehen die erſte Kinderzeit bis zu ſeinem eilften Jahre, wobei nichts zu bemerken iſt, als daß unſer junger Leopold in einer Unterrichtsanſtalt, welche Knaben und Mädchen vereint beſuchten, ſchon ſeine Mitſchülerinnen beſang, wofür er, von ſeinem Lehrer einigemahle dabey ertappt, hart beſtraft wurde. Von ſeinen Aeltern oft befragt: „Was willſt Du werden?" gab er ſtets zur Antwort: „Ein armer Poet." Aber das Schickſal des poetiſchen Knaben hatte es vor-

*) Im Einverſtändniß auch mit der Redaktion der Sonntagsblätter.

erſt noch ganz anders beſchloſſen, und eine große Kluft war zu überſteigen, bis Leopold die gerade Bahn ſeines Ganges betreten konnte. Ein 1815 erſchienenes Reſcript unter König Maximilian I. forderte die iſraelitiſchen Familienväter auf, ihre Söhne dem Handel zu entziehen und ſie mehr dem Handwerkerſtande zuzuwenden. Leopolds Vater, den Pflichten eines guten Bürgers ſtets nachkommend, beſchloß daher, da der älteſte Sohn bereits dem Kaufmannsſtande einverleibt war, den damahls 12jährigen Leopold für ein Handwerk zu beſtimmen. Wenige Tage darauf ſaß auch der ſich gerne fügende Junge in einer Sattlerwerkſtätte, aus welcher er aber nach wenigen Wochen wieder heimgeſchickt wurde, da die Kräfte des jungen Sattlereibefliſſenen zu einem ſolch ſchweren Handwerke nicht ausreichten. Nun wurde der gute Leopold in eine Schuſterwerkſtätte geſchickt, welche er um ſo lieber betrat, als ihm immer das Schickſal Hanns Sachs vorſchwebte, der als dichtender Schuſter ebenfalls nicht unbekannt blieb. Leopold übte über ein Jahr die Kunſt, Pfrieme und Sohle zu handhaben, als ein durch ihn ſelbſt hervorgerufenes Ereigniß ihn wieder von dieſen Banden befreyte. Ein hübſches Mädchen brachte nähmlich ein paar aufgetrennte Schuhe, welche die Schöne eigenhändig unſerm Leopold zur Wiederherſtellung übergab. Leopold, begeiſtert von der Anmuth des Mädchens, klebte mit Schuſterpech ein mit Bleiſtift geſchriebenes Lobgedicht auf die Sohle eines dieſer verhängnißvollen Schuhe und übergab ſie des andern Tages ausgebeſſert der holden Eigenthümerin. Das Mädchen im Weggehen die Aufmerkſam-

keit des poetiſchen Schuſterlehrlings bemerkend, ging mit deren Beweiſe, beleidigt, von einem Schuſterjungen beſungen worden zu ſeyn, geraden Weges zum Meiſter und beklagte ſich über die Frechheit ſeines Lehrlings. Dieſes führte eine Kataſtrophe herbei. Der Meiſter trat in die Werkſtube, den kleinen Leopold mit groben Vorwürfen wegen Vertreibung ſeiner Kundſchaften überhäufend, und erhob endlich die Knieriemen, um den angehenden Hanns Sachs zu ſchlagen. Da erwachte Leopolds ganzer Stolz und ſein beſſeres Bewußtſein in ſolchem Grade, daß er den Schu ſterkneip gegen den Meiſter erhob, und ſchwur, ihm denſelben bei der erſten Berührung in den Leib zu rennen. Das Fortjagen Leopolds aus der Werkſtätte war das Ende dieſer tragikomiſchen Scene und Leopold war des Peches für immer entledigt.

In den folgenden zwey Monaten, während welcher mit einem auswärtigen Handelsherrn über Leopolds Aufnahme in deſſen Geſchäft als Lehrling unterhandelt wurde, da die Eltern ſahen, daß der Junge zum Handwerker doch verdorben ſey, beſuchte Leopold mit verdoppeltem Fleiße wieder die Schule und ſchrieb in ſeinen Mußeſtunden ein Schauſpiel: „Der' falſche Eid“ betitelt, und übergab es eigenhändig dem damaligen ſogenannten Lipperl-, jetzt Schweigertheater, zur Aufführung. Der Director, den 14jährigen Jungen betrachtend, ſagte in ſeiner Art zu ſprechen: „Geh, Buberl! Du kannſt noch kein Stück ſchreiben, nimms wieder mit, 's geht mir ja kein Menſch in die Komödie, wenn is gib.“ — „O ja,“ antwortete Leopold, „alle meine Schulkameraden gehen hinein, es

ſind über hundert.“ — „No,“ ſagte der alte Schweiger, „wenn das is, ſo geb'n wir's halt über acht Tag.“ — Und er hielt Wort. Die ganze Breterhütte war bei der Darſtellung mit Leopolds Schul- und andern Kameraden angefüllt, alle jubelten dem unſinnigen Schauſpiele ihren Beifall zu, welches zwar Talent verrieth, aber ein wahres Chaos von Alterthum und Geiſtergeſchichten, von Stadt-Ereigniſſen und Localwitzen war. Leopold konnte ſich ſeines damaligen Dichterrufes unter der Schuljugend nur wenige Wochen erfreuen, da er nach geſchloſſener Unterhandlung mit obenerwähntem Kaufmanne nach dem Städtchen Pappenheim zur Erlernung der Handlung geſchickt wurde.

Wir übergehen hier 3 Jahre, während welcher Leopold mit ſeinem Prinzipale auf Jahrmärkte und Meſſen herumziehen mußte und in Pappenheim ſelbſt manchen Kampf zu beſtehen hatte, da er alle Kleinſtädterinnen in ſatyriſchen Bildern vorführte, und deßhalb mit Behörden und Privatperſonen in manchen Conflict gerieth, aus welchen ihm jedoch meiſtens die Frauen, deren Gunſt ſich Leopold früh zu erwerben wußte, trotzdem, daß ſie ſelbſt in deſſen ſatyriſchen Bildern oft hart mitgenommen wurden, wieder heraushalfen.

Im Jahre 1820, als Leopold ſeine Handlungslehrjahre vollendet hatte, kam er, mit den beſten Empfehlungen verſehen, in eine, damals die erſte und großartigſte Bijouterie- und Galanteriewaarenhandlung ſeiner Vaterſtadt München. Hier hatte es Leopold größtentheils mit der faſhionablen Welt zu thun, und er ward in Kurzem

der Liebling derer, die im Geſchäfte ſich ihm genähert hatten. Feldmann begann nun bald, ſeine Stelle als Commis fortwährend behauptend, ſeine erſten journaliſtiſchen Verſuche in Münchner und auswärtigen Zeitſchriften kund zu geben. Das Publicum wurde auf die Chiffre L. F. allmählig aufmerkſam, und man ſuchte mit Vergnügen nach den mit den Buchſtaben gezeichneten Artikeln. Beſonderes Aufſehen erregten die „Spaziergänge in und um München," welche 1829 in Coremann's „Die Freyprozeſſe" in Nürnberg erſchienen und worinnen der jugendliche Verfaſſer die Geißel der Satyre mit vielem Humor ſchwang.

Zu Ende des Jahres 1829 trat für Feldmann eine neuere Epoche ein, die ihm den Weg zu ſeiner künftigen rühmlichen Bahn erſchloß. Saphir kam nach München, er erkannte ſchnell in einigen Aufſätzen, die ihm der 26jährige Handlungsdiener ſchüchtern überreichte, deſſen hervorragendes angebornes Talent, nahm ſich mit aufmunternder Freundſchaft des reichbegabten Muſenſohnes an, beredete ihn, ſeine Stelle als Commis aufzugeben, und ſo ward nach wenigen Monaten Feldmann einer der thätigſten und beliebteſten Mitarbeiter in Saphirs verſchiedenen Journalen und mit dem geiſtreichen Redacteur ſo befreundet und ein ſolcher unzertrennlicher Geſellſchafter desſelben, daß man Feldmann von nun an in München allgemein nur Saphir's Adjutanten nannte. Saphir bemühte ſich nun wie Mephiſto den Fauſt, ſeinen jungen Protegé vorerſt in gute Geſellſchaft zu bringen, ſtellte ihn als ſolchen allenthalben vor, und machte ihn beſonders mit den damals ſich in München aufhaltenden

renomirten Schriftſtellern Lewald, Oettinger und Spindler, ſo wie auch ſpäter mit Gutzkow bekannt, welche alle den gutgearteten und höchſt beſcheidenen jungen Mann collegialiſch aufnahmen. So trug Saphir auf alle mögliche Weiſe bei, daß Feldmanns Name bald kein unbekannter mehr war. Die Liebe zu einem ſehr gebildeten, höchſt unterrichteten Mädchen machte unſern witzigen Proſaiker in jener Zeit auch zum lyriſchen Dichter, und Saphir's „Bazar" und „Horizont" waren mehrere Jahre mit Feldmanns poetiſchen Blumen und Stoßſeufzern gefüllt, aus deren Hintergrunde jedoch immer eine gewiße Satyre blickte.

Inzwiſchen hatte ſich Feldmann in der literariſchen Welt ſeine Selbſtſtändigkeit errungen, und ließ i. J. 1835 ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Höllenlieder," erſcheinen, die unter der Maske der Satyre ein tiefes Weh unglücklicher Liebe bergen, und von allen Literatur-Zeitungen auf das Freundlichſte beſprochen wurden. Feldmann ſchrieb nun ſein erſtes Luſtſpiel: „Der Sohn auf Reiſen," übergab es dem damaligen Intendanten Herrn von Küſtner, welcher ſich des jungen Dramaturgen mit vielem Intereſſe annahm und das Stück am 19. Mai 1835 auf dem Münchner Hoftheater in die Scene gehen ließ. Der Erfolg war ein glänzender und für Feldmanns dramatiſche Bahn höchſt wichtig.

Trotz dieſem für ihn ſo glücklichen Ereigniſſe hatte Feldmann jedoch in München keine Ruhe mehr. Seine literariſchen Freunde hatten ſich nach allen vier Winden zerſtreut und auch er wollte die Welt ſehen. Da packte

er eines Morgens ſein Ränzchen, es war der 7. Juny 1835 und verließ, nur von ſeinen Angehörigen Abſchied nehmend, ſeine Vaterſtadt, ging über Verona und Venedig nach Trieſt und ſchiffte ſich dort nach dem, damahls goldene Berge verſprechenden Griechenland ein. Schon am 1. July umarmte Leopold zwey ſeiner Brüder in Athen, machte Hella's Reſidenzſtadt zu ſeinem Hauptquartiere und durchzog volle fünf Jahre, immer wieder nach Athen zurückkehrend, Griechenland nach allen Richtungen, aus welchen Anſchauungen Feldmann jene „Reiſebilder“ ſchöpfte, die in mehreren Jahrgängen von Lewalds „Europa“ ihrer Zeit ſo viel Aufſehen machten, und in vielen deutſchen Zeitſchriften abgedruckt wurden. Aus allen Orten und Enden Griechenlands ſchrieb Feldmann ſeine Correſpondenz-Artikel für die Augsburger Allgemeine Zeitung, deren ſehr verläßlicher Berichterſtatter er während ſeines ganzen Aufenthaltes in Hellas war. Viele geiſtig vergnügte Abende brachte Feldmann in einem in Athen gegründeten deutſchen literariſchen Zirkel zu, in welchem beſonders der jetzt ſo bekannte lyriſche Dichter Geibel ſich auszeichnete, der damahls Hofmeiſter im Hauſe des ruſſiſchen Geſandten war. Auch der Bekanntſchaft mit dem Fürſten Pückler, bey welchem er mehrerer Tage auf Sira zubrachte, ſind ſchöne Rückerinnerungen in ſeinen „Reiſebildern“ gewidmet. Endlich am 20. April 1840 verließ Feldmann Athen für immer und reiste über Smirna nach Konſtantinopel. Die Frucht ſeines dortigen ſechswöchentlichen Aufenthaltes waren ebenfalls einige Reiſebilder und Lieder, die mit dem luſtigſten Humor durchflochten ſind. Die Sehnſucht

nach der Haimath und der Drang, ſich ganz der dramatiſchen Literatur zuzuwenden, ließen unſern Reiſenden nicht mehr länger in fremden Landen. Ein öſterreichiſches Dampfſchiff brachte den nun an Welterfahrung reichen und in jeder Beziehung gereiſten wandernden Dichter ſchnell durch das ſchwarze Meer an die Donaumündung nach Sulinam, und von dort ſodann aufwärts nach Wien, wo Feldmann Ende Juny **1840** ankam. Hier wieder in die Arme ſeines langjährigen Freundes Saphir eilend, verſchmähte Feldmann in ſeiner Beſcheidenheit, ſich den Wiener Celebritäten der Literatur und Kunſt vorſtellen zu laſſen, indem er ſagte, er wolle erſt etwas gethan haben, um dieſer Ehre würdig zu ſeyn.

Nach fünfjähriger Abweſenheit in ſeiner Vaterſtadt wieder angelangt, war Feldmann als dramatiſcher Dichter vergeſſen. „Der Sohn auf Reiſen," nur zweymahl gegeben, ward nach des Verfaſſers Abreiſe von München nicht wiederholt, keine andere Bühne machte einen Verſuch mit deſſen Erſtlingswerk und Feldmann rief ſchmerzlich aus: „Ich war fünf Jahre todt!" Da kam Feldmann auf den Gedanken, das Stück als Manuſcript drucken zu laſſen und es nochmahls an die Bühnen zu verſenden, welche früher das nur geſchriebene Buch zurückwieſen. Auch jetzt wollte das Durchdringen auf auswärtigen Bühnen noch immer nicht gehen, bis ſich ein Jahr ſpäter Herr v. Holbein, der Director des Wiener Burgtheaters, des ihm perſönlich unbekannten Dichters mit regem Eifer annahm und den „Sohn auf Reiſen" auf der dortigen Hofbühne in die Scene ſetzte. Nun war der Weg für Feldmanns Luſtſpiele

auf allen deutſchen Bühnen gebahnt und deſſen Stücke von den Directionen verlangt. Bald wurde Feldmann ein beliebter, aber auch viel liebender Dichter, der ſtets die Frauen für ſeine Bildungsſchule erklärte. In raſcher Reihenfolge ſchrieb er nun: „die Kirſchen,“ „das Porträt der Geliebten,“ „die freye Wahl,“ „der Lebensretter,“ „die ſchöne Athenienſerinn,“ „das Narrenhaus,“ „der Paſcha und ſein Sohn,“ „ein Freundſchaftsbündniß,“ „Urſprung des Korbgebens,“ „eine unglückliche Phyſiognomie,“ „drey Kanditaten,“ „der 30. November“ und „ein Mädchen vom Theater,“ von welchen Stücken nur die zwey Poſſen: „Der Lebensretter“ und „das Narrenhaus“ entſchieden mißfielen, während die Luſtſpiele alle mehr oder minder Glück machten, nähmlich: „Eiſele und Beiſele,“ „mit Speck fängt man Mäuſe,“ „die drey Supplicanten;“ „der Rechnungsrath und ſeine Tochter,“ „ein höflicher Mann.“ Außer dieſen ſchrieb Feldmann während der 6 Jahre ſeines dramaturgiſchen Treibens viele kleine, ſehr anſprechende Stücke für Privatbühnen, worunter ſich nahmentlich jene für das Haustheater Sr. k. Hoheit des Herzogs Maximilian in Bayern auszeichnen, deſſen Gunſt ſich der nie aus ſeiner Beſcheidenheit tretende Dichter beſonders zu erfreuen hat. Zwey Bände von Feldmanns Luſtſpielen erſchienen bereits bey Wallishauſſer in Wien, und wir können Feldmann mit Recht einen der fruchtbarſten dramatiſchen Schriftſteller der Neuzeit nennen.

Viele Reiſen, welche Feldmann ſeit ſeiner Zurückkunft aus dem Orient in deutſchen Landen machte, brachten ihn in Verbindung mit den hervorragendſten Celebritäten der

Literatur und Kunſt, und das liebevolle Entgegenkommen, welches alle nach München kommenden Schriftſteller bey Feldmann finden, ſichert auch ihm allenthalben die freundlichſte Aufnahme.

Feldmanns Naturtalent würde bey klaſſiſcher Ausbildung ohne Zweifel Großes geleiſtet haben; freuen wir uns indeſſen der Schöpfungen, die Feldmanns natürlicher und geſunder Verſtand zu Tage fördert.

Dr. Alexander Ringler.

Fiſchhof, Joſeph

wurde im Jahre 1804 zu Butſchowitz in Mähren geboren, wo ſein Vater, ein achtbarer, ſehr unterrichteter Kaufmann, privatiſirte. Dieſer Ehrenmann hielt ſeinen vielverſprechenden Sohn ſehr frühzeitig zum Lernen an, und erntete bald ſchöne Früchte ſeiner redlichen Bemühungen. Zur wiſſenſchaftlichen Laufbahn beſtimmt, wurde Joſ. Fiſchhof im Jahre 1813 an das Gymnaſium zu Brünn geſchickt, und daſelbſt zuerſt vom Clavierlehrer Jahelka, ſpäter aber von dem verdienſtvollen Capellmeiſter Rieger in der Muſik unterrichtet. Schon damahls zeigte ſich in dem Knaben ein ſchaffendes und darſtellendes Talent von ungewöhnlicher Bedeutung. Nachdem er nun die Humaniora mit ausgezeichnetem Erfolge beendigt hatte, ſandte ihn ſein Vater nach Wien, um dort Philoſophie und Medizin zu ſtudiren. In dieſer Hauptſtadt gewann

er ſich durch ſeine glücklichen muſikaliſchen Anlagen in Conſtantin von Gyika, einen Gönner, der ihn der Leitung des Clavierlehrers Anton Halm, anvertraute. Nach einem dreyjährigen Unterrichte ehrenvoll entlaſſen, wurde Joſeph dem berühmten Kapellmeiſter Ignatz Ritter v. Seyfried übergeben, unter deſſen Aegide er ſeine contrapunctiſchen Studien machte. Schon damals ließ er ſich einige Mahle mit großem Beyfalle öffentlich hören. Allein, wem die Muſe hold, dem fehlt leider ſo oft die Muße. So erging es auch ihm. Seine mediziniſchen Studien nahmen faſt alle ſeine Zeit in Anſpruch und gönnten ihm nur wenige Stunden der Erholung im Gebiethe ſeiner geliebten Kunſt. Doch bald führten theils merkantiliſche Verhältniſſe, theils auch der im Jahre 1827 plötzlich erfolgte Tod ſeines Vaters eine ſolche Wendung in ſeinem Schickſale herbey, welche den feſten Entſchluß in ihm zur Reife brachte, ſeinem inneren Rufe, ſeinem „Dämon," um mit dem Dichter zu ſprechen, jenem lebend ſich entwickelnden Weſen, das keine Zeit und keine Macht zerſtückelt, unbedingte Folge zu leiſten, und ſich ganz der Muſik zu widmen. Ein wiſſenſchaftlich und äſthetiſch durchgebildeter denkender Künſtler, wurde Fiſchhof bald den ausgezeichnetſten Clavierlehrern Wiens beygezählt, und nunmehr (1847) nimmt er ohne alle Widerrede unter dieſer Claſſe von Muſikern den bedeutungsvollſten Rang ein. Im Jahre 1833 erhielt er ſeine Ernennung als Profeſſor des hieſigen Conſervatoriums. Für die Tüchtigkeit und Gediegenheit ſeines künſtleriſch pädagogiſchen Wirkens ſpricht ſo mancher tüchtige Schüler, den er gebildet, und nahmentlich jene höchſt preiswürdige Conſequenz, mit welcher Fiſchhof

die ächt claſſiſche Richtung des Clavierſpiels gegenüber dem etüdenſüchtigen, phantaſie- potpourri- und variationen-trunkenen und beſeſſenen Wiener muſikaliſchen Zeitgeiſte vertritt. Bemerkenswerth iſt in der Beziehung auch ſeine auf ganz eigenthümlicher Baſis ruhende Lehre von der Transpoſition, welche Fiſchhof ſeinem Vortrage am Wiener Conſervatorium zu Grunde legte, und deren Veröffentlichung Jedem, der ihr Weſen kennt, im ächten Kunſtintereſſe höchſt wünſchenswerth erſcheinen muß.

Eben ſo achtenswerth wie als Lehrer, iſt dann Fiſchhof auch als ausübender Künſtler, und zwar nach beyden Richtungen der muſikaliſchen Praxis, nach der executiven und productiven. Was den zuerſt angedeuteten Standpunct betrifft, ſo iſt Fiſchhof unter allen am Wiener Platze wirkenden Trägern des Virtuoſenthumes (im edleren Sinne) im gegenwärtigen Augenblicke wohl ganz unbedingt der einzige, ſeiner Aufgabe durchaus klar bewußte, denkende, daher pietätvolle, ſtreng gewiſſenhafte Bach-, Beethoven-, Mendelsſohn- und Chopinſpieler. Dieſe künſtleriſche Tüchtigkeit hat er eben in neueſter Zeit mehrere Male vor dem Forum der Oeffentlichkeit bewährt. Man erinnere ſich nur an ſeinen Vortrag des Bach'ſchen **D-moll-** und Beethoven'ſchen **G-dur**-Concertes in den Spirituell-Conzerten, und der Clavier- und Violinſonate in **H-moll** von der Compoſition des zuerſtgenannten Meiſters in einer der Quartettſoiréen des Prof. Janſa. Was Mendelsſohn und Chopin betrifft, ſo mag jeder unbefangene Muſiker hintreten zu Fiſchhof, und ihn zum Vortrage eines Werkes dieſer beyden Tondichter auffordern, und ſeine Anſprüche

werden in jeder Rückſicht befriedigt werden. Uebrigens genügt über dieſen Punkt nur zu ſagen, daß er allein es iſt, der zuerſt Bach, Mendelsſohn und Chopin der jüngereren clavierlernenden Wiener Generation vorführte. Dem Verdienſte ſeine Kronen.

Auch als muſikaliſcher Schriftſteller und Componiſt hat Fiſchhof ſchöne Reſultate ſeiner Thätigkeit hingeſtellt. In erſterer Hinſicht mag dann nahmentlich auf jenen gediegenen Aufſatz hingewieſen werden, der im neunten Hefte (102) der Cäcilia niedergelegt iſt, und den Titel führt: „Ueber die Auffaſſung von Inſtrumentalcompoſitionen in Hinſicht des Zeitmaßes, nahmentlich bey Beethoven'ſchen Werken.“ Auch die früheren Jahrgänge der Schumann-ſchen Zeitung bringen ſo manchen werthvollen Beytrag aus Fiſchhof's Feder. Seine Compoſitionen, meiſt lyriſcher Gattung, beurkunden nicht minder den gebildeten und geſinnungsvollen Muſiker. Auch iſt ſeine Bibliothek eine der ſehenswürdigſten und reichhaltigſten Anthologien des allſeitigſten muſikaliſchen Wiſſens. Ehrenmitglied mehrerer muſikaliſcher Vereine, wurde Fiſchhof bey Gelegenheit des Beethovenfeſtes als Deputirter des Wiener Conſervatoriums nach Bonn geſandt und daſelbſt, ſo wie auch ſpäter zu Brüſſel und Paris von allen dortigen Künſtlern mit der höchſten Auszeichnung aufgenommen; auch erhielt er ſchon früher von Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Rußland für eine ihm überreichte Compoſition einen ſehr koſtbaren Ring zum Geſchenke.

Philokales.

Digitized by Google

Friedländer, David.

Dieſer würdige Schüler und Freund des großen Mendelsſohn, den 6. December 1750 zu Königsberg geboren, Bruder von 9 Geſchwiſtern, war der Sohn eines achtungswerthen Manufacturhändlers daſelbſt, der einſt zu den ausgezeichnetſten Zöglingen des berühmten Talmudiſten und Kabbaliſten Rabbi Eibeſchütz in Prag gehört hatte. Davids Vater beſchäftigte ſich fortwährend mit den Schriften auch neuerer Philoſophen, beſonders Leſſings und Herders, was nicht ohne Einfluß auf die geiſtige Richtung ſeines empfänglichen Sohnes blieb. Vater Friedländer wendete überhaupt Alles an, ſeinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, wobey er denn inſonderheit auf Sittlichkeit und Humanität ſah. Deſſen ungeachtet würden die trefflichen Naturanlagen, Grundſätze, Anſichten und Geiſtesvorzüge des jungen David unmöglich ſo ſchnell und gedeihlich haben reifen können, hätte er nicht die nähere, bald zu inniger Vertrautheit übergegangene Bekanntſchaft des nachmahls ſo gefeyerten Arztes Marcus Herz gemacht. Dieſer war zu jener Zeit Lehrjunge bey einem Kleinhändler in Königsberg; die beyden Jünglinge erkannten, liebten und ehrten ſich, und wurden einander auf die entſchiedenſte Weiſe nützlich. Marcus unter Anderm wurde von David unterſtützt, ſich der Medizin widmen zu können, und dieſer hinwieder ward von jenem in die Vorhallen der Wiſſenſchaft ein=

geführt, auch mit dem großen Königsberger Philoſophen bekannt.

Einem förmlichen Schulſtudium aber, einem regelrechten Curſus lag David nicht ob; er war wie ſo viele ſeiner Glaubensgenoſſen reiner Autodidact, ein „Selbſtgelehrter“ im buchſtäblichen Sinne, was denn nicht wenig zu einer ſelbſtſtändigen, eigenthümlichen und ſich um ſo ſchärfer ausſprechenden Entwicklung ſeiner natürlichen Anlagen beytragen mußte. — Faſt allein durch Lectüre und eigenes Nachdenken und Forſchen erwarb er ſich ſeine Sprach- und Sachkenntniſſe; und auch hierzu war ihm die Muße ſehr ſpärlich zugemeſſen, da er den größten Theil ſeiner Zeit dem Erwerb durch Handelsgeſchäfte, ſpäterhin auch ſeiner Stellung als Familienvater, Banquier und Bürger widmen mußte. Mehr als die reichſte aus Büchern zu ſchöpfende Bildung aber wurde für ſein ganzes moraliſches, geiſtiges und intellectuelles Weſen die zärtliche Freundſchaft des unſterblichen Mendelsſohn. Während eines fünfzehnjährigen, faſt ununterbrochenen, beynahe täglichen Umgangs mit dieſem außerordentlichen Manne, nahm er gewiſſermaßen deſſen ganzes inneres Ich in ſein eigenes auf, und erhob ſich auf dieſe Weiſe, wenn man ſo ſagen darf, zu einem Mendelsſohn den Zweyten an Gemüth und Geiſt, an Kenntniſſen und Weltanſchauung, an Geſchmack und Bildung; und ſo kam es denn auch, daß die hervorragendſten Männer, ein Spalding, Teller, Engel (welch Letzterer ihm ſeine ſämmtlichen Schriften widmete) ihm ihre Freundſchaft weihten. Die Darſtellung ſeiner geiſtigen Entwicklung hat Friedländer ſelbſt

in einer höchſt merkwürdigen Schrift geliefert, die großen Eindruck hervorbrachte, und zahlreiche Gegenäußerungen zu Tage rief. Der Titel derſelben iſt: Sendſchreiben an den Propſt Teller, Berlin 1799; ſie ward wiederholt gedruckt.

Zu den vielen gediegenen Eigenſchaften und Vorzügen David Friedländers gehörten die reine Frömmigkeit des Sinnes, echte Religioſität, innige Liebe zu ſeinen Glaubensgenoſſen, reges Streben und Wirken für deren zeitgemäße Cultur, für Vaterland und Staatsbürgerthum, Sphären die er auch als Schriftſteller mit Einſicht, Gewandtheit, Kraft des Wirkens und weſentlichem Nutzen vertrat. Seine auf phyloſophiſche Beobachtungen und mannigfache Studien beruhende vielſeitige, durch Erfahrungen gereifte Kenntniß öffentlicher Geſchäfte, bewährte er in den Functionen als Aſſeſſor des königl. Manufactur- und Commerzcollegiums, dann als Generaldeputirter der geſammmten Judenſchaft des Königreichs und als eigens gewählter Stadtrath zu Berlin. Ihm, ſeiner Autorität gelang es, als Aelteſter der Judenſchaft zu Berlin in den Jahren 1806—1812, ſeinen Glaubensgenoſſen das Bürgerrecht auszuwirken. Wie er auch literariſch eingriff, geht mitunter aus dem Ueberblick ſeiner Schriften hervor. Dieſe ſind: Actenſtücke, die Reform der jüdiſchen Colonien in den preußiſchen Staaten betreffend, Berlin 1793. — Beytrag zur Geſchicht der Verfolgung der Juden im 19. Jahrhundert durch Schriftſteller, Berlin 1820. — Briefe über die Moral des Handels, Berlin 1818. — Lehrbuch für jüdiſche

Kinder (anonym) Berlin 1779. — Für Liebhaber morgenländiſcher Dichtkunſt. (beſonders abgedruckt aus der Zeitſchrift Jedidja, Band 6, Heft 2) Berlin 1821. — Moſe die fünf Bücher (überſetzt mit Mendelsſohn, Fränkel und Beck), Berlin 1815. — Moſes Mendelsſohn; Fragmente von ihm und über ihn, Berlin 1819. — Moſes Mendelsſohn; Sammlung von Aufſätzen ꝛc., herausgegeben von Heinemann, Berlin 1819. — Mendelsſohns Phädon, neu beſorgt, in den Ausgaben von 1814 an. Salomo der Prediger, aus dem Hebräiſchen, Berlin 1788. Reden der Erbauung, gebildeten Iſraeliten gewidmet, Berlin 1817. — Das oben berührte Sendſchreiben an Teller. — Sendſchreiben an die Juden. Berlin 1788. Ueber die durch die neue Organiſation der Judenſchule, in den preußiſchen Staaten nothwendig gewordene Umbildung ihres Gottesdienſtes in den Synagogen, Berlin 1812. — Ueber die Verbeſſerung der Iſraeliten im Königreiche Pohlen, Berlin 1829. — An die Verehrer, Freunde und Schüler Jeruſalems, Spaldings ꝛc.; herausgegeben von Krug, Leipz. 1823. — Worte der Wahrheit und des Friedens an die jüdiſche Nation; aus dem Hebräiſchen des Weſſely, Berlin 1798.

Wie David Friedländer im Leben überhaupt und in allen Kreiſen ſeines Wirkens hochgehert war und vielgeliebt, ſo war er auch glücklich in ſeinem Hauſe. Mit ſeiner edlen Gattinn, einer gebornen Itzig, die ihm 1814 der Tod entriß, lebte er 42 Jahre in ſchönſter Eintracht. Sie hatte ihm zwey Söhne geſchenkt. Ein

Sohn des Einen war der ſo vortheilhaft bekannte Arzt in Paris, Michael Friedländer *).

David Friedländer, der ewig unvergeßliche, ein edler Stern ſeiner Nation und der höhern Menſchheit überhaupt, entſchlief 1834, alſo in dem hohen Alter von 84 Jahren. D. P.

Frohberg, Regina,

geborne Salomo, eine gewandte, ſehr productive und beliebte Schriftſtellerinn, beſonders im Fache des Romanes, hatte ihre literariſche Laufbahn ziemlich ſpät begonnen, aber dann mit einem im Weltleben und in höheren Kreiſen bereicherten Geiſte um ſo thätiger fortgeſetzt. Geboren zu Berlin den 4. October 1783, Sproße ſehr bemittelter Eltern, trat ſie mit ihrem erſten Federprodukte 1808 auf, und zwar auf angelegentlichem Wunſch eines Freundes, ohne jedoch zuzugeben, daß ihr Nahme genannt werde. Der Titel dieſes Romans, welchen ſie jahrelang in ihrem Pulte verſchloſſen gehabt, iſt: Louiſe, oder kindlicher Gehorſam und Liebe im Streite. (Berlin.) Durch Beyfall ermuntert, ſchrieb ſie den Roman: Schmerz und Liebe, Berlin 1811, ebenfalls anonym. Auch dieſe Leiſtung fand günſtige Aufnahme, und erſchien 1815, (Wien) in zweyter Auflage. Ihr Nahme iſt zum erſten Mahle den Erzählungen beigeſetzt, welche ſie 1811 zu Dresden herausgab, und welche 1817 wiederholt gedruckt wurden. 1813 be-

*) Deſſen Lebensabriß im 2. Theile, Seite 62.

gab ſie ſich nach Wien, woſelbſt ſie eine lange Reihe von Jahren in der vornehmen Welt, namentlich im Hauſe des Grafen Fries, eine ſehr intereſſante Erſcheinung war, und ſich ſelbſt ſehr wohl gefiel, mit warmer Neigung ſich ſtets ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit hingebend. Auch mehrere anſprechende Dramen hat ſie geliefert, geſammelt unter dem Titel: Theater, 2 Theile (Wiesbaden) 1817—18. Nicht minder hat ſie ſich als philoſophiſche Denkerinn und als lyriſches Talent bemerkbar gemacht durch ihre: Gedankenfrüchte auf dem Pfade des Lebens, Wien, 1842, und zweyte vermehrte Auflage, ebenda 1845. In alphabetiſcher Reihe laſſen wir hier ihre noch nicht angeführten Romane und Erzählungen folgen: Die Abreiſe, 2 Thle., Wien 1830; die zweyte Ausgabe 1834. Beſtimmung, ebenda 1814; Die Brautleute, ebenda 1814. Darſtellungen aus dem menſchlichen Leben, eb. 1814. Entſagung, 2 Theile, ebenda 1824; 2. Auflage eb. 1830; Erzählungen, eb. 1818. Das Gelübde, 2 Thle., eb. 1816. Herbſtblumen, eb. 1817. Der Liebe Kämpfe, 2 Thle., Leipz. 1826. Das Opfer, Amſt. 1815; 2. Auflage, Wien 1815. Kleine Romane, 2 Theile, Wiesbaden 1829. Die Rückkehr, 2 Thle. Frankf. 1824. Eigene und fremde Schuld, 2 Thle., Leipz. 1837. Guſt. Sterning; das Ungewitter, Wien 1817. Stolz und Liebe, Brünn 1820. Vergangenheit und Zukunft, 2 Thle., Gera 1840. Verrath und Treue, Berlin 1812; 2. Aufl., Wien 1816. In dem Bertuch'ſchen Modejournal (Weimar) 1815—17, und in Biedenfelds und Kuffners Feyerſtunden (Brünn) befinden ſich Beiträge von ihr.

C.

Furtado,

Präſident des Sanhedrin unter Napoleon.

Abraham Furtado war von portugieſiſcher Abkunft, 1756 zu London geboren, wohin ſich ſeine Mutter nach dem das Jahr zuvor ſtattgehabten weltbekannten Erdbeben zu Liſſabon geflüchtet hatte, bey welchem ihr Gatte das Leben eingebüßt. Noch in demſelben Jahre verließ ſie London und begab ſich Anfangs nach Bayonne, dann nach Bordeaux. Abraham erhielt eine gute Erziehung. Herangewachſen war er bey der Schiffsaſſecuranz thätig. Späterhin verließ er dieſen ihm nicht zuſagenden Wirkungskreis. Da er bemittelt war, ſo kaufte er Grundſtücke und verwendete die Zeit, welche ihm deren Verwaltung übrig ließ, zu politiſchen Studien. Er ſchrieb mehrere Werke, die auf den damahligen Zuſtand der Israeliten in Frankreich Bezug hatten, und wurde dadurch Ludwig XVI. und dem Miniſter Malesherbes auf das Vortheilhafteſte bekannt.

Bey der Commiſſion, die Malesherbes berief, um auf die Verbeſſerung des Zuſtandes der Juden hinzuwirken, wurde er und Gradis für die Südprovinzen gewählt. 1789 ward er Municipalrath von Bordeaux. Als Anhänger der Girondiſten jedoch zog er ſich Verbannung zu, und irrte ohne Mittel flüchtig umher, wie er es ſelbſt

in ſeinem Mémoire d'un patriote proscrit erzählt. Der 9. Thermidor gab ihm ſeine Freyheit wieder; der 18. Brumaire aber hatte für den kenntniß- und talentvollen Mann die Folge, daß ſein bereits ſo berühmter Nahme auf die Liſte derjenigen geſetzt wurde, aus denen Senatoren, Staatsräthe und Mitglieder des geſetzgebenden Corps gewählt wurden. Sonach kam er in das Wahlcollegium der Gironde. Furtado galt in ganz Frankreich als eine der würdigſten Notabilitäten; er genoß volles Anſehen und Vertrauen, ſo wie die Hochachtung und Liebe der gelehrten Welt, wie denn unter Anderm der Abbé Gregoire in ſeiner Schrift: Des juifs, particulièrement de ceux de l'Allemagne ihn gebührend hervorhebt.

Bey dem 1806 durch Napoleon zuſammenberufenen Sanhedrin hatte Furtado Anlaß und Gelegenheit, die ganze Fülle ſeiner glänzenden Eigenſchaften zu entfalten. Seine Berichte, ſeine Reden und Vorträge ernteten begeiſterten Beyfall. Da trat plötzlich die Aufhebung des Sanhedrin ein. Während der Kaiſer auswärts bey dem Heere war, traten für die Sache der Iſraëliten Rückſchritte ein. Nun erhoben ſich dieſe, Vorſtellungen zu machen, und wählten neuerdings Furtado zu ihrem Repräſentanten. Er entwarf ein Memoire und eilte mit ſeinem Collegen Maurice Levy zum Kaiſer in das Hauptquatier an den Niemen. Die Verhältniſſe waren aber nicht günſtig. Einiges zwar geſchah, nahmentlich auch ſpäter durch das Decret vom 17. May 1808; allein der Hauptſache nach mußten die Juden leider einſehen, daß ſie ſich in Napoleon ſehr getäuſcht hatten. Auch Furtado wandte

ſich von ihm ab. Als 1814 der Herzog von Angouleme zu Bordeaux ankam, trug Furtado kein Bedenken, die Stelle eines Mitgliedes der proviſoriſchen Adminiſtrations-Commiſſion anzunehmen, und ſchlug bey Napoleons Rückkehr von Elba jene eines Adjoint bey der Mairie aus. Ludwig XVIII. wußte dieſe Haltung zu würdigen. Er ward zu jener Stelle der Mairie berufen, und es wurde ihm die Verwaltung der Stadtfinanzen übertragen.

Leider nur ſehr kurze Zeit ſollte die ſegensreiche Wirkſamkeit dieſes vielverdienten thätigen Mannes dauern. Den 29. Jänner raffte ihn plötzlich ein Schlagfluß dahin. Furtado hinterließ unausgearbeitet mehrere Werke: Ueber die Harmonie der Staatsgewalten, 4 Bände; Verſuch über die politiſchen Spaltungen und Revolutionen, 3 Bände; das Buch Job, poetiſch überſetzt; vermiſchte moraliſche und politiſche Betrachtungen, mehrere Bände; Materialien zu einer philoſophiſchen Geſchichte der Israeliten. C.

Griſi, die Schweſtern.

(Sängerinnen.)

Als Nichten der zu ihrer Zeit ſo gefeyerten Graſſini hatten ſie ſchon in früher Jugend künſtleriſchen Anregungen Raum gegeben, und ſelbe bey unverkennbar obwaltendem Talente ſofort allmählig bis zur entſchiedenen Virtuoſität entfaltet.

Beyde ſind zu Mailand geboren; ihre Geburtsjahre werden ſehr verſchieden angegeben. Dieſem Umſtand zu Folge dürfte bey Giuditta das Jahr **1805** anzunehmen ſeyn, und bey Giulietta **1808**. Die ältere Schweſter wurde im Conſervatorium ihrer Vaterſtadt gebildet. Sie fand bald rauſchende Anerkennung und machte mehrere mit Erfolg gekrönte Kunſtreiſen in Deutſchland. Als ſie **1826** in Wien in Roſſinis **Bianca e Faliero** auftrat, geſchah dieß mit ſolchem Beyfall, daß ſich ihr Ruf bald zu einem europäiſchen ausbreitete. Sie ſang dann auf den Bühnen zu Venedig, Florenz, Neapel &c. überall ſiegreich. **1829** kehrte ſie wieder in das ihr ſo lieb gewordene Wien zurück, und ließ ſich bey der italieniſchen Operngeſellſchaft engagiren. **1833** ging ſie nach London, dann nach Paris, machte mitunter auch Ausflüge nach Deutſchland und Italien. Sie ſtarb in Rom **1839**.

Giulietta zeichnete ſich nicht nur durch Körperſchönheit, ſondern auch durch eine ſehr metallreiche und wohltönende Sopranſtimme, durch ſeelenvollen und feurigen Vortrag und große Kehlfertigkeit vor ihrer Schweſter aus. Häufig ſang ſie mit dieſer zugleich, wie in: Robert der Teufel, in Norma &c. Da ſie gleichzeitig waren unterrichtet und ausgebildet worden und ſo viele Productionen gemeinſchaftlich gemacht hatten, ſo entſtand in ihrem Vortrag oft eine wunderbare Harmonie von ganz eigenthümlicher Wirkung. Meiſt waren die Schweſtern auch zugleich engagirt. Giulietta verheirathete ſich im April **1836** zu London an einen reichen Franzoſen, Gérard de Melcy, Schon nach einigen Wochen kam ſie um Scheidung ein,

die jedoch nicht bewilligt wurde; eine Trennung von Tiſch und Bett aber kam 1842 zu Stande. Zwiſchen Verſailles und St. Cloud, auf der Beſitzung ihres Mannes fand ſie ihren liebſten Aufenthalt, von den Pariſern fort gefeyert und in der Kunſtwelt ihren Familiennahmen beybehaltend. Eine Zeitungsnotiz erzählte: Julie Griſi ſoll, als ſie 1847 in London vernommen hatte, daß Dlle. Lind im Begriff ſtehe, daſelbſt die Norma zu ſingen, geſagt haben: **E una Norma sola, ed io son questa.** (Es gibt nur Eine Normaſängerinn, und dieſe bin Ich.) Und in der That erntete ſie Triumphe. R.

Gunz, Simon.

Ein tüchtiger Mathematiker, und als Lehrer der Arithmetik wohl unübertroffen. Sein Vater wie ſein Großvater war Rabbiner zu Augsburg. Simon, daſelbſt 1743 geboren, ward für dieſelbe Laufbahn beſtimmt. Sofort lag er dem Studium des Talmud erſt zu Fürth, dann zu Frankfurt ob, und ſuchte ſich zugleich die deutſche Sprache eigen zu machen. Im 28. Lebensjahre erſt kam er dazu, deutſch leſen zu lernen. Sich in den Wiſſenſchaften umzuſehen und Sprachen eigen zu machen, zog er 1767 nach Berlin. Hier bildete er ſich vorzüglich in der Mathematik aus; ſie war und blieb ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Gunz ertheilte Unterricht, kam ſpäterhin nach Prag,

und wurde daſelbſt 1782 an der iſraelitiſchen Haupt-ſchule als Lehrer der Mathematik und des kaufmänniſchen Rechenfaches angeſtellt. Er ſtarb auch zu Prag, nämlich: den 11. Jänner 1824. — Unter ſeinen literariſchen, im Druck erſchienenen Arbeiten ragt ſein theoretiſch-practiſches Rechenbuch für Lehrer und Lernende wie ein Rieſe hervor, allgemeine und hohe Anerkennung findend. Es erlebte 6 Auflagen, ſämmtlich zu Prag; die erſte, in 2 Bänden 1802; die zweyte 1804; die dritte wie die folgenden in 3 Bänden 1807; die vierte 1810; die fünfte 1815; die ſechſte 1832, davon der dritte Band den ſelbſtſtändigen Titel hat: „Praktiſcher Unterricht in Berechnung ausländiſcher Waaren oder Waaren-calculationen.“ Seine übrigen Schriften ſind: Der fertige Arbitrageur, Prag 1818; Cours- und Wechſeltabellen, Wien 1807; Handbuch für Kaufleute, Prag 1792; Anfangsgründe der Gleichungslehre, eb. 1826; der Caſſirer, eb. 1818; dann Nolkenbrechers Taſchenbuch für Kaufleute, für Oeſterreich bearbeitet, eb. 1815; dann 1818 und und 1821; Bemerkungen zur Verbeſſerung des Lehrfaches, beſonders für Haus- und Schullehrer der jüdiſchen Jugend, ebend. 1792; Rechenſchlüſſel, eb. 1818; Tabelle für Obligationen ꝛc. eb. 1818; Verhältnißtabellen des Gewichts ꝛc. eb. 1793.

R.

Heine, Heinrich.

Phantaſie, Witz, Geiſt und Schärfe ſind Eigenſchaften dieſes Genius, die ſelbſt ſeine vielen Gegner ihm nicht ſtreitig machen können. Iſt ihm gleich mit Grund der Vorwurf des oft grellſten Mißbrauchs zu machen, ſo muß ihm anderſeits das Verdienſt eingeräumt werden, in der neuern Zeit Einer der Erſten zu ſeyn, die dazu beigetragen haben, in der ſchönen Literatur jene gewiſſe ſchwerfällige Trockenheit zu beſeitigen, und dafür eine erfriſchende epigrammatiſche Lebendigkeit eintreten zu laſſen. Heinrich Heine's Weſen und Geiſt iſt von einer talentvollen Feder mit Ruhe und Partheyloſigkeit geſchildert worden; und indem wir dieſe Beurtheilung auszugsweiſe unten beybringen, begnügen wir uns, die übrigens ſehr einfachen äußern Lebensverhältniſſe unſers Helden zu erörtern.

Heine iſt den 13. December 1799 zu Düſſeldorf geboren. Er wendete ſich bald den Studien zu, denen er zu Bonn, zu Berlin und in Göttingen oblag. Nachdem er in letzterer Stadt den juridiſchen Doctorgrad erlangt, hielt er ſich bald in Hamburg, bald in Berlin, bald in München auf, bis ihn 1830 die Cataſtrophe in Frankreichs Hauptſtadt nach Paris zog, woſelbſt er mit wenig Unterbrechung ſeitdem lebte. Seine literariſchen Erſtlinge: „Gedichte,“ Berlin 1821; „Tragödie nebſt einem lyriſchen Intermezzo,“ eb. 1823, erweckten eben keine ſonderliche

Theilnahme; deſto lebhaftere Senſation hingegen brachten ſeine 1830 begonnenen „Reiſebilder“ hervor, in lyriſcher Hinſicht aber noch größeren Eindruck machte ſein „Buch der Lieder,“ erſte Auflage, Hamburg 1827. Seine Schriften „Kahldorf über den Adel,“ eb. 1831, und „franzöſiſche Zuſtände“ eb. 1833, characteriſiren ihn als pikanten Proſaiſten, als welcher er ſich in ſeinen Pariſer Artikeln in der allgemeinen Zeitung beurkundete, deren frühere in den „Zuſtänden“ geſammelt ſind. Die philoſophiſchen Aufſätze in der Revue des deux mondes können weder den Franzoſen noch den Deutſchen behagen. Seit Jahren iſt er die Beute eines ſo argen Cynismus, daß viele ſeiner Verehrer wieder von ihm abfielen, wozu ſein Pasquill auf Börne (Hamburg 1840) nicht wenig beygetragen hat. Seine neueren Gedichte inſonderheit ſind voll zügelloſer Exaltationen, die nicht nur das Schönheitsgefühl, ſondern auch die Vorſtellung des Würdigſten und Höchſten beleidigen. Seine Kraft ſcheint zerriſſen; ſeine Hülle war noch kürzlich in bedenklichſtem Grade leidend.

Daß der großartige Hamburger Banquier ſein Oheim war, und der Herausgeber der Fremdenliſte in Wien, Guſtav Heine, ſein Bruder ſey, iſt bekannt.

Wir laſſen jetzt die oben berührte Charakteriſtik folgen:

Es iſt über Heine ſchon ſo viel Gediegenes und Erſchöpfendes geſagt worden, daß es ſchwer hält, noch einen neuen Geſichtspunkt für die Betrachtung zu ermitteln.

In Büchern und Zeitungen iſt ein reiches Material an Urtheilen und Kritiken niedergelegt; es würde ſich der Mühe lohnen, die ganze Maſſe einmahl zu ſichten und die Urtheile der Zeit mit den Schriften des Dichters zu vergleichen. Allerdings hat es lange gedauert, ehe ſich ein Urtheil als ein allgemeines herausſtellte, dasſelbe hat die ganze Windroſe von höchſter Bewunderung bis zur tiefſten Verachtung durchgemacht; hat ſich aber endlich ſo ſehr concentrirt und befeſtigt, daß es höchſtens noch einen Zuſatz von Seiten Heines — und der würde eine kaum mehr zu erwartende Kraftanſtrengung vorausſetzen — bekommen, keineswegs nach irgend einer Seite hin mehr abgebogen werden kann. Das Schwanken des Urtheils ſelbſt aber beweiſt ſchon, daß Heine bey ſeinem Auftreten wirklich ein neues Element in den Ideenſpiegel der Zeit hineinwarf. Man war überraſcht; man fühlte ſich durch das Neue entweder angezogen oder abgeſtoßen, gleichgültig blieb Niemand, der überhaupt nicht bloß vegetirt, nur vermochte man den Inhalt der Heine'ſchen Weltanſchauung noch nicht zu zerlegen, die Schlacken und das Gedankenhaltige zu trennen. Erſt jetzt, da der Prozeß gewonnen iſt, wundern wir uns, daß wir ſo lange zweifelhaft ſeyn, und ſtreiten konnten. Dennoch iſt der Prozeß ſelbſt von nicht geringer Bedeutung. Er iſt nicht ſo tief herabzudrücken als manche Literaturhiſtoriker thun. Er war durchzumachen. Denn ergreift ſogar über das Gebieth der Poeſie hinaus, verzweigt ſich durch die ganze Breite der Zeit und hat durch ſeine vielſeitige Beregung des Modernen, nicht allein durch ſeine Lichtblicke, ſondern ſelbſt

durch ſeine Schwächen die heutige Stellung der Poeſie zum Leben vorbereitet.

Wo das Leben in unverkümmerter Friſche emporblüht, da ſteht der Dichter ſeiner Nation, ſeinen Zeitgenoſſen gegenüber, um ihren noch nicht Wort gewordenen Ahnungen und Empfindungen Ausdruck, ihrer auf der Schwelle des Bewußtſeyns lagernden Gedanken objective Plaſtik zu geben. Der Dichter iſt der Sprecher der Nation. Schiller und Goethe waren es, jener gewiſſermaßen die auswärtigen Angelegenheiten der Menſchen beſorgend, dieſer die des Innern; jener hatte mehr das öffentliche Leben im Auge, dieſer das Haus. Soll der Dichter aber über etwas ſprechen, etwas poetiſch behandeln, ſo muß um ihn her etwas Beſprechenswerthes, ihn Anregendes, Begeiſterndes vorgehen; und verlangt die Nation, daß der Dichter, der ihre Aufmerkſamkeit fordert, unmittelbar mit ihr lebe, ihre Jugendkraft in ſich ſammle, immer den neueſten Gedanken ausführe, und will ſie in den ältern Dichtern ihren Rückhalt, in der Jugend dagegen ihre Vorkämpfer, ſo iſt das durchaus vernünftig, nur wäre zu wünſchen, daß ſie in ihren Verpflichtungen gegen den Dichter eben ſo pünktlich ſey, wie ſie in ihren Anforderungen an denſelben genau iſt. In den zwanziger Jahren war aber in Deutſchland eine entſetzliche Stille eingetreten. Es war die Zeit der geiſtigen Leere. Schiller war todt, Goethe war ein alter Mann geworden, ſelbſt Uhland ſchwieg; und die Romantiker ſaßen ſo ſtillvergnügt am warmen Heerde ihrer Mährchenwelt, daß ein junges dichteriſches Talent, das einſam und verlaſſen hinaustrat in den vielbeſagten

deutſchen Dichterwald, und überall nur verhallende Klänge hörte, unterdrückte Melodien, nirgend eine herzhafte Freude, ein kräftiges Feſthalten an der Poeſie ſelbſt wahrnähm, in innerſter Seele ungewiß werden konnte, wohin es ſich wenden, wen es ſich für Freund oder Feind halten ſollte und deshalb mit der ganzen Welt, mit ſich ſelbſt in Zwiſt gerieth.

So war es mit Heine. Unverkennbar mit einem glänzenden dichteriſchen Talente ausgerüſtet, hatte derſelbe raſchen Blickes das Terrain, auf welchem er ſtand, überflogen. Göthes ſtarke Subjectivität hatte ihm Vertrauen zu eigener Kraft eingeflößt, aber es fehlte dieſer an einem mächtigen Impuls, um aus der ſubjectiven Iſolation herauszutreten. Es fehlte Heine das großartige Object, das ihm einen Halt in der Welt der Erſcheinungen gegeben, ſein dichteriſches Denken und Schaffen zuſammengehalten, ſeinen Geiſt aus der Plattheit emporgehoben und mit ſich fort geriſſen hätte. In die Vergangenheit mochte ſich der lebensfrohe Sinn nicht verſenken, in den abſtracten Idealismus eben ſo wenig und in der Gegenwart war die Geſchichte wie Röhrenwaſſer ausgeblieben. Am deutſchen Spießbürgerleben konnte Heine natürlich keinen Geſchmack finden, deshalb zog er ſich in Reſignation und Selbſtvertrauen in ſich ſelbſt zurück. Seine Phantaſie ſollte aus den Dingen, die an ſich eitel ſeyn ſollten, für ſich ſelbſt etwas machen. Er verſuchte es, den Schiller'ſchen Satz: „Die Welt iſt eng und das Gehirn iſt weit“ zu erweiſen. Er wollte die Welt ſogar im Sinne des ſubjectiven Idealismus lediglich aus ſeinem

Gehirn emporwachſen laſſen, blieb aber, da dieß nicht glücken wollte und er doch auch nicht Luſt hatte, den Satz einfach wieder umzukehren, zwiſchen Dichterſtolz und einem proſaiſchen Gefühl der Schwäche, zwiſchen Weltverachtung und Sehnſicht nach dem objectiven Idealismus, zwiſchen der Luſt der Verneinung und dem Schauder im Leeren zu ſtehen, ſtecken. Oft geht aus dieſer Stimmung der wahre Humor hervor, welcher ſich auf der Schwinge des ewigen Gedanken im Univerſum wiegt, oft werden wir von ihm in jene ſüße Sentimentalität verſetzt, die in der Liebe zum Leben, zu den Menſchen, zum All uns unſre Gebrechen und vergeblichen Wünſche vergeſſen läßt, und ein blendender, im höchſten Farbenfeuer ſpielender Witz entrückt uns oft dem Leben auf der Scholle zur höchſten Freyheit. Aber im Ganzen werden dieſe wahrhaft poetiſchen Empfindungen durch einen hämiſchen Trotz, durch einen häßlichen Hohn darüber, daß wir unſer Gemüth dem Dichter anvertrauten, vergällt und vernichtet, und er ſelbſt ſchlägt ein widerliches Gelächter darüber auf, daß er ſich einer idealerglühten Stimmung hingegeben, daß er Gefühle zeigen und Gedanken denken konnte, die für ihn ſelbſt am Ende keinen Inhalt mehr haben. So weit deßhalb Heine Dichter iſt, darf man ihm, wie ein geiſtreicher Beurtheiler bemerkt, vor ihm ſelbſt in Schutz nehmen; wo er anfängt zu reflectiren, muß man ſtets vor ihm auf der Hut ſeyn; ſeine Geſinnung ſelbſt aber iſt, als gegen alles Völkerrecht der Vernunft gerichtet, außer allem Geſetz und als unehrlich von ihm ſelbſt gebrandmarkt. Könnten wir doch dieſe drey Ele=

mente in Heine's Büchern trennen, wir würden bey vielem Schönen einen köſtlichen Genuß haben; ſelbſt bey ſeinen Irrthümern würden wir noch Manches lernen, wenn nur ein lauterer Character ſie manifeſtirte! Aber das Unreine, Unedle taucht bey ihm auf jeder Seite ſeiner Schriften auf; nur hier, wo wir einen Totaleindruck dieſer Schriften feſthalten möchten, können wir dieſe Elemente auseinander halten.

Unſtreitig ſteht Heine in ſeinem „Buch der Lieder,“ das in vielen Auflagen erſchienen iſt, *) am höchſten da. Alle Nuancen ſeines Geiſteslebens treten darin ſchon hervor, noch am meiſten vom blühenden Hauche der Poeſie umwebt. In den „Reiſebildern“ (4 Theile) hat er unſtreitig den Anſtoß zu der modernen Reiſeliteratur gegeben und ſein Witz ſpielt darin im lieblichſten Zauber. Der „Salon“ (4 Theile), „die franzöſiſchen Zuſtände,“ „die romantiſche Schule,“ „Kahldorf, über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke,“ „Heinrich Heine

*) 5. Auflage 1844. — Fernere Schriften: Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland, 2 Thle. Paris 1833. — Shakeſpeares Mädchen und Frauen, erläutert, (Text zu 45 Porträts) Paris und Leipzig 1839. Neuere Gedichte, Hamburg 1844; Otto Troll, Hamburg 1847. — Einer Notiz zu Folge hatte Heine für eine Tänzerinn in London ein phantaſtiſches Ballet in Scene geſetzt. Dieſe ſollte darinnen die Rolle des Mephiſtopheles geben. Die Notiz ſetzt bey: „Heine behauptete nähmlich, daß Goethe ſich geirrt habe, als er aus Mephiſtopheles einen Mann machte, darum ſoll ihn jetzt eine Tänzerinn ſpielen.“

über Ludwig Börne" laſſen ihn allmählig von ſeiner Höhe herabſteigen.

Wenden wir uns freylich zu den reformatoriſchen Beſtrebungen Heine's — wenn man dieſen Ausdruck einmahl des Zuſammenfaſſens wegen von ſeinen proſaiſchen, raiſonirenden Schriften gelten laſſen will — ſo können wir ihn durchaus nicht mehr ſo hoch ſtellen. Da fehlt ihm vor allen Dingen eine gründliche Wiſſenſchaftlichkeit und der Ernſt, welcher hier durchaus unentbehrlich iſt. Daß uns der Poet Heine einmahl wieder zum Lachen brachte, haben wir ihm gerne gedankt. Aber wo es ſich um ſittliche, religiöſe, politiſche Verbeſſerungen handelt, da reicht wahrlich ein glänzender Styl, ein lockerer Witz und eine glückliche Beobachtung menſchlicher Schwachheiten und ein luſtiges Eingeſtändniß der eigenen nicht hin. Denn unſer deutſches Leben hat bey aller Unbehilflichkeit doch einen geſunden Kern. Vieles, was einer oberflächlichen Beobachtung als zufällig erſcheinen mag, hat in unſerer ganzen Sinnesweiſe eine feſte Begründung und die Wiſſenſchaft hatte troß ihrer Zurückgezogenheit von der Praxis doch zu Heine's Zeit ſchon durch eine gewiſſenhafte, vorurtheilsfreye Kritik, durch geharniſchte Syſteme einen wahrhaft geiſtigen und lebendigen Inhalt gewonnen. Heine's Vorurtheilsloſigkeit erſcheint dagegen als die Leerheit eines ausgebrannten Herzens, ſeine Freymüthigkeit als Liebloſigkeit und Schadenfreude. Hier iſt er ganz der Schriftſteller der Frivolität, prinzip- und tendenzlos. Um ein originelles Bild anzubringen, opfert er Wahrheit und edle Sitte er verfällt in die mannigfachſten Widerſprüche, und es

wird nichts dadurch wieder gut gemacht, daß ſich Heine alle Augenblicke den Unwillen, ja der Verachtung preis gibt.

Und gar auf politiſchem Gebiethe ſpielt Heine eine gar zu frivole Rolle. Seine unnöthige Flucht hat ihn dem Vaterlande zu ſehr entfremdet, als daß er unſere practiſchen Intereſſen begriffe, die ſich ſeit der Julyrevolution entwickelt haben. So bleibt auch die Freyheit abſtract und Heine trägt auch hier kein Bedenken, ſowohl ſeine Achtung vor großen Perſönlichkeiten, als vor der Idee aufzuopfern, wenn es gilt eine geniale Bemerkung zu machen. Sein Buch über Börne hat ihn hier in aller Erbärmlichkeit gezeigt, und nach einer ſolchen Thatkraft kann die Freyheit dabey nur gewinnen: wenn ihr „kleiner Tambourmajor“ von der Bühne abtritt.

R.

Stöckl-Heinefetter *).

Die eigenthümliche Erſcheinung, daß ausgezeichnete Naturgaben und Talente für die Kunſt ſich in manchen Familien nicht bloß an einzelne Individuen, ſondern an ganze Geſchlechter knüpfen, zeigt ſich in beſonders auffallender Weiſe unter den Geſchwiſtern Heinefetter. Alle fünf Schweſtern: Sabine, Fatime, Kathinka, Clara und

*) Auszug eines Artikels des geiſtvollen, kenntnißreichen und gewandten Herrn Doctors Leone. (Theaterzeitung).

Eva (letztere ein Contrealt), ſind in der Kunſtwelt als Sängerinnen rühmlichſt bekannt.

Die gefeyerte Clara Heinefetter, im Jahre 1816 am 17. Februar zu Mainz geboren, verlebte daſelbſt ihre Jugendjahre, ohne ſich gerade für die Muſik beſonders zu intereſſiren. Erſt im Jahre 1829, als ſie ihre älteſte Schweſter Sabine nach Paris begleitete, wo dieſe für die dortige italieniſche Oper engagirt, an der Seite der Malibran und Sonntag die glänzendſten Triumphe feyerte, erwachte auch in Clara eine größere Neigung zur Kunſt. Einen unauslöſchlichen Eindruck machte damahls vorzüglich auf ſie die geniale Malibran, die als Desdemona in „Othello," als Semiramide und Donna Anna im „Don Juan" u. ſ. w. eine beyſpielloſe Begeiſterung hervorrief. Als nun Clara eines Tages im Camerino ihrer Schweſter aus der großen Arie der Donna Anna, die durch die Malibran berühmt gewordene Stelle: „Forse un giorno il Cielo" für ſich allein nachzuſingen verſuchte, war die Malibran von der Schönheit ihrer Stimme ſo überraſcht, daß ſie in ihrer geiſtreich-ſcherzenden Weiſe zur Sabine ſagte: „Deine Schweſter ſcheint als Donna Anna Nachfolgerinn, mir noch gefährlicher werden zu können, als es meine Donna Anna Vorgängerinn war." (Bekanntlich hat vor der Malibran die Sonntag als Donna Anna in der italieniſchen Oper einen ihrer ſchönſten Triumphe gefeyert.)

Clara fing nun an mit Luſt und Liebe ſingen zu lernen, blieb noch ein Jahr mit ihrer Schweſter in Paris, und als dieſe im November des Jahres 1831 von dem

damahligen Director des k. k. Hofoperntheaters, Duport zu einem Gaſtſpiele eingeladen, nach Wien kam, und nach dem überaus glänzenden Erfolge ihrer erſten Vorſtellungen ein feſtes Engagement abgeſchloſſen hatte, machte Clara ihren erſten theatraliſchen Verſuch im k. k. Hofoperntheater nächſt dem Kärthnerthore als Agathe im „Freyſchütz,“ während Sabine an dieſem Abende das Aennchen ſang. Das Debut fiel äußerſt glücklich aus. Die junge Sängerinn, obwohl mit einer großen Befangenheit kämpfend, erhielt rauſchenden Beyfall und machte ſchon bey dieſem erſten Auftreten die ſeltene Schönheit ihrer Stimme in ſo hohem Grade geltend, daß die Adminiſtration des k. k. Hofoperntheaters ſie ſofort auf 3 Jahre engagirte und ihre weitere Ausbildung im Geſange dem rühmlichſt bekannten Cicimara anvertraute. Die ihr mittlerweile zugetheilten Rollen als Page im „Johann von Paris“ und in der „Anna Bolena,“ die erſte Dame in der „Zauberflöte,“ Irma in „Maurer und Schloſſer“ u. dgl. bothen ihr eben keine beſondere Gelegenheit dar, ſich auszuzeichnen; einen um ſo ſchöneren Triumph feyerte ſie aber bald darauf als Elvira (im „Don Juan“), mit welcher ſie ihr Renommé bey dem kunſtſinnigen Publicum Wiens eigentlich begründete.

In Folge des überaus glänzenden Succeſſes bewilligte ihr die Direction des k. k. Hofoperntheaters ein Beneſice, zu welchem die Heinefetter die Oper „der Blaubart“ wählte. Herr Duport, der ſich ſeitdem für die weitere Entwicklung ihres ſchönen Talentes auf das Lebhafteſte intereſſirte, ſtudirte ſelbſt ſorgfältig mit ihr die

Parthie Marie ein, die ihr abermahls einen glänzenden Erfolg bereitete und ihren Beruf zum dramatiſchen Geſange in's ſchönſte Licht ſtellte. Bald darauf both ſich ihr eine neue Gelegenheit dar, ſich gefeyert zu ſehen. Ihre Schweſter Sabine, die zu jener Zeit den Romeo in „Montecchi und Capuletti" im Hofoperntheater mit dem größten Beyfall ſang, entzweyte ſich mit Duport und gaſtirte dann in derſelben Oper im Joſephſtädter Theater unter Stöger's Direction, wodurch das Hofoperntheater allerdings in nicht geringe Verlegenheit kam, da dieſe Oper, damahls ein wahrer Magnet für's Publicum, plötzlich brach liegen mußte. Aus dieſer Verlegenheit half Clara, die ſofort den Romeo einſtudirte, und ſchon nach zwey Wochen in dieſer Rolle mit unbeſchreiblichem Beyfalle auftrat. Intereſſant war es, dieſe Oper gleichzeitig in den beyden Operntheatern gegeben und die Parthie des Romeo von den Schweſtern Sabine und Clara bey gedrängt vollen Häuſern dargeſtellt zu ſehen. Die Schönheit und Macht des Organs trug auch hier den Sieg davon und erregte allgemeine Bewunderung.

Bis zum Jahre 1836 blieb Clara Heinefetter beym Hofoperntheater in Wien, und ſang abwechſelnd noch in den Opern: „Zampa," „Unbekannte," „Schreiberwieſe," „Ballnacht," und zuletzt „die Jüdinn" von Halevy mit dem glänzendſten Erfolge. In der letztgenannten Oper machte ſie vollends Senſation und es herrſchte nur eine Stimme, daß ſie als Sarah keine Rivalin habe. Im Jahre 1836 erneuerte ſie ihr Engagement mit der neu angetretenen Adminiſtration des k. k. Hofoperntheaters

nicht, ſondern folgte einer ſchmeichelhaften und glänzenden Einladung des königlichen preußiſchen General-Muſikdirector Ritter (jetzt Graf) Spontini zu einem Gaſtſpiele nach Berlin. Nebſt den bereits erwähnten Opern ihres Repertoirs, ſang ſie daſelbſt Gluck's „Iphigenia auf Tauris," die Spontini ſelbſt mit ihr einſtudiert hatte, und erregte den lebhafteſten Enthuſiasmus. Gerade in dieſem Werke — ſo wie in Gluck'ſchen, Weber'ſchen und Spontiniſchen Opern überhaupt — in welchen die kräftigſte Stimme mit der Wucht einer mächtigen Orcheſtration oft zu kämpfen hat, machte ſich ihr grandioſes Organ vorzüglich geltend und imponirte, fern von allem Rouladenpomp bloß mit der majeſtätiſchen Macht und Pracht ihrer herrlichen Mittel. — Spontini, ſelbſt einer ihrer größten Bewunderer, machte ihr in dieſer Beziehung das ſchönſte Compliment. Als ſie nähmlich bey einer Probe das ganze vollſtimmige fortissimo ſpielende Orcheſter, und den ganzen Chor — zuſammen bey 150 Individuen zählend — mit ihrer Stimme dominirend übertönte, legte er den Tactirſtock nieder, und rief aus: „Mademoiſelle Clara Heinefetter! Sie ſind die erſte Sängerinn, die mit ihrer Stimme meiner ganzen Capelle imponirt." — Spontini, wohl einſehend, daß eine Sängerinn mit ſolcher Stimme nicht leicht wieder gefunden iſt, machte ihr die brillanteſten Anträge, er gab ſich alle Mühe, um ſie für Berlin zu gewinnen, und auch die dortigen Blätter ſprachen allgemein dieſen Wunſch öffentlich aus, allein ſie lehnte es ab und folgte einer Einladung der Hoftheater-Intendanz in Mannheim zu einem Gaſtſpiele, und ſpäter nach Peſth,

wo ſie ſich am 27. Juny 1837 mit dem rühmlichſt bekannten erſten Mimiker Franz Stöckl (vom k. k. Hofoperntheater in Wien) vermählte. Bald darauf, von dieſem Hofoperntheater wieder gewonnen und mit Jubel begrüßt, ſang ſie mit dem größten Beyfalle außer den bereits erwähnten Opern noch die „Norma“ und Pamina in der „Zauberflöte.“ — Nach Beendigung der deutſchen Saiſon ging ſie abermahls nach Peſth und zur Eröffnung der Direction des Herrn Stöger nach Prag, dann nach Hamburg, wo ſie überall die größte Senſation erregte, und folgte ſpäter einer Einladung an das Hoftheater zu Hannover. Auch hier rief ihre Norma, Jeſſonda und Valentine (in den Hugenotten) einen unbeſchreiblichen Enthuſiasmus hervor, und die Königinn, welche der letzteren Vorſtellung beywohnte, überſandte durch ihren Kammerherrn Freyherrn v. Puſch, der gefeyerten Künſtlerinn ein koſtbares Armband als Erinnerung an den genußreichen Abend, den ſie ihr bereitet. Abermahls nach Mannheim zu einem Gaſtſpiele eingeladen, mußte ſie nach Beendigung desſelben, dem allgemeinen dringenden Verlangen nachgeben, und die Zahl der Vorſtellungen verdoppeln. Das ihr gemachte glänzende Anerbiethen, einen fünfjährigen Contract abzuſchließen, nahm ſie jedoch nicht an, ſondern begab ſich zuerſt nach ihrer Vaterſtadt Mainz und dann nach Köln, wo ſie im Vereine mit ihrer Schweſter Sabine und dem Tenoriſten Heinrich Kreuzer, vom Hoftheater in Darmſtadt, bey dreyfach erhöhten Preiſen, eine Reihe von Vorſtellungen gab, zu denen die ganze Umgegend zuſammenſtrömte und die ein, in den Theater-

annalen unerhörtes Furore erregten. Im Sommer 1840 begrüßte London zum erſten Mahl die gefeyerte deutſche Sängerinn, die in dem Jamestheater unter der Direction des Herrn Schuhmann zum erſten Mahle (den 19. Juny) als „Jeſſonda" auftrat, und in dieſer, ſo wie in den übrigen von ihr dargeſtellten Parthien eine Reihe der glänzendſten Triumphe feyerte. Die Journale bezeichneten ſie als eine Erſcheinung in der Geſangswelt, und der Eindruck, den ſie hervorbrachte, war ſo groß, daß ſie ſogleich auch für das nächſtfolgende Jahr unter den glänzendſten Bedingungen engagirt wurde. Sie ſang i. J. 1841 im Drurylanetheater an 63 Abenden, und erregte eine wo möglich noch größere Senſation. Einen nicht minder großen Enthuſiasmus erregte ſie bey ihrer dritten Anweſenheit in London (i. J. 1842), wo ſie unter der Direction des Herrn Leberecht an 31 Abenden ſang und außer den bereits erwähnten Opern auch noch in der „Norma," Gluck's „Iphigenie" und Meyerbeers „Hugenotten" glänzte.

Nachdem Mad. Stöckl-Heinefetter während dieſer Zeit (i. J. 1840 und 1841) wieder zwey Mahl einer Einladung nach Berlin gefolgt war, gaſtirte ſie mittlerweile wiederhohlt in Breslau, Brünn und Wien, wo ſie ſich jedoch nicht lange aufhalten konnte und nur binnen eilf Tagen acht Vorſtellungen gab, ferner in Dresden, Hamburg, Prag; hier gab ſie auch ein Concert für die Nothleidenden im Erzgebirge, dann in Peſth und Lemberg, überall Bewunderung und einen unauslöſchlichen Eindruck zurücklaſſend.

Im October 1843 auf einen kurzen Beſuch bey ihrer Schweſter in Wien eingetroffen, gelang es endlich der Adminiſtration des k. k. Hofoperntheaters, dieſe ausgezeichnete dramatiſche Geſangskünſtlerinn für Wien zu gewinnen und ſie auf vierthalb Jahre zu engagiren, die nun mit der gegenwärtigen deutſchen Opernſaiſon zu Ende gingen. Während dieſer Zeit machte ſie nur einige kurze Ausflüge zu Gaſtvorſtellungen nach Peſth, Gratz und München, wo ſie allenthalben die höchſte Begeiſterung hervorrief. Wahrhaftes Furore machte ſie mit der „Lucrezia,“ welche Oper gleich im Beginne ihres Engagements (am 24. November 1843) zum erſten Mahle in deutſcher Sprache gegeben, ihr einen um ſo ſchöneren Triumph bereitete, als die Meiſterdarſtellung unſerer berühmten Caroline Unger, die gerade in dieſer Rolle ſo groß war, bey uns in noch friſchem Andenken lebte.

Als der arme Donizetti, damahls von Paris kommend, die Mad. Stöckl-Heinefetter in dieſer Oper hörte, war er von ihrer Leiſtung ſo entzückt, daß er ſogleich erklärte, ſeinen „Dom Sebaſtian,“ den er in Paris für die Stolty, für Duprez, Levaſſeur, Barrhoilett und Maſſel geſchrieben hatte, nur unter der Bedingung, daß die Mad. Stöckl-Heinefetter die Parthie der Zayda ſinge, im k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore in die Scene ſetzen zu wollen. Am 6. Februar 1845 kam dieſe neue Oper, die nun ebenfalls eine der ſchönſten Zierden unſeres Opernrepertoirs bildet, mit einer ausgezeichneten Beſetzung und einer prachtvollen Mise en scène unter Donizetti's perſönlicher Leitung auf die Bühne, und er-

regte Enthuſiasmus. Mad. Stöckl-Heinefetter als Zayda, dann die Herren: Erl (Dom Sebaſtian), Draxler (Dom Juan de Sylva), Leithner (Camoëns) und Wild (Abayaldos) ein Enſemble, wie es die Pariſer große Oper nicht aufzuweiſen im Stande war, feyerten einen Triumph, der eben ſo glänzend und ehrenvoll für ſie als für den berühmten Tonſetzer war.

Unverhohlen erkannte Donizetti der deutſcheu Zayda vor der franzöſiſchen die Palme zu. Als Beweis ſeiner beſonderen Verehrung für Mad. Stöckl-Heinefetter ſchickte er ihr den Tag nach der erſten Vorſtellung eine koſtbare Vaſe, in welcher künſtlich geordnete Blumen den Namen „Zayda“ bildeten und componirte eigens für ſie noch eine neue Cabaletta zur Arie im zweyten Acte. — Der außerordentliche Erfolg dieſer Oper hat ſich bis jetzt, wo ſie bereits über 40 Mahl, bey ſtets vollen Häuſern gegeben wurde, glänzend bewährt. Die Leiſtungen der Mad. Stöckl-Heinefetter als Zayda und Lucrezia, ſo wie Fidelio ſtehen aber auch in der Erinnerung aller Opernfreunde mit unvergänglichen goldenen Lettern aufgezeichnet, und manche Sängerinn wird wohl dieſe Parthien nach ihr ſingen — ſchwerlich aber ihr nachſingen.

Als Repräſentantinn des claſſiſchen deutſchen Operngeſanges ſteht ſie gegenwärtig unübertroffen da. In den großen dramatiſchen Aufgaben Gluck'ſcher Opern, erinnert ſie nur an die heroiſche Geſangscelebrität Milder-Hauptmann, und wie früher die berühmte „Armida“ der Auguſte v. Faßmann, ſo iſt die „Iphigenie“ der Stöckl-Heinefetter in neuerer Zeit die großartigſte Leiſtung in dieſem Genre.

— Deutſche Kraft mit italieniſcher Gluth gepaart, rauſcht ihr Geſang auf brauſenden Schwingen einher, ihre mächtigen Töne ſprühen Flammen der Begeiſterung und zünden in der Bruſt der Zuhörer.

Hertz, Henrik.

Unter den Dichtern Dänemarks einer der begabteſten, war Henr. Hertz, im Auguſt 1798 zu Kopenhagen geboren. Sein poetiſcher Genius war nicht zu vorſchnell, denn er zählte ſchon 24 Lebensjahre, als ſein Luſtſpiel: „Herr Burckhard og hans Familie" erſchien. Das Stück fand ſehr gute Aufnahme; noch beſſer jedoch zwey Jahre darauf das Luſtſpiel: „Flyttedagen," deſſen Stoff die Zuſtände Kopenhagens ſind. 1832 gab Hertz unter dem Titel: „Lyſtſpil," die genannten zwey Dramen mit einem dritten: „Emma" (ein Characterſtück) unter ſeinem Nahmen heraus, den er früher nicht genannt hatte. Gleichfalls anonym waren 1830 ſeine: „Gjengangerbrevene, eller poetiſke Epiſtler fra Paradiis" herausgekommen. Sein lyriſches Luſtſpiel: „Amors Genieſtreger" (Converſationsſtück in Verſen) erſchien 1830, ebenfalls ohne ſeinen Nahmen, welcher jedoch der deutſchen Bearbeitung, die 1840 zu Kiel an's Licht trat, beygeſetzt wurde. Es erwies ſich allenthalben, daß der Dichter im Geiſte Holbergs ſchaffe, doch mit Eigenthümlichkeit und geſteigerter, dem Standpunct eines reifern Kunſtgeſchmackes angemeſſener Ten-

denz. Letzteres gab ſich auch in ſeinem Lehrgedichte: „Naturen og Kunſten“ zu erkennen, abgedruckt in: „Anonym Nytaarsgave“ 1832, worauf 1833 „Fornars Nytaarsgave“ folgte. Von ſeinem Talent für nordiſche Romantik zeugt zuerſt ſein Trauerſpiel: „Svend Dyrings Haus“ 1837. Dieſem edlen Product ward allgemeine Anerkennung zu Theil. „Svanehammer“ 1841, befreundeter Tendenz, ſprach ebenfalls ſehr an. Ein Band Lyriſches und Dramatiſches war das Jahr zuvor erſchienen. Das uns nun auf die Breter näher gebrachte lyriſche Drama: „König Renés Tochter“ war 1845 ſchon in zweyter Auflage des Originals zu Kopenhagen herausgekommen; deutſch, im Versmaße des Originals von F. A. Leo, Leipzig 1846, und Berlin 1847, unter Mitwirkung des Verfaſſers von Fr. Breſemann überſetzt. Hertz iſt nicht bloß Schöngeiſt; er iſt auch philoſophiſcher Denker und zugleich von heiterer Laune, wie ſeine 1839 gedruckte Schrift: „Stemminger og Tilſtande“ darthut.

R.

Die v. Hirſch auf Gereuth ꝛc.

Jacob v. Hirſch auf Gereuth, der Hofbankier, war vielleicht der erſte Jude, welcher in Deutſchland Patrimonialgerichtsbarkeit beſitzen durfte. Dieſer ingeniöſe Mann war 1764 zu Königshofen bey Würzburg geboren. Sein Vater war daſelbſt Kaufmann, und Jacob trat als ſel-

der in deſſen Fußſtapfen. Durch Eifer, Fleiß und Energie brachte er die Handlung bald auf eine verhältnißmäßig außerordentliche Höhe, und gelangte durch eigene Mittel, noch mehr aber durch wohlbegründeten Credit in den Stand, ungewöhnlich große Geſchäfte auszuführen. So beſorgte er während der Kriegsjahre 1790—1800 die Armeelieferungen, was ihm ſehr anſehnlichen Gewinn brachte, und ihn veranlaßte, 1800 zu Anſpach ein Bankiergeſchäft zu gründen. Bald fand der Fürſt von Löwenſtein-Werthheim ſich bewogen, ihn zum Hoffactor zu ernennen, und der Großherzog von Würzburg, ihn zum Hofbankier zu erheben; bey Erſterem war er mit Jahrgehalt angeſtellt. Der Großherzog ſeiner Seits verlieh ihm das Recht, Realitäten zu beſitzen. Ueber reiche Mittel gebiethend, kaufte Hirſch mehrere Liegenſchaften, und die Rittergüter Trunſtedt, Gereuth und Schenkenau. Durch mehr und mehr ausgedehnte wichtige Geldgeſchäfte gelangte Hirſch 1816 zu der Auszeichnung, von Max Joſeph, König von Bayern, in den Adelſtand erhoben zu werden. Drey Jahre darauf überſiedelte er nach München, wurde bayriſcher Hofbankier, und brachte bey ſtets zugenommenem Reichthum die Güter Oberzell, Rodelmeyer, Rumling, Illernichen und Füſſen käuflich an ſich. Er ſtarb 1840. — Sein Sohn Joël Jacob Hirſch, 1789 zu Königshofen geboren, talentbegabt und werkthätig, zu des Vaters Geſchäft erzogen und gebildet, ſetzte dasſelbe gleichfalls mit ſchwunghaften Ergebniſſen fort; kam bald in den Beſitz mehrerer Rittergüter, und cultivirte ſelbe induſtriell durch Viehzucht, Ackerwirthſchaft, Bierbrauerey,

Branntweinbrennerey u. ſ. w. Anderweitige großartige Unternehmungen erweiterten den Kreis ſeiner Thätigkeit; ſo zu Bamberg eine Baumwollſpinnerey, eine Runkelrüben-Zuckerfabrik; Holzhandel auf dem Main und Rhein ꝛc. Gewerbe und Künſte auf mannigfache Weiſe unterſtützend und fördernd, war er ſtets auch ein Freund von Mahlerey und etablirte eine Gemähldegallerie. Sein 1805 geborner Sohn Joſeph hatte ſich dem Geſchäfte des Vaters längſt mit Thätigkeit angeſchloſſen. G.

Homberg, Herz.

Dieſer mannigfach hervorragende Mann war Einer von denen, an welche der große Mendelsſohn freundſchaftliche Briefe geſchrieben; und dieſer Umſtand allein ſchon ſpricht Hombergs Bedeutſamkeit aus. Man findet dieſe merkwürdigen Zuſchriften zum erſten Mahle in der Wiener Geſammtausgabe von Mendelsſohns Schriften (in einem Bande, 1838) abgedruckt, zu welchem Behufe ſie dem Redacteur und Unternehmer desſelben auf deſſen Bitte von Homberg waren mitgetheilt worden.

Herz Homberg war im September 1749 in dem kleinen Dorfe Lieben bey Prag geboren. In ſeinem ſiebenten Jahre zog er mit ſeinen Eltern nach Prag, wo ſie ſich nun niederließen. Schon zeitlich wurde er zum Studium des Talmud angehalten, und er lag demſelben mit Eifer

und guten Fortſchritten ob. Jüdiſche Dogmatik und Dialectik cultivirte er dann weiter in den rabbiniſchen Schulen zu Prag, Preßburg und Großglogau. Die Erlernung der deutſchen Sprache war für ihn mit Hinderniſſen verbunden; leichter ging es mit der lateiniſchen Grammatik und den mathematiſchen Anfangsgründen, als er nach Breslau und dann nach Berlin kam. Bald darauf in Hamburg lebend, und ſich in der Literatur auch fremder Nationen umſehend, lernte er Rouſſeau's Emil kennen; und dieß Werk veranlaßte ihn, ſich dem Erziehungs- und Schulſache zu weihen.

Homberg that dieß mit dem erſprießlichſten Erfolge und vervollkommte ſich dergeſtalt, daß er, wieder nach Berlin zurückgekehrt, in Mendelsſohns Hauſe als Erzieher angeſtellt wurde. Während er nun den Sohn unterrichtete, befand er ſich zugleich in der beneidenswerthen Lage, Schüler des Vaters zu ſeyn, und was noch mehr iſt, auch die Freundſchaft des berühmten Weltweiſen zu gewinnen, die ihm dieſer zeitlebens bewahrte. Als der unvergeßliche Menſchenfreund auf dem Throne, Joſeph **II.**, durch ſein Toleranzedict und andere das Schickſal der Iſraeliten erleichternde Maßregeln, manche ausgewanderte Glaubensgenoſſen wieder in das Vaterland zurückführte, kehrte auch Homberg heim. Seine vorzüglichen Eigenſchaften, und der ihm vorausgegangene vortheilhafte Ruf bewirkten dann auch, daß er 1784 die wichtige Stelle als k. k. Oberaufſeher ſämmtlicher deutſcher Judenſchulen Galiziens und Lodomeriens erhielt. Auch in dieſer Cathegorie that ſich Homberg hervor; beſonders bemerkte

die Regierung mit Wohlgefallen und Anerkennung des Mannes kluge Wirkſamkeit für geläuterte Cultur und zeitgemäße Modificationen. Als daher Kaiſer Franz die Aufſtellung eines verbeſſerten moraliſch-politiſchen Judenſyſtems beſchloß, wurde Homberg 1793 nach Wien berufen, dieſes Syſtem auszuarbeiten, welches Elaborat denn auch 1797 erſchien. Für dieſes gelungene Werk erhielt der Verfaſſer die große goldene Ehrenmedaille zur Belohnung.

Homberg verblieb in Wien. Er wurde als Büchercenſor angeſtellt, und fand ſich auch ſonſt durch die ſchmeichelhaften Aufträge der k. k. Studien-Hofcommiſſion zur Bearbeitung moraliſch-religiöſer Lehrbücher für die jüdiſche Nation ehrenvoll beſchäftigt. 1818 wurde er zum außerordentlichen Lehrer der religiöſen Moral in Prag ernannt, und zwar mit dem Titel eines k. k. Schulrathes. Er bekleidete dieſes Amt bis in ſein ſpätes Greiſenalter. Homberg war der Neſtor der jüdiſchen Gelehrten Oeſterreichs; in dem ungewöhnlich hohen Alter von faſt 92 Jahren, entſchlief er den 24. Auguſt 1841 zu Prag.

Im Druck waren von ihm erſchienen: Commentar zum fünften Buche Moſes (für die Mendelsſohn'ſche Ueberſetzung), Berlin 1783. — Vertheidigung der jüdiſchen Nation gegen die in den Provinzialblättern enthaltenen Angriffe, Görz 1785. — Sendſchreiben an die Rabbiner ꝛc., Lemberg 1788. — Ueber die moraliſche und politiſche Verbeſſerung der Iſraeliten in Böhmen, (in Hufnagl's Journal) Frankfurt am Main 1796. — Zwölf Fragen

von dem Miniſter des Innern in Frankreich, der iſraelitiſchen Deputation vorgelegt; aus dem Franzöſiſchen, Wien 1806. — Imre Schefer, ein religiös-moraliſches Leſebuch, hebräiſch und deutſch, eb. 1808. — Ben Zion, ein religiös-moraliſches Leſebuch, eb. 1812, dann Prag 1814 und 1826. — Ben Jakir; über Glaubenswahrheiten ꝛc., eb. 1814. — Hackorem; Commentar zu den fünf Büchern Moses, eb. 1817. — Rede bey Eröffnung der religiös-moraliſchen Vorleſungen, Prag 1818.

F.

Hornthal, Franz Ludw. von.

Wohl den meiſten unſerer Leſern auch als talentvoller unerſchrockener öffentlicher Redner noch erinnerlich?! — Geboren 1760, ſtudirte F. L. Hornthal zu Bamberg mit beſtem Erfolge. Bald wurde er als Lehrer der fürſtbiſchöflichen Pagen daſelbſt angeſtellt. Einige Zeit hierauf ſituirte er ſich als Advocat. Seine ausgezeichneten Geiſteseigenſchaften und Kenntniſſe machten, daß er 1803 bayriſcher Landescommiſſär wurde, und in ziemlich raſcher Aufeinanderfolge Landesdirectionsrath, Stadtcommiſſär und Polizeydirector, 1806 rückte er zum Regierungscommiſſär, dann zum Rath bey der oberſten Juſtizbehörde in Franken vor.

Bald darauf gelang es ihm, den Schuldenſtand der Stadt Nürnberg, 12 Millionen Gulden betragend, zu

reguliren. In Finanzangelegenheiten anderer Art reiſte er 1809 nach Wien. In den für Deutſchland ſo wichtigen Jahren 1813 und 1815 verwendete er ſich mit Umſicht, Energie und wirkungsvollſter Thätigkeit für die Ausrüſtung bayriſcher Freywilliger. Für ſo viele weſentliche Verdienſte wurde er 1815 in den Adelſtand erhoben, was aber durchaus nicht den mindeſten Einfluß auf ſeine freyſinnigen Grundſätze hatte.

Bamberg wählte ihn zum erſten Bürgermeiſter; und als ſolcher traf er die nützlichſten Einrichtungen. Für Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens, für Einſchränkung im Staatshaushalte, für Verminderung der Armen und andere zeitgemäße Reformen ſprach und wirkte er auf den folgenden Landtagen in gewohnter beherzter, oft etwas überſpannter Weiſe. Mitten im kräftigſten Wirken ſtarb v. Hornthal den 27. Juny 1833 als Oberjuſtizrath zu Bamberg.

Auch als Schriftſteller war Hornthal thätig genug. Folgendes iſt die Reihe ſeiner gedruckten literariſchen Arbeiten, die wir aus dem Grunde vollſtändig anführen, weil ſie ſehr dazu dienen, ihren Verfaſſer, ſeine Situationen, ſeinen Geiſt und ſeine Tendenzen zu characteriſiren. Abdruck der an das k. Ober-Appellationsgericht zu München erlaſſenen Beſchwerden, das v. Liechtenſtein'ſche Schulſchulenarrangement betreffend, Bamb. 1811; über das Anlehensgeſchäft der vereinigten bayeriſchen Gutsbeſitzer, eb. 1824; zweyte Abhandlung über das Anlehensgeſchäft 2c., eb. 1824; Anſichten über den wechſelſeitigen Einfluß der Umwälzung des Staats und des Staatscredites, eb. 1816; werden die deutſchen Bundesfürſten an einem feindlichen

Einfalle in Spanien Theil nehmen? Nürnberg 1823; über den Congreß zu Verona, eb. 1822; Darſtellung der Ereigniſſe bey dem vom Fürſten Hohenlohe unternommenen Heilverfahren, Bamb. 1822; Darſtellung der Verhältniſſe der Stiftungen in Bamberg, eb. 1821; das Feſt aller Deutſchen am 18. October; zur Kritik der Verfaſſungsurkunde des Königreichs Bayern, Bamb. 1818; zum bayriſchen Landtage 1831, Nürnb. 1831; **Positiones ex omnia jure**, eb. 1788; Rede am 18. October 1816, eb. 1816; Sammlung allgemeiner Geſetze und Verordnungen vom Jahre 1837, eb. 1837; Schreiben an Herrn Staatsrath Dabelow in Göttingen, eb. 1816; über Souverainität, Staatsverfaſſung und Repräſentativform, eb. 1816; über das großherzoglich Weimar'ſche Strafurtheil gegen den Hofrath Oken, eb. 1819; die Verfaſſung und Verwaltung der Landgerichte in Bayern, eb. 1437; Vorſchläge über Abwendung der Fruchttheuerung, eb. 1817; werden die deutſchen Bundesfürſten in die innern Angelegenheiten Frankreichs ſich einmiſchen? Nürnb. 1831. — Anonym waren von Hornthal erſchienen: Briefe aus Bamberg über das Wundervolle des Fürſten v. Hohenlohe. 4 Lieferungen. Erlangen 1821, und: Miniſter Londonderry und ſein Federmeſſer, Nürnb. 1822.

Ueber Hornthals Weſen und Character ließ ſich 1824 eine öffentliche Stimme unter Andern alſo vernehmen: „Mit unendlichem Eifer für das Feſthalten und Ausbilden der Verfaſſung beſtritt er jede in ſolcher Beziehung nur irgend zweydeutige Aeußerung einzelner Miniſter und Regierungscommiſſäre oder Abgeordneter, ſo, daß eben

ſeine nie aus der Faſſung zu bringende, immer kräftige, nicht ſelten humoriſtiſche Oppoſition die Verhandlungen der Kammer fortwährend in großer und ſehr heilſamer Lebendigkeit erhielt. Selbſt der König und die Prinzen erkannten ſein Verdienſt und ſeine würdevolle Haltung öffentlich an, und nicht leicht hat ſich die Meinung im Volke über einen ſeiner Abgeordneten beſtimmter und ſchöner ausgeſprochen, wie über Hornthal. Denn mit trefflichen Kenntniſſen, reicher, vielgeprüfter Erfahrung, Witz, Wohlredenheit, edler Geſtalt, kraftvoller Stimme, freundlich ehrwürdigem Anſehen begabt, von Jugend auf in freyem Vortrage und Streitreden geübt, als allberühmter Sachwalter der ſchnellſten Faſſungskraft und Geiſtesgegenwart Meiſter, durch Stand und Vermögen völlig unabhängig, ohne eigenliebigen Ehrgeitz, von jeher Freund des Rechtes, der Freyheit und des Volkes, iſt Herr v. Hornthal der muthigſte Verfechter der Vaterlandsfreunde, und der unbeſtechlichſte, darum gefährlichſte, aber auch ehrenwertheſte Gegner der Anti- oder Halbconſtitutionellen in und außer der Kammer."

Daß ſolch' ein Mann der Feinde nicht wenige habe, verſteht ſich von ſelbſt. Kindiſch aber und unwürdig, ja lächerlich war es, ihm vorzuwerfen, daß nur ſein Wirkungskreis ſelbſt ihn zu dem gemacht, was er war. Man vergißt dabey die Kleinigkeit, daß er durch ſein Ich ſelbſt ſeine Sphäre ſich aufgeſchloſſen, und durch ſeinen Geiſt ſie belebt und geſtaltet habe zu dem, was ſie geworden.

F.

Jonas Jeitteles und Benedict Jeitteles.

(Vater und Sohn.)

In des Ritters Joh. Ferd. v. Schönfeld auf Trnowa Genealogie böhmiſcher Adelsfamilien wird Löb Jeitteles als Hof- und Leibarzt aufgeführt. Ein von dieſem abſtammender Urenkel war Jonas Jeitteles, den 15. May 1735 zu Prag geboren. Sein Vater war Apotheker und hielt den talent- und hoffnungsvollen Sohn zu demſelben Geſchäfte an, ohne wohl zu ahnen, daß dieſer Jüngling dereinſt zu den ausgezeichnetſten, ja mit Recht berühmteſten practiſchen Aerzten ſeines Jahrhunderts werde zu zählen ſeyn.

Nachdem Jonas ſeine propädeutiſchen Studien zurückgelegt hatte, bezog er 1752 die Univerſität Leipzig. Hier unter Profeſſoren, wie Schröckh, Ludewig, Erneſti rc. that er ſich bald als tüchtiger Zögling hervor. Zwey Jahre darauf ſetzte er ſeine Studien zu Halle fort, mit demſelben Eifer und Fleiß, mit denſelben glücklichen Ergebniſſen. 1755 erhielt er unter Junker's Prorectorat den medizinischen Doctorgrad. Als er im Jahre hierauf nach Prag zurückkehrte, unterzog er ſich, um ſich der Praxis widmen zu dürfen, einer ſtrengen Prüfung, und wurde ſofort unter dem Directorate des Freyh. Macceven O'Kelly v. Aghrim und unter dem Decanate des Naturforſchers Bohadſch, Mitglied der Prager mediciniſchen

Facultät. Sein Ruf als Arzt und Menſchenfreund verbreitete und befeſtigte ſich ſchnell. Seine thateifrige und nützliche Verwendung auch in anderweitigen Dienſtverhältniſſen ſteigerte ſeine Verdienſte, zu denen, was ſeine eigenen Glaubensgenoſſen betrifft, auch das gehört, daß es ſeinem Streben gelang, ihnen, und zwar auch für die Folgezeit, die Bewilligung zu ungeſtörter Praxis auszuwirken. Bey der 1772 aus Mangel an Lebensmitteln ausgebrochenen Epidemie war er ſo erſprießlich thätig, daß der große Swieten ihm die dankbarſte Anerkennung zollte. 1763 Phyſicus und Spitalarzt, wurde Jonas Jeitteles 1777 zum Gremialpräſes gewählt.

Der Ruf der vielen Vorzüge dieſes ſeltenen Mannes war auch in fremde Lande gedrungen und hatte manche ehrenvolle und vortheilhafte Einladung zur Folge; aber die aufrichtige Liebe zum vaterländiſchen Boden überwog all dieſe Reitze, und ſo lehnte er ſelbſt den Vorſchlag ab, die Stelle als zweyter Leibarzt am Hofe des Königs von Pohlen anzunehmen. Die vielſeitigen Berufsgeſchäfte geſtatteten ihm nicht, als Schriftſteller thätig zu ſeyn. Man hat bloß folgende zwey Schriften von ſeiner Feder: **Dissertatio medica sistens theoriam ac therapiam fluxus Diabetici**, Halle 1755 und **Observata quaedam medica**, Prag 1783. Dieſe Letztere wird von dem engliſchen Arzte Vogel, von Spiering, Hufeland ꝛc. mehrmals citirt. Sieben Abſchnitte daraus hat Nootnagel ſeinem Handbuche für practiſche Aerzte (3 Abtheilungen, Hamburg 1784—85) überſetzt einverleibt. Baldinger's Magazin lieferte einige Krankheitsgeſchichten von ihm.

Der vielverdiente ehrenwerthe Mann ſtarb den 18. April 1806, nachdem er 51 Jahre als Arzt, 43 Jahre als Phyſicus gewirkt hatte.

Sein älteſter Sohn Benedict, geboren zu Prag den 22. April 1762 überboth den Vater noch an Geiſtesfülle, an Scharfſinn in einer andern Berufsſphäre, welche da geſtattete, ſeine poetiſche und redneriſche Begabtheit zu entfalten, der Gelehrſamkeit zu huldigen, literariſchen Studien obzuliegen und menſchenfreundlicher Thätigkeit ſich noch unmittelbarer und einflußreicher zu weihen, als dieß bey einem Heilkünſtler der Fall ſeyn kann. Benedict war nähmlich durch eigene Neigung, wie durch des Vaters Antrag Theolog. Er zeichnete ſich als Prediger aus; ſein lebendiges fruchtbringendes Streben war überall auf Verbreitung hellerer Anſichten, auf Bekämpfung finſterer Vorurtheile, auf Beförderung wahrer Cultur des Herzens und Geiſtes (Letzteres wie unvermeidlich zu argem Widerſtand verholzter Anhänger des Obſcurantismus) gerichtet; eine reinere, wahrhaft philanthropiſche Philoſophie leitete ihn. Insbeſondere kannte er nichts Pflichtgemäßeres und Süßeres, als ſeinem Nächſten zu dienen, zu helfen, ſich für ihn aufzuopfern; er war nicht nur der Lehrer Aller, ſondern zugleich der Freund, der Hülfebringer, der Wohlthäter aller Bekümmerten, Gebeugten und Leidenden; dieß ſchien und war ihm die Hauptaufgabe ſeines Lebens, daher denn die ſinnige Umſchrift auf ſeinem von Berka geſtochenen Bildniß: „Menſchlicher als gelehrt; der Gelehrteſten Einer!“

Mit allen Kräften ſeiner Seele und ſeines Leibes für die leidende Menſchheit wirkend, ſollte auch ihr ſein leider ſo kurzes Daſeyn als Opfer fallen. Die blutigen Auftritte bey Dresden und Kulm 1813 hatten verurſacht, daß die Spitäler in Prag zu klein wurden. Da verwendete ſich Benedict Jeitteles für die Gründung eines Privatkrankenhauſes, brachte den Verwundeten Labung und Wohlthat in echt ſamaritiſchem Geiſte, wurde vom Spitalfieber ergriffen, und unterlag den 17. December.

Sein edles und ſegenreiches Walten war von der Regierung mehrmals durch Belobungsdecrete anerkannt worden.

Von des würdigen Gelehrten und unvergeßlichen Menſchen- und Vaterlandsfreundes ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind außer einigen hebräiſchen dichteriſchen Beyträgen in der Berliner Zeitſchrift „der Sammler“ 1789, 1790 und 1794 und mehreren Oden, Reden ꝛc., theils hebräiſch, theils deutſch gedruckt erſchienen: Divre Joſeph Hoachromin. Letzte Worte Kaiſer Joſephs II. Aus dem Deutſchen. Prag 1790. — Taam Hamelek. Critiſche Bemerkungen über einige Werke des Maimonides, nebſt Zuſätzen. 3 Bände, Brünn 1801. — Haorew, der Laurer. Eine polemiſche Correſpondenz, nebſt einer Vorrede über jüdiſche Münzen. Salonichi (Wien) 1795.

S—ée.

Joſephus Flavius *).

Ich habe keine unberühmte Familie, ſondern ſtamme von prieſterlichen Ahnen ab. So wie nun bey einer jeden Nation dieſes oder jenes die edle Geburt begründet, ſo iſt bey uns die Theilnahme an dem Amte und der Würde der Prieſter ein Zeichen einer ſehr berühmten Abkunft. Meine Abſtammung ſchreibt ſich indeſſen nicht bloß von Prieſtern her, ſondern auch von der erſten Abtheilung unter den vier und zwanzig Ordnungen der Prieſterſchaft und der angeſehenſten Familie in derſelben. Von mütterlicher Seite ferner bin ich ein Sprößling königlicher Ahnen; des Aſämonäus Söhne nähmlich, deren Enkelinn

*) Selbſtbiographie im Auszuge, den Leſern gewiß willkommener als von fremder Hand, weil ſie dadurch auch in Hinſicht der äußern Darſtellung und Schreibweiſe den Mann näher kennen lernen, den man den jüdiſchen Livius zu nennen pflegt. Aus dieſem Grunde und weil ſein Leben ein vielbewegtes, von merkwürdigen Geſchicken und Abenteuern durchflochtenes iſt, wird der größere Umfang dieſes Artikels wohl eben ſo zu rechtfertigen ſeyn, wie bey dem großen Sonnenfels im vorigen Bande.

Joſephus war i. J. 37 nach Chriſtus zu Jeruſalem geboren und i. J. 93 zu Rom geſtorben. Seine Geſchichte des jüdiſchen Krieges ſchrieb er zuerſt hebräiſch, dann griechiſch; ſeine jüdiſchen Alterthümer liefern die Geſchichte ſeines Volkes von den früheſten Zeiten an bis zum Ende der Regierung des Nero. Seine claſſiſchen Werke, ſämmtlich griechiſch, ſind in die meiſten Sprachen überſetzt und vielfach commentirt.

meine Mutter war, herrſchten eine ſehr geraume Zeit über unſere Nation als hohe Prieſter und Könige.

Meinen Vater Mathias zeichnete nicht bloß ſeine edle Geburt, ſondern noch mehr das Lob eines Biedermannes aus; ſo war er in der größten Stadt bey uns, in Jeruſalem auf's Ehrenvollſte bekannt. Ich wurde nun zugleich mit meinem leiblichen Bruder Nahmens Mathias auferzogen und unterrichtet, machte beträchtliche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, und ſchien mich ſowohl durch mein Gedächtniß als durch meinen Verſtand vorzüglich zu zeigen. Bereits als Knabe in einem Alter von ungefähr vierzehn Jahren erntete ich wegen meiner heißen Lernbegierde von allen hohen Prieſtern und den Erſten der Stadt jedesmahl in ihren Zuſammenkünften Lob ein.

Nach meinem 21. Jahre traf es ſich, daß ich nach Rom reiſete; die Veranlaſſung war folgende: Um die Zeit als Felix Statthalter über Judäa war, ließ dieſer einige Prieſter, die meine guten Freunde und rechtſchaffene und biedere Männer waren, wegen einer unerheblichen und geringen Urſache verhaften und nach Rom ſchicken, um ſich vor dem Kaiſer zu verantworten. Aus dem Wunſche ihre Rettung auszumitteln, beſonders da ich erfuhr, daß ſie, obſchon ſie in einem ſo bedrängten Zuſtande waren, des religiöſen Sinnes gegen die Gottheit eingedenk blieben, und ſich von Feigen und Nüſſen nährten, reiſete ich nach Rom, und war oft in Gefahren auf der See.

Wir ſchwammen nähmlich, ungefähr 600 an der Zahl, da unſer Schiff mitten auf dem adriatiſchen Meere

ein Raub der Fluten zu werden drohte, die ganze Nacht herum; endlich beym Anbruche des Tages ließ ſich uns durch Gottes Fürſorge ein Cyrenaiſches Schiff ſehen, in welches ich und einige Andere, achtzig zuſammen, dadurch, daß wir den Andern zuvor eilten, aufgenommen wurden. So kam ich denn wohlbehalten in Dicäarchia an — die Römer nennen dieſe Stadt Puteoli — und wurde ein Freund des Aliturus. Er war ein pantomimiſcher Schauſpieler, ein Liebling des Nero, und von Geburt ein Jude. Sogleich war ich nun darauf bedacht, wie ich durch ihn zur Bekanntſchaft mit der Gemahlinn des Kaiſers mit der Poppäa gelangte, dieſelbe um die Befreiung der Prieſter zu erſuchen. Sie gewährte mir dieſe Gnade, und ſo kehrte ich, nachdem ich noch außerdem reichlich von ihr beſchenkt ward, nach meinem Vaterlande zurück.

Ich finde indeſſen, daß der Keim zu Neuerungen ſchon aufſchoß, und daß Viele voll kecken Stolzes waren über den Abfall von den Römern, auf welchen ſie ſannen. Ich verſuche daher die Aufrührer zu beſänftigen; ich ſuche ihnen andere Geſinnungen einzureden.

Aus der Beſorgniß, daß beſtändig dieſer Geiſt in meinen Zureden wehete, mich zum Gegenſtande des Haſſes und Verdachtes zu machen, als wenn ich das Intereſſe der Feinde beabſichtige, und in Gefahr zu gerathen, von meinen Landsleuten gefangen und getödtet zu werden, verfüge ich mich, da die Antoniaburg — dieſe iſt ein Caſtell — bereits eingenommen war, in den innern Tempel. Nach der Ermordung des Manahemus indeſſen, ſo wie der Vorzüglichſten von der Straßenräuberbande, ging ich

wieder aus dem Tempel, und hielt mich zu den hohen-Prieſtern und den angeſehenſten Phariſäern.

Schon quälte uns eine nicht geringe Furcht, da wir das Volk in Waffen ſahen; ſelbſt hingegen verlegen, wie wir uns benehmen ſollten, und unvermögend, dem Umwälzungsſchwindel ein Ziel zu ſetzen, ſagten wir, da augenſcheinliche Gefahr über uns ſchwebte: wir wären ganz einerlei Meinung mit ihnen, riethen ihnen aber, ſich ruhig zu verhalten, und den Abzug der Feinde zu verſtatten, weil wir hofften, daß Ceſtius ſehr bald mit einer großen Macht anrücken und die empöreriſchen Bewegungen ſtillen würde.

Er kam nun angezogen, ſchlug und ward beſiegt; viele von ſeinen Leuten blieben; des Ceſtius Niederlage ward für unſere ganze Nation eine Quelle des Unglücks.

Nun ſendeten die Erſten von Jeruſalem, weil ſie theils ſahen, daß die Anfrührer zugleich mit den Revolutionsfreunden ſehr wohl mit Waffen verſehen waren, theils auch fürchteten, im Falle ſie ferner unbewaffnet blieben, in die Gewalt ihrer Feinde zu gerathen — welches nachher auch der Fall wurde, theils erfahren hatten, daß ganz Galiläa noch nicht von den Römern abgefallen war, ein Theil hingegen davon ſich noch ruhig verhielt, mich und zwey anderere Prieſter, zwey unſträſliche und biedere Männer, den Joazarus und Judas, als Geſandte ab, um dieſe Bösgeſinnten zu überreden, die Waffen niederzulegen, wie auch, ſie davon zu belehren, daß es beſſer wäre, wenn dieſelben für den Theil der Nation aufbewahret würden, der von edler Vaterlandsliebe beſeelt wäre. Es ward nun folgender Entſchluß gefaßt: Wir ſollten

die Leute dahin zu bringen ſuchen, daß ſie beſtändig die Waffen für künftige Ereigniſſe in Bereitſchaft halten, indeſſen warten möchten, um zu erfahren, welche Schritte die Römer thun würden.

Mit dieſen Aufträgen langte ich denn in Galiläa an und fand die Sepphoriten in nicht geringer Angſt wegen ihres Vaterlandes, weil die Galiläer die Plünderung desſelben beſchloſſen hatten. Dieſer Vorſatz hatte theils in der freundſchaftlichen Geſinnung, welche jene für die Römer hegten, theils in der Zuſage, welche ſie dem Ceſtius Gallus, dem damahligen Statthalter von Syrien, von ihrer Treue und Ergebenheit gegeben hatten, ſeinen Grund. Alle dieſe befreyete ich indeſſen ſehr bald von ihrer Furcht, indem ich das Volk in eine für ſie günſtige Stimmung ſetzte, und ihnen erlaubte, ſo oft ſie Luſt hätten, nach ihren Landsleuten hinzuſchicken, die beym Ceſtius zu Dora, einer Stadt in Phönizien, als Leibbürgen waren. Doch die Einwohner von Tiberlas, erfuhr ich, hatten bereits die Waffen ergriffen.

Bei dem Zuſtande in Tiberias und dem herrſchenden Geiſt in Giſchala: Johannes, der Sohn des Levi, ſah nicht ſo bald, daß einige von ſeinen Mitbürgern wegen ihres Abfalles von den Römern ſehr ſtolz waren ſo bemühte er ſich, dieſelben in Schranken zu halten, und erſuchte ſie um die fernere Fortdauer ihrer Treue und Ergebenheit gegen die Römer. Doch er erreichte nicht das Ziel ſeiner Bemühung, obſchon er ſich ſehr beeiferte. Die Völkerſchaften nähmlich ringsherum, die Gadarener und Gabarener, die Soganenſer und Tyrier bringen einen großen

Heerhaufen auf die Beine, überfallen Giſchala, nehmen die Stadt mit ſtürmender Hand ein, verwandeln ſie in einen Aſchenhaufen, machen ſie ſodann dem Erdboden gleich, und ziehen wieder nach Hauſe. Johannes ereifert ſich hierüber, bewaffnet alle Leute, die er bey ſich hatte, ſchlägt mit den eben genannten Völkerſchaften, läßt Giſchala wieder ſchöner aus dem Schutte hervorgehen, und dieſe Stadt zur Sicherheit für die Zukunft mit Mauern umgeben.

Gamala hingegen blieb den Römern treu und ergeben aus folgender Urſache: Der Sohn des Jakimus, Philippus, der Statthalter des Königs Agrippa, hatte ſich kaum wider ſeine Erwartung aus dem königlichen Palaſte zu Jeruſalem, der belagert ward, glücklich durch die Flucht gerettet, als er in eine andere Gefahr gerieth und beynahe von dem Manahemus und dem Straßenräubercorps desſelben um's Leben gekommen wäre. Einige Babylonier, ſeine Anverwandten, die in Jeruſalem waren, verhinderten die Straßenräuber an der Ausführung ihres Vorhabens. Philippus blieb deßwegen vier Tage daſelbſt und entfloh am fünften, nachdem er falſches Haar umgelegt hatte, um nicht erkannt zu werden.

Als ich nun nach Galiläa gekommen war, ſo ſchreibe ich hierüber an den Sanhedrin in Jeruſalem um Verhaltungsbefehle. Die Mitglieder desſelben erſuchen mich zu bleiben, und rathen mir zugleich an, meine Mitgeſandten, wenn ſie ſonſt geneigt dazu wären, bey mir zu behalten, und Galiläas Intereſſe wahrzunehmen. Der Entſchluß meiner Mitgeſandten indeſſen, die durch die Zehnten, welche ihnen gegeben wurden, ſehr wohl=

habend waren, und zu deren Annahme die Prieſterwürde ſie befugte, war: Rückkehr in ihre Vaterſtadt. Doch ſie ließen ſich auf meine Aufforderung wenigſtens ſo lange zu bleiben, bis wir den Zuſtand der Dinge geordnet hätten, überreden. Ich brach daher in ihrer Geſellſchaft aus der Stadt Sophoris auf, und kam nach einem Flecken Nahmens Bethmaus, welcher vier Stadien von Tiberias liegt, wohin ich, durch einen abgeſchickten Bothen, den Rath von Tiberias und die Erſten von der Bürgerſchaft zu mir hatte entbiethen laſſen.

Nach ihrer Ankunft — auch Juſtus war mit ihnen gekommen — ſagte ich: Vom Sanhedrin zu Jeruſalem wäre ich, zugleich mit dieſen Männern, als Geſandter an ſie abgeſchickt, um ſie zu überreden, den Palaſt niederzureißen, welchen der Tetrarch Herodes hätte erbauen laſſen, weil er mit Abbildungen von Thieren verziert wäre, obſchon unſere Geſetze dergleichen Verzierungen unterſagten. Ich erſuchte ſie daher, uns zu erlauben, dieſes je eher, je lieber thun zu dürfen. Doch Capellus und die Erſten von ihnen wollten es uns lange Zeit nicht verſtatten; auf unſer ſtärkeres Andringen indeſſen ſtimmten ſie uns bey.

Allein Jeſus, der Sohn des Sapphias, welcher zuerſt die Fackel des Aufruhrs der Tibérienſer und ihres Abfalles von den Römern anzündete, kam uns zuvor, und ſteckte mit einigen Galiläern, die er an ſich gezogen hatte, den ganzen Palaſt in Brand; er glaubte, er werde ſich ſehr aus demſelben bereichern können, da er ſah, daß einige Plafonds der Zimmer vergoldet waren. Sie hatten denn nun Manches geraubt,

und ganz unſerer Abſicht entgegen gehandelt. Nach einer Unterredung mit dem Capellus und den erſten Tiberienſern verfügten wir uns nun von Bethmaus hin nach Obergaliläa. Mit ſeiner Rotte ermordete Jeſus hierauf jeden hier wohnenden Griechen, ſo wie Alle, welche vor dem Ausbruche des Krieges Feinde von ihm geweſen waren.

Gar ſehr in Zorn brachte mich dieſe Nachricht; ich verfügte mich daher nach Tiberias und wandte alle Sorgfalt an, um ſo viel wie möglich vom Geräthe der königlichen Perſonen den Händen der Räuber zu entreißen. Es beſtand dieſes in Leuchtern von Corinthiſchem Erze, in vorräthiger Caſſa der königlichen Perſonen und in einer beträchtlichen Maſſe ungeprägten Silbers. Alles was ich erhaſchte, war meine Abſicht, dem Könige aufzubewahren. Ich ließ hierauf zehn von den erſten Mitgliedern des Raths, ſo wie den Capellus, den Sohn des Antylus, zu mir holen, und ſchärfte ihm bey Ueberlieferung des Geräthes zugleich ein, es an Keinen außer mir auszuliefern.

Von hier kam ich mit meinen Mitgeſandten nach Giſchala zum Johannes, um zu erfahren, wie er wohl geſinnt wäre. Ich merkte nun bald, daß ſein Streben auf Staatsumwälzungen gerichtet, er von Herrſchſucht beſeelt wäre.

Sobald ich meine Mitgeſandten von Giſchala nach Jeruſalem entlaſſen hatte, war ich ernſtlich auf Waffenrüſtungen und Befeſtigung der Städte bedacht. Ich ließ nun die nahmhafteſten von den Aufrührern zu mir rufen, weil ich keine Möglichkeit zu ihrer Entwaffnung ſah, und

ſuchte das Volk zu überreden, dieſelben in Sold zu nehmen); es wäre beſſer, ſagte ich, ihnen lieber frey-willig etwas Weniges zu geben, als ſich, mit gleichgül-tigen Augen Hab' und Güter von ihnen rauben zu laſſen. Ich ließ mir daher von ihnen ſchwören, daß ſie nicht eher in dieſe Landſchaft kommen wollten, als bis ſie gerufen würden, oder ihren Sold nicht erhielten; darauf entließ ich ſie mit dem Verbothe: weder die Römer, noch die Grenznachbarn zu befehden, indem meine haupt-ſächlichſte Sorge auf die Erhaltung des Friedens in Ga-liläa gerichtet wäre.

Aus dem Wunſche, ferner mich der obrigkeitlichen Perſonen der Galiläer, deren ungefähr ſiebenzig im Ganzen waren, vermittelſt einer freundſchaftlichen Verbindung gleichſam als Leibbürger ihrer Treue und Ergebenheit zu mir zu verſichern, wählte ich dieſelben zu meinen Freunden und Reiſegefährten, zog ſie mit zu den Gerichtsſitzungen und fällte nach ihrem Gutachteu die Urtheilsſprüche, weil meiu Beſtreben darauf gerichtet war, nicht durch ein un-bedachtſames Verfahren die Richtſchnur des Rechts zu verfehlen, vielmehr in den rechtlichen Entſcheidungen meine Hände von jeder Art der Beſtechung rein zu halten.

So groß war das Wohlwollen und die Ergebenheit der Galiläer gegen mich, daß, waren ihre Städte gleich mit ſtürmender Hand erobert, und ihre Gattinnen und Kinder in Sclaverey geſtürzt worden, ſie dennoch nicht ſo ſehr über ihren eigenen Jammer ſeufzten, als für meine Erhaltung beſorgt waren. Dieſe Wahrnehmung entzündete Neid in der Bruſt des Johannes; er erſuchte mich daher

in einem Briefe um die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Tiberias, woſelbſt er ſich der warmen Bäder zur Herſtellung ſeines kränkelnden Körpers zu bedienen wünſche. Ohne im geringſten einen Argwohn zu hegen, daß er mit einem Bubenſtück ſchwanger gehe, wehre ich ihm dieſes nicht, ſondern ſchreibe vielmehr nahmentlich an die Perſonen, denen ich die Regierungsgeſchäfte in Tiberias anvertrauet hatte, dem Johannes und ſeinem Gefolge ein Quartier einzurichten und ihn mit allem Nothwendigen reichlich zu verſehen. Ich lebte um die Zeit gerade in einem Flecken in Galiläa, Nahmes Cana.

Johannes verleitete nun nach ſeiner Ankunft in der Stadt Tiberias die daſigen Einwohner, von ihrer Treue und Anhänglichkeit gegen mich abzulaſſen, und ſich zu ihm zu geſellen. Viele, die beſtändig nach Staatsumwürfen gierten, und von Natur zu Zerüttungen der beſtehenden Staatsverfaſſung recht aufgelegt waren, ja des Aufruhres ſich freueten, nahmen dieſe Aufforderung mit Freuden an. Doch vorzüglich ſäumten Juſtus und Piſtus nicht, von mir abzufallen, und ſich dem Johannes anzuſchließen. Ich kam ihnen indeſſen zuvor und hinderte ihr Vorhaben. Es kam nähmlich ein Bothe von Silas, den ich zum Gouverneur von Tiberias ernannt hatte, um mir den Vorſatz der Tiberienſer zu melden und zugleich meine ungeſäumte Ankunft zu erbitten; durch mein Zögern würde nähmlich die Stadt in fremde Bothmäßigkeit kommen.

Sogleich wie ich des Silas Brief geleſen hatte, ſetze ich mich mit 200 Mann während der ganzen Nacht in

Marſch, und ſchicke einen Bothen voraus, um den Tibe-rienſern meine Ankunft zu melden. Kaum nähere ich mich früh Morgens der Stadt, ſo kommt mir das Volk ent-gegen, und mit demſelben auch Johannes; kaum hat er mir ziemlich beſtürzt und verlegen ein Willkommen ge-ſagt, ſo verfügt er ſich eiligſt aus Beſorgniß, daß, wenn ſein Beginnen in nähere Prüfung gezogen würde, er in Lebensgefahr gerathen möchte, nach ſeinem Quartiere. Hierauf entließ ich, nachdem ich in die Rennbahn ge-kommen war, meine Leibwache und verſuchte, indem ich bloß einen von derſelben nebſt zehn Soldaten bey mir behielt, zu den verſammelten Tiberienſern zu reden. Auf einem hohen abgegitterten Platze ſtehend, ermahnte ich ſie nicht ſo ſchnell abzufallen; dieſer Wankelmuth würde ihnen Mißbilligung zuziehen; ſie würden auf eine gerechte Weiſe den künftigen Statthaltern verdächtig werden, daß ſie auch ihnen nicht unverletzte Treue und Ergebenheit be-weiſen würden.

Noch hatte ich nicht ganz ausgeredet, als ich hörte, daß einer von meinen Leuten mich herunterſteigen hieß, der jetzige Augenblick verſtatte mir nicht, auf Maßregeln Be-dacht zu nehmen, wie ich mir die Tiberienſer verpflichten möchte, ſondern an meine eigene Rettung zu denken, und die Art, wie ich den Feinden entfliehen könnte. Es hatte nähmlich Johannes einige von ſeinen Soldaten — er ſtand an der Spitze eines Corps von tauſend Mann — ausgewählt, und dieſelben, da er in Erfahrung gebracht hatte, daß ich mit meinen Leuten faſt ſchutzlos in der Rennbahn wäre, mit dem Befehle abgeſchickt, mich zu er-

morden. Schon kamen die Abgeſchickten angezogen, und würden gewiß ihren Auftrag ausgeführt haben, wenn ich nicht geſchwind von der umgitterten Anhöhe mit meinem Trabanten Jacobus heruntergeſprungen wäre. Ein Tiberienſer Nahmens Herodes reichte mir hierauf ſeine Hand, und führte mich nach dem See hin. Hier ſetzte ich mich in ein Schiff, welches ich vorfand, und ſegelte nach Tarichäa und ſo entfloh ich, wie man wohl nicht vermuthet hatte, meinen Feinden.

Die Bewohner dieſer Stadt wurden nun ſehr aufgebracht, wie ſie die Treuloſigkeit der Tiberienſer erfuhren, greifen haſtig zu den Waffen, und bitten mich, ſie gegen jene zu führen; ſie wollten, ſagten ſie, ihren Statthalter an denſelben rächen. Sie melden das Vorgefallene an alle Bewohner Galiläa's, beeifern ſich gar ſehr, auch dieſe gegen die Tiberienſer aufzuwiegeln und bitten dieſelben, in recht zahlreichen Haufen zu ihnen zu ſtoßen, um mit dem Behrathe des Statthalters ausführen zu helfen, was er für gut finden würde. In Waffenrüſtung kamen nun viele Galiläer aus allen Gegenden und forderten mich auf, gegen Tiberias zu rücken, die Stadt mit ſtürmender Hand einzunehmen, ſie ganz dem Erdboden gleich zu machen, und die Einwohner nebſt ihren Weibern und Kindern in Sclaverey zu ſtürzen; eben dazu riethen meine Freunde, die ſich glücklich aus Tiberias gerettet hatten.

Ich ſtimmte ihnen indeſſen nicht bey, weil ich es für etwas Schreckliches hielt, einen Bürgerkrieg anzufachen; Haderſucht, glaubte ich, müſſe nicht weiter als bis zu Worten kommen. So zu verfahren, ſagte ich

ferner, wäre ihnen ſelbſt nicht einmahl nützlich, da die Römer es feſt erwarteten, daß ſie ſich durch Aufruhr gegen einander ſelbſt aufreiben würden. Durch dieſes Angeführte ſtillte ich den Zorn der Galiläer.

Johannes fürchtete indeſſen für ſich, weil ſeine tückiſche Nachſtellung das Ziel verfehlt hatte, und zog eiligſt mit ſeinen Soldaten von Tiberias nach Giſchala. In einem Briefe, den er von hier an mich ſchrieb, ſuchte er ſich wegen des Vorgefallenen zu entſchuldigen: es wäre nicht mit ſeinem Wiſſen und Willen gekommen, er bäte, keinen Verdacht gegen ihn zu hegen; durch Eidſchwüre und ſchreckliche Verwünſchungen, die er noch hinzuſetzte, hoffte er Glauben für den Inhalt ſeines Briefes finden zu werden.

Doch die Galiläer, von denen noch viele andere ſich abermahls aus der ganzen Landſchaft in Waffenrüſtung geſammelt hatten, erſuchten mich, weil ſie den Menſchen als einen Buben und Meineidigen kannten, ſie gegen ihn zu führen und waren erbötig ihn zu tödten, und Giſchala von Grund aus zu zerſtören. Ich gab ihnen hierauf meinen Dank für ihre gütige Bereitwilligkeit zu erkennen, ſo wie die Verſicherung, daß ich an Beweiſen des Wohlwollens und der Liebe ihnen nicht nachſtehen wolle. Zugleich mit meinen dringenden Ermahnungen ſich zu mäßigen, erſuchte ich ſie, mir zu verzeihen, wenn ich dieſe unruhigen Auftritte, ohne daß Bürgerblut vergoſſen würde, zu ſtillen wünſchte. Hierdurch überredete ich die große Anzahl der Galiläer, und begab mich nach Sephoris.

Mittlerweile ſchickte der König Agrippa zur Eroberung der Feſtung Gamala einen Heerhaufen ab, an deſſen Spitze Aequiculus Modius ſtand. Das abgeſchickte Corps indeſſen, welches ſich nicht hinlänglich ſtark fühlte zur Belagerung, ſuchte dadurch, daß es die Landſtraßen beſetzte, Gamala zu ſchaden. Der Dekadarch Ebutius ferner, dem die Befehlshaberſtelle über das große Feld anvertraut war, erfuhr kaum meine Ankunft in dem Flecken Simonias — der lag an der Grenze von Galiläa, ſechzig Stadien von ihm entfernt — als er ſogleich in der Nacht mit hundert Reitern, die er bey ſich hatte und einigem Fußvolk, es waren ungefähr zweyhundert Mann — ſo wie im Gefolge der Bürger von Gaba, ſeiner Kampfgenoſſen, ſich in Marſch ſetzte und nach dem Flecken kam, in welchem ich mich aufhielt.

Da ich mich nun mit einer beträchtlichen Macht ihm gegenüber in Schlachtordnung ſtellte, ſo ſuchte Ebutius uns, weil er großes Zutrauen zu ſeiner Reiterey hegte, ins freye Feld zu locken, wir waren indeſſen hierzu nicht willfährig. In der Ueberzeugung nähmlich, daß der Vortheil auf Seiten der Reiterey ſeyn würde, wenn wir uns in die Ebene begeben wollten, — denn wir waren faſt Alle zu Fuß — beſchloß ich, hier mit den Feinden zu ſchlagen. Ebutius leiſtete mit ſeinen Leuten eine Weile wackere Gegenwehr. Weil er indeſſen einſah, daß ſeine Reiterey in Hinſicht auf das Terrain nicht mit Vortheil gebraucht werden konnte, ſo zog er ſich wieder, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, nach der Stadt Gaba; er hatte drey Mann im Gefechte verloren.

Doch ich folgte ihm mit meinen zweytauſend Soldaten auf dem Fuße nach. Bereits war ich nach der Stadt Bäſara gekommen, die an der Grenze von Ptolemais, zwanzig Stadien von Gaba entfernt liegt; hier hielt ſich Ebutius auf. Ich ſtellte nun meine Soldaten vor dem Orte auf und befahl ihnen, auf alle Wege ein wachſames Auge zu haben, damit die Feinde uns nicht beunruhigen könnten, während wir das Getreide wegbringen ließen. Die Königinn Berenice hatte nähmlich, aus den ringsherum liegenden Flecken, große Kornmagazine in Bäſara auflegen laſſen.

Hierauf ließ ich die Kamehle und Eſel, wovon ich ziemlich viele bey mir führte, beladen, und das Getreide nach Galiläa ſchicken. So wie ich dieſes bewerkſtelligt hatte, ſuchte ich den Ebutius zu einem Gefechte hervor zu locken. Weil er indeſſen keine Luſt dazu hatte — unſere Bereitwilligkeit und Herzhaftigkeit hatten ihn Schranken geſetzt — ſo zog ich gegen den Neapolitanus, von dem, wie ich hörte, das Gebieth der Tiberienſer ausgeplündert wurde. Dieſer Neapolitanus war Befehlshaber von einem Corps Reiterei, und lag zu Scythopolis in Beſatzung, um die Stadt vor feindlichen Streifparthien zu ſchützen. Kaum hatte ich der Fortſetzung ſeiner Mißhandlungen gegen Tiberias gewehrt, als ich meine ganze Fürſorge auf Galiläa richtete.

Johannes indeſſen, der Sohn des Levi, hatte nicht ſobald erfahren, daß mir alles recht nach Herzenswunſch ging, daß ich mich ganz der Gunſt und Liebe meiner Unterthanen freuete, ſo wie den Feinden ein Gegenſtand

des Schreckens wäre, ſo wurden die Saiten ſeines Herzens verſtimmt, und es öffnete ſich, im Wahne, daß das Wohlgelingen in dem, was ich unternahm, ſeinen Sturz verurſachen werde, den giftigen Einflüſſen des Neides. In der Hoffnung, hierauf den Strom meines günſtigen Glückes zu hemmen, wenn er den Haß meiner Unterthanen gegen mich anregen könnte, ſuchte er die Einwohner von Tiberias und Sophoris, und nebſt dieſen auch die von Gabara — gerade den größten Städten in Galiläa — zum Abfalle von ihrer Treue und Anhänglichkeit an mich zu verführen und auf ſeine Seite zu bringen; er wolle ſie, ließ er ſich verlauten, beſſer anführen als ich.

Die Sophoriten indeſſen bewieſen Keinem von uns einige Aufmerkſamkeit, weil ſie die Römer als Oberherrn liebgewonnen hatten und zeigten gar keine Zuneigung für ſeinen Antrag; die Tiberienſer hingegen hatten freilich keinen Sinn zum Abfall, erklärten ſich aber doch ſo günſtig, daß ſie ſeine Freunde ſeyn wollten; die Einwohner von Gabara traten auf des Johannes Seite. Es war Simon, der ſowohl der Vornehmſte in der Stadt war, als auch in einem freundſchaftlichen und vertrauten Vernehmen mit dem Johannes ſtand, welcher ſie hierzu aufmunterte. Oeffentlich jedoch wollten ſie des Abfalls nicht Wort haben — ſie fürchteten ſich nähmlich ſehr vor den Galiläern, da ſie oftmahls das Wohlwollen derſelben gegen mich aus Erfahrung kennen gelernt hatten — heimlich aber lauerten ſie auf eine günſtige Gelegenheit und ſuchten mir nachzuſtellen.

Die Einwohner von Tiberias erſuchten den König, zur Beſchützung ihrer Gegend ein Corps Soldaten zu ſchicken. Dies ſchrieben ſie an ihn. Nach meiner Ankunft bey ihnen baten ſie mich im Gegentheile, die Mauer nach meinem Verſprechen für ſie aufführen zu laſſen; ſie hatten nähmlich gehört, daß die zu Tarichäa bereits aufgebaut wäre. Einwilligend in ihre Bitte, da ich bereits alle Baumaterialien bereit hatte, befahl ich den Bauleuten mit der Arbeit zu beginnen. Am dritten Tage indeſſen nach meiner Abreiſe von Tiberias nach Tarichäa, welche Stadt dreißig Stadien von jener entfernt liegt, traf es ſich, daß einige römiſche Reiter nicht fern von der Stadt auf ihrem Marſche geſehen wurden; dieſe erregten die Meinung, daß der vom Könige erbethene Heerhaufen käme. Sogleich ertönten aus dem Munde eines Jeden laute Lobeserhebungen des Königs, Läſterreden meiner Perſon. Jemand, der zu mir gelaufen kam, berichtet mir ihre Geſinnung, ihren Beſchluß, von mir abzufallen.

Ueber dieſe Nachricht wurde ich ſehr beſtürzt, weil ich gerade aus Tärichäa, da auf den folgenden Tag der Sabbath fiel, die Soldaten nach Hauſe entlaſſen hatte. Wollte ich doch nicht gerne die Leute von Tarichäa vom Militär beunruhigen und beläſtigen laſſen! So oft ich mich daher bey ihnen aufhielt, trug ich nicht einmahl Sorge meine Leibwache um mich zu haben, da ich manche Erfahrung von der Treue und Anhänglichkeit der Einwohner gegen mich gemacht hatte. Ich war deßwegen verlegen, was ich thun ſollte, weil nur ſieben Soldaten und einige Freunde bey mir waren. Meine Soldaten nähmlich

zurückrufen zu laſſen fand ich, weil der heutige Tag ſich ſchon zu Ende neigte, eben ſo wenig für gut, als ſelbſt nach ihrer Ankunft, am folgenden Tage zu den Waffen greifen zu laſſen, da unſere Geſetze, ſcheine die Noth auch noch ſo groß und dringend, uns dieſes unterſagen.

Wollte ich auch den Einwohnern von Tarichäa und den Fremden bey ihnen die Plünderung der Stadt erlauben, ſo ſah ich doch voraus, daß ihre Anzahl nicht zahlreich genug ſey; ſah voraus, daß mein Aufſchub zu lange dauern würde. Der Heerhaufen des Königs vermuthete ich nähmlich, würde mir das Vorſpiel abgewinnen und ich um den Beſitz der Stadt kommen. Meine Abſicht ging daher auf eine Kriegliſt, von welcher ich gegen die Stadt Gebrauch machen wollte. Sogleich ſtellte ich demnach diejenigen von meinen Freunden, auf deren Treue ich mich ganz verlaſſen konnte, vor die Thore von Tarichäa um ein wachſames Auge auf Jeden zu haben, welcher hinaus gehen wollte; laſſe die Bürger aus den erſten Häuſern zu mir rufen, befehle einem jeden, ſein Schiff ins Waſſer zu bringen, ſich zugleich mit einem Steuermann in dasſelbe zu begeben und mir nach der Stadt Tiberias zu folgen. Hierauf ſchiffte ich mich ebenfalls ein, mit meinen Freunden und Soldaten, deren Anzahl wie geſagt, nur ſieben war, und ſegelte nach Tiberias.

Die Tiberienſer, als ſie merkten, daß kein Heerhaufen vom Könige zu ihnen kam, und im Gegentheile den ganzen See voller Schiffe ſahen, fingen an für ihre Stadt zu fürchten, und wurden voller Angſt und Beſtürzung, im Wahne, daß die Schiffe voll Seeſoldaten

wären, anderen Sinnes. Sie werfen die Waffen von ſich, eilen mit Weibern und Kindern mir entgegen, erheben mich lobpreiſend bis an den Himmel — ſie vermutheten nämlich, ich hätte von ihrem Entſchluſſe gar keine Nachricht vorher erhalten — und bitten um Schonung ihrer Stadt. Nahe bereits derſelben befahl ich den Steuerleuten, noch fern vom Lande Anker zu werfen, damit es den Tiberienſern nicht deutlich werden möchte, daß die Schiffe leer von Soldaten wären. Nach meiner Annäherung rügte ich empfindlich in einem Schiffe ihre Bethörung, daß ſie ſo flatterhaften Sinnes, ohne allen gerechten Vorwand die mir gegebene Verſicherung ihrer Treue verletzten, gelobte ihnen jedoch für die Zukunft zuverläßliche Verzeihung ihres Fehltrittes, wenn ſie mir zehn von den Vorſtehern des Volkes ſchicken wollten. Sie gehorchten ohne Anſtand und ſchickten die Anzahl der Männer, die ich vorher beſtimmt hatte; ich ließ dieſelben einſchiffen und nach Tarichäa in Verhaft bringen.

Die Tiberienſer, als ſie nach meiner Ankunft in Tarichäa, die Kriegsließ erfuhren, wunderten ſich gar ſehr, daß ich ohne Menſchenblut vergoſſen zu haben, ihren Tollſinn beſänftigt hatte. Ich ließ hierauf einige von den vielen Tiberienſern aus dem Gefängniſſe zu mir holen — unter dieſen war auch Juſtus und ſein Vater Piſtus — und mit mir ſpeiſen. Ueber Tafel ſagte ich denn: Ich wüßte ſehr wohl, daß die römiſche Macht jede andere übertreffe, ſchwieg aber der Aufrührer wegen davon. Zugleich empfahl ich ihnen ein ähnliches Benehmen, ſo wie auf den paſſenden Zeitpunkt zu warten, und nicht über

mich, als ihren Oberanführer, ungehalten zu werden, denn nicht leicht möchten ſie wohl wieder einen andern erhalten können, der mit ſolcher Sanftmuth und Milde ſein Amt verwalte.

Inzwiſchen fiel die Landſchaft Gaulanitis bis auf den Flecken Solyma von dem Könige ab. Auch um die Flecken Seleucia und Sogane, die von Natur ſehr feſt ſind, ließ ich Mauern aufführen. Einige Flecken außer dem in Obergaliläa befeſtigte ich, obſchon ſie auf Felſen lagen, auf gleiche Weiſe; die Nahmen derſelben waren Jamnia, Meroth und Achabare. In Untergaliläa verſchanzte ich ebenfalls die Städte Tarichäa, Tiberias und Sopphoris, und die Flecken: Die Höhle der Arbeler, Berſabe, Selamis, Jotapata, Capharekcho, Sicho, Japha und den Berg Itabyrium. In allen dieſen Plätzen ließ ich zur Sicherheit für die Zukunft Getreidemagazine und Zeughäuſer einrichten.

Indeſſen wuchs der Haß des Johannes, des Sohnes von Levi, von Tage zu Tage gegen mich; daß mir Alles ſo ſehr glücklich von Statten ging, war ihm unerträglich. Mit dem Vorſatze mich durchaus, es koſte was es wolle, aus dem Wege zu ſchaffen, ließ er um ſeine Vaterſtadt Giſchala Mauern aufführen und ſeinen Bruder Simon und ſo wie des Siſenna Sohn, den Jonathan, und ungefähr hundert Soldaten nach Jeruſalem an den Simon, den Sohn des Gamaliel abgehen, um dieſen zu erſuchen, den hohen Rath in Jeruſalem dahin zu beſtimmen, mich der Regierung über die Galiläer zu entſetzen und ihm die Gewalt über dieſelben zuzuerkennen.

Dieſer Simon war aus Jeruſalem und ſtammte aus einer ſehr vornehmen Familie; er gehörte in die Secte der Phariſäer, welche ſich durch ſorgfältige Nachlebung der vaterländiſchen Statuten von den übrigen Secten auszuzeichnen ſchmeichelt. Außerdem war er ein Mann von vieler Einſicht und Urtheilskraft und talentvoll, Sachen, welche in einem ſchlimmen Zuſtande waren, durch ſeine Klugheit wieder ins gehörige Geleiſe zu bringen; hierzu kam noch, daß er ein alter Freund und Bekannter des Johannes war und damahls eine ſehr feindſelige Geſinnung gegen mich hegte.

Offenen Ohres für die Aufforderung ſeines Freundes ſuchte er nun die hohen Prieſter Ananus und Jeſus, den Sohn des Gamala, ſo wie einige andere Mitglieder ihrer Parthey zu überreden, mich, deſſen Macht größer und größer würde, wie einen wilden Schößling auszurotten, und nicht mit gleichgültigen Augen zuzuſehen, daß ich mich auf den Gipfel des Ruhmes ſchwänge; es würde ihnen ſelbſt erſprießlich ſeyn, ſetzte er hinzu, wenn ich der Statthalterſchaft über Galiläa entſetzt würde.

Dem Ananus hingegen und ſeinen Anhang ermunterte er zur ungeſäumten Ausführung ihres Plans, damit ich nicht denſelben eher erfahren, und mit einem zahlreichen Heerhaufen gegen die Stadt rücken möchte. So lautete Simons Rath. Der hohe Prieſter Ananas erklärte indeſſen, daß die Sache nicht ſo leicht wäre; viele von den Vorſtehern des Volkes gäben mir das rühmliche Zeugniß, daß ich meinen Pflichten als Statthalter vortrefflich nachkäme, eine Klage hingegen wider einen Mann zu er-

heben, zu deſſen Tadel ſie nichts vorbringen könnten, wäre eine Handlungsweiſe bösgearteter Menſchen.

Sogleich nach dieſer Erklärung des Ananus erſuchte ſie Simon um die Geheimhaltung, und ja nicht dieſe Verhandlungen dem Volke bekannt werden zu laſſen; er wolle, verſicherte er, ſchon dafür ſorgen, daß ich fein bald aus Galiläa weggeſchafft würde. Er ließ hierauf den Bruder des Johannes zu ſich rufen und gab ihm den Auftrag, dem Ananus und ſeinen Anhängern Geſchenke zuzuſchicken; auf dieſe Weiſe, ſagte er, würden ſie vielleicht geneigt werden, ihre Meinung zu ändern. So erreichte denn Simon ſein Ziel, was er ſich vorgeſetzt hatte; denn Ananus und ſeine Anhänger, die durch Geſchenke beſtochen waren, wurden darüber einig, mich aus Galiläa fortzuſchaffen, obſchon kein anderer von den Bürgern in der Stadt von dieſem Entſchluſſe wußte. Ihr Schluß ging dahin, einige Männer abzuſchicken, die ſich ſowohl durch ihre Geburt auszeichneten als auch von gleicher Geiſtesbildung waren.

Zwey von ihnen waren aus der Claſſe der Bürger, Jonathan und Ananias, übrigens von der phariſäiſchen Sekte; der Dritte war Jozarus, von prieſterlicher Herkunft und ebenfalls ein Phariſäer; der Jüngſte von ihnen Simon, aus der Claſſe der hohen Prieſter. Ihrem Auftrage zufolge, ſollten ſie ſogleich nach ihrer Ankunft die Galiläer in einer Verſammlung nach der Urſache fragen, warum ſie mich ſo ſehr liebten. Auf ihre Erwiederung: Weil ich aus Jeruſalem wäre, könnten ſie ſagen: Auch ſie Vier wären alle aus derſelben Stadt. Würden jene

hinzufügen: Wegen meiner Kenntniß der Geſetze, ſo möchten ſie verſetzen: Auch ſie wären ſehr wohl mit den väterlichen Statuten bekannt. Sollten jene ferner erklären: Sie ſchätzen mich wegen meiner prieſterlichen Würde, ſo könnten ſie ihnen erwiedern: Zwey von ihnen wären ebenfalls Prieſter.

Zugleich mit dieſem Rathe, welchen ſie dem Jonathas und ſeinen Gefährten an die Hand gaben, zahlten ſie ihnen vierzigtauſend Silberſtücke aus dem öffentlichen Schatze aus. Ferner ließen ſie, weil ſie gehört hatten, daß ein gewiſſer Galiläer, Nahmens Jeſus, ſich zugleich mit einem Trupp von 600 Soldaten in Jeruſalem aufhalte, denſelben zu ſich holen, zahlten ihm einen dreymonathlichen Sold aus, und befahlen ihm, dem Jonathas und ſeinen Gefährten als ſeinem Vorgeſetzten zu folgen; außerdem beorderten ſie dreyhundert Bürger zur Begleitung der Geſandten, nachdem ſie dieſen Geld zum Unterhalt der ganzen Mannſchaft gegeben hatten. Kaum waren dieſe überredet und marſchfertig, ſo brach Jonathan in Begleitung ſeiner Gefährten auf; in ihrem Gefolge hatten ſie noch den Bruder des Johannes und hundert Soldaten.

Ebenfalls waren ſie von ihren Abſendern mit Vollmachten verſehen, mich, wenn ich freywillig die Waffen ſtreckte, lebendig nach Jeruſalem zu ſchicken, mich hingegen, im Falle ich mich widerſetzen würde, ohne alle Furcht und Beſorgniß zu tödten, dazu befuge ſie der gegebene Auftrag. Dem Johannes hatten ſie ferner geſchrieben, ſich zum Kriege gegen mich in Bereitſchaft zu ſetzen;

ebenfalls machten ſie es den Einwohnern von Sephoris, Gabara und Tiberias zur Pflicht, dem Johannes Kampfgenoſſen zu ſchicken.

Ueber die ſchriftliche Nachricht meines Vaters von dieſem Plane, den ihm ein Mitglied der gehaltenen Conferenz, Jeſus, der Sohn des Gamala, ein Freund und Bekannter von mir, entdeckt hatte, ward ich herzlich betrübt, weil ich eines Theils die Erfahrung machte, daß meine Mitbürger ſo undankbar gegen mich geworden waren, daß ſie aus Neid zu meinem Tode Befehl gaben, und andern Theils auch deßwegen, weil mein Vater mich ſehr dringend in ſeinem Briefe bath, zu ihm zu kommen; er ſehne ſich, war der Grund ſeiner Bitte, vor ſeinem Tode ſeinen Sohn noch einmahl zu ſehen. Ich machte hierauf meine Freunde mit dieſem Vorfalle bekannt, ſo wie mit meinem Entſchluſſe, daß ich nach drey Tagen ihre Landſchaft verlaſſen und nach meiner Vaterſtadt reiſen würde. Traurigkeit belaſtete die Herzen Aller, welche dieſes hörten; mit thränenerfüllten Augen fleheten ſie mich an, ſie nicht zu verlaſſen, ſie würden verloren ſeyn, wenn ſie meines Oberbefehls beraubt würden.

Weil ich indeſſen in ihre flehentliche Bitte nicht willigte, vielmehr für meine eigene Rettung bekümmert war, ſo ſchicken die Galiläer, aus Furcht wenn ich weggegangen wäre den Aufrührern ein Gegenſtand der Verachtuug und Kränkung zu werden, Bothen durch ganz Galiläa, um meinen Vorſatz, in Betreff meiner Abreiſe, bekannt zu machen. Es finden ſich nun Viele aus allen Gegenden der Landſchaft, wie ſie dieſes hörten, mit Wei=

dern und Kindern bey mir ein; nicht ſo ſehr wie mich dünkt, war anhängliche Liebe zu mir, als vielmehr Furcht für ſich ſelbſt, der Beweggrund zu dieſem Schritte; durch mein ferneres Verbleiben, war ihre Meinung, würden ſie von keinem Unfalle gefährdet werden. Alle kamen daher nach dem Städtchen des großen Feldes, Nahmens Aſochis, in welchem ich mich damahls aufhielt.

Gerade in dieſer Nacht hatte ich einen Traum, deſſen Inhalt ganz meine Verwunderung rege machte. Als ich mich mit einem Herzen, das über die Nachricht in dem Briefe voll Traurigkeit und Angſt war, zur Ruhe gelegt hatte, ſo kam es mir vor, als ſagte Jemand, der mir zur Seite ſtand: „Setze, mein Lieber, dem Grame Deines Herzens ein Ziel und verſcheuche jede Furcht aus demſelben; der Kummer Deines Gemüths wird Dich zum größten Manne, zum Glücklichſten der Sterblichen machen. Deinen Wünſchen entſprechend, wirſt Du nicht nur dieſes zu Stande bringen, ſondern auch vieles Andere! Ermatte nur nicht! Denke daran, daß Du gegen die Römer Krieg führen ſollſt!“

Nach dieſem Traumgeſichte ſtehe ich auf, ganz muthvoll und entſchloſſen mich nach dem Felde zu begeben. Sogleich bey meinem Anblicke werfen ſich die zahlreich verſammelten Galiläer — es waren nähmlich Weiber und Kinder unter ihnen — auf's Geſicht zu Boden, flehen mich mit thränenden Augen an, ſie doch nicht den Feinden Preis zu geben, noch wegzugehen, und ihre Landſchaft den Feinden zur ſchmählichen Behandlung zu überlaſſen. Als ſie durch ihre Bitten mich nicht überreden können,

ſo ſetzen ſie mir faſt gewaltſam durch Eidſchwüre zu, bey ihnen zu bleiben, ſchimpfen und toben laut gegen das Volk in Jeruſalem, als wenn es ihrem Lande den ferneren Genuß des Friedens und der Ruhe nicht gönne.

So wie ich dieſes von ihnen höre, ſo wie ich die Niedergeſchlagenheit der Volksmenge ſehe, ſo wird mein Herz zum Mitleid geſtimmt; ich glaube es ſey Pflicht für eine ſo große Menge ſich ſogar augenſcheinlichen Gefahren zu unterziehen. Ich willigte daher ein zu bleiben und befehle, daß 5000 von ihnen ſich mit Waffen und Lebensmitteln verſehen und zu mir kommen ſollten; die übrigen entließ ich nach ihrer Heimath. — Nach der Ankunft der 5000 ſetzte ich mich ſogleich mit dieſen, ſo wie mit 3000 Soldaten, welche ich bey mir hatte und 80 Reitern in Marſch nach dem Flecken Chabolo, der an der Grenze von Ptolemais liegt; hier hielt ich meinen Heerhaufen zuſammen und nahm die Miene an, ſogleich die Feindſeligkeiten gegen den Placidus anzufangen.

Dieſer war nähmlich mit zwey Cohorten Fußvolk und mit einem Geſchwader Reiterey angekommen, Ceſtius Gallus hatte ihn abgeſchickt um die Flecken der Galiläer, die in der Nähe von Ptolemais lagen, in Aſche zu legen. So wie er vor der Stadt Ptolemais ein befeſtigtes Lager aufwarf, ſo ließ ich auch in einer Entfernung von ungefähr 60 Stadien ein Lager errichten. Oft ließen wir die Truppen ausrücken, als wenn wir ſchlagen wollten, thaten aber nichts weiter als Plänkeln. Denn Placidus zog ſich aus Furcht eben ſo ſehr vor dem Gefechte zurück,

als er merkte, daß mein ganzes Beſtreben darauf gerichtet war; indeſſen wich er doch nicht von Ptolemais.

Um dieſe Zeit war nun Jonathas mit ſeinen Mitgeſandten angelangt, welcher, wie wir geſagt haben, von der Parthey des Simon und des hohen Prieſters Ananus abgeſchickt war; ſich durch Hinterliſt meiner zu bemächtigen, war ſein Plan; nicht wagte er einen öffentlichen Angriff. Er ſchrieb mir daher folgenden Brief:

„Jonathas und ſeine Mitgeſandten aus Jeruſalem entbiethen dem Joſephus ihren Gruß. Wir ſind von den erſten Perſonen in Jeruſalem, die gehört haben, daß Johannes aus Giſchala Dir oftmahls nachgeſtellt habe, abgeſchickt worden, um ihm dieſes ernſtlich zu verweiſen und ihm zugleich für die Zukunft Gehorſam gegen Dich zur Pflicht zu machen. Da wir wünſchen, uns mit Dir über gemeinſchaftliche Staatsangelegenheiten zu berathen, ſo erſuchen wir Dich, recht bald, aber ohne ein großes Gefolge zu uns zu kommen; denn dieſer Flecken könnte nicht gut ein zahlreiches Corps Soldaten aufnehmen.“

So ſchrieben ſie, weil ſie feſt das Eine von Beyden erwarteten: mich entweder, wenn ich ohne Soldaten zu ihnen käme, in ihre Gewalt zu bringen, oder, wenn ich mit einem zahlreichen Gefolge erſchiene, für einen Feind erklären zu können. Als Ueberbringer dieſes Briefes kam ein Reiter zu mir, ein in anderer Rückſicht ſehr kecker junger Menſch, der vormahls dem Könige als Soldat gedient hatte. Es war ſchon acht Uhr Abends, als ich gerade mit einigen Freunden und vornehmen Galiläern zu Tiſche war. Dieſer ward nun, als mein Diener mir mel-

dete: Es wäre ein jüdiſcher Reiter da; auf meinen Befehl hereingerufen, grüßte aber gar nicht, überreichte vielmehr den Brief und ſagte: Dieſen haben Dir die Abgeſandten aus Jeruſalem geſchickt; antworte ſo bald wie möglich, denn ich habe Eile zu ihnen zurückzukehren.

Meine Gäſte verwunderten ſich freylich über die Frechheit des Soldaten, ich bath ihn indeſſen, ſich niederzulaſſen und mit uns zu ſpeiſen. Weil er dieſes Anerbiethen ausſchlug, ſo unterhielt ich mich — den Brief in der Hand, ſo wie ich ihn empfangen hatte — mit meinen Freunden von andern Gegenſtänden. Bald nachher ſtand ich vom Tiſche auf, ließ dieſen und jenen ſchlafen gehen und bloß vier von den vertrauteſten Freunden bey mir bleiben, trage ſodann dem Diener auf, Wein zurecht zu machen, entfalte den Brief, ohne daß jemand es ſieht und lege ihn wieder zuſammen, nachdem ich mir in der Geſchwindigkeit den Inhalt desſelben gemerkt hatte. Hierauf befehle ich, dem Soldaten, den Brief in der Hand haltend als wenn ich ihn noch nicht geleſen hätte, zwanzig Drachmen zum Reiſegelde zu geben. Als er beym Empfange desſelben mir ſeinen Dank zu erkennen gibt, und ich hieraus ſeine niedrige Geldgier abnehme, ſo wie, daß er durch Befriedigung derſelben wohl am leichteſten zu gewinnen wäre, ſo ſagte ich: Nun, wenn Du Luſt haſt, mit uns zu zechen, ſo ſollſt Du je für den Becher eine Drachme haben!

Mit Freuden nahm er dieſes Anerbiethen an, nahm, um deſto mehr Geld zu bekommen, vielen Wein zu ſich, und vermochte, wie er berauſcht worden war, nicht

länger ſeine Geheimniſſe zu verſchweigen, ſondern ſchwatzte ungefragt den gegen mich boshafter Weiſe erſonnenen Anſchlag aus, ſo wie, daß mein Tod bey ihnen beſchloſſen wäre. Kaum habe ich dieſes gehört, ſo antworte ich wie folgt:

„Joſephus entbiethet dem Jonathas und ſeinen Mitgeſandten ſeinen Gruß. Ich freue mich zu erfahren, daß ihr geſund und wohl in Galiläa angekommen ſeyd, vorzüglich, weil ich nun im Stande ſeyn werde, euch die Sorge für die hieſigen Angelegenheiten zu übergeben und nach meiner Vaterſtadt zu reiſen, was ſchon längſt mein Wunſch geweſen iſt. Ich würde daher nicht allein nach Xaloth zu euch gekommen ſeyn, ſondern noch weiter, ſelbſt ohne euren Befehl; ich erſuche euch indeſſen um Verzeihung, daß ich euern Wunſch nicht befriedigen kann, denn ich beobachte hier zu Chabolo den Placidus, der Willens iſt in Galiläa einzurücken. Nach Leſung dieſes Briefes kommt daher zu mir! Lebet wohl!"

Nach dem Empfange dieſes Briefes antwortete Jonathas mit ſeinen Gefährten mir nicht weiter, ſie ordnen vielmehr eine Verſammlung von ihren Freunden an, zu welcher ſie auch den Johannes ziehen, und berathſchlagen ſich über die Art ihres Angriffes gegen mich. Johannes Meinung war: An alle Städte und Flecken in Galiläa zu ſchreiben — denn in jeder Stadt würde doch durchaus Einer und der Andere mein Gegner ſeyn — und ſie aufzufordern, wie gegen einen Feind. Ebenfalls empfahl er, dieſen Beſchluß nach der Stadt Jeruſalem zu ſchicken, damit auch die Bewohner derſelben, wenn ſie erführen,

daß ich von den Galiläern bereits als Feind wäre erklärt worden, dieſem Beſchluſſe beytreten könnten; es würden, ſagte er, wenn dieß geſchähe, aus Furcht diejenigen Galiläer, die mir noch mit Liebe und Wohlwollen zugethan wären, mich ganz verlaſſen. So war Johannes Rath; die Gründe desſelben gefielen auch den Uebrigen gar ſehr.

Gegen neun Uhr des Abends kam dieſes zu meiner Kenntniß; ein Ueberläufer, Sachäus, meldete mir ihr Vorhaben. Nun wußte ich denn, daß nicht fürder geſäumt werden dürfe, und befehle dem Jacobus, welchen ich für einen ganz paſſenden Mann dazu hielt, da er zu den mir getreueſten Soldaten gehörte, ſofort mit zweyhundert Soldaten die Wege von Gabara nach Galiläa zu beſetzen, die vorüber Reiſenden aufzugreifen und mir zuzuſchicken, vorzüglich diejenigen, welche mit Briefen ertappt würden. Ferner ſchickte ich meinen Freund Jeremias mit 600 Soldaten nach der Grenze von Galiläa, um ebenfalls die Wege von da nach der Stadt Jeruſalem zu bewachen, und gab ihm den Auftrag, Alle, welche mit Briefen des Weges reiſeten, beym Kopf zu nehmen, dieſe Leute zu feſſeln und zu verhaften, die Briefe aber an mich zu ſchicken.

Sogleich nach dieſem Auftrage an die Abgeſandten laſſe ich den Galiläern durch Bothen, welche ich hie und da hinſchickte, anbefehlen, ſich den folgenden Tag bewaffnet und mit Mundvorrath auf drey Tage bey mir in Gabaroth einzufinden. Die Soldaten, welche ich bey mir hatte, theilte ich in vier Colonnen, beſtimmte die Verläßlichſten von ihnen zu meiner Leibwache, ſetzte Hauptleute

über ſie, und befahl denſelben dafür zu ſorgen, daß ja kein Soldat, den ſie nicht kannten, ſich ihnen zugeſellen möge. Am folgenden Tage, wie ich gegen die fünfte Stunde in Gabaroth angekommen bin, finde ich die ganze Ebene vor dem Flecken mit Soldaten bedeckt, die alle, ſo wie ich ihnen befohlen hatte, ſich aus Galiläa als Kampfgenoſſen eingefunden hatten; auch ſtrömte noch ſonſt ein zahlreicher Haufe aus dem Flecken dahin.

Kaum ſtelle ich mich in ihre Mitte und fange an zu reden, ſo ſchrien Alle laut auf, und nannten mich den Wohlthäter und Retter ihres Landes. Zugleich mit meinem herzlichen Dank, den ich ihnen hierüber zu erkennen gebe, rathe ich ihnen, weder Einem die Schreckniſſe des Krieges fühlen zu laſſen, noch mit Räubereyen die Gegenden heimzuſuchen, ſondern auf der Ebene zu zelten, und ſich mit ihrem Solde zu begnügen; mein Wunſch nähmlich wäre die Unruhen zu ſtillen ohne Menſchenblut zu vergießen. Gerade an dieſem Tage traf es ſich auch, daß die vom Jonathas Abgeordneten mit ihren Briefſchaften, dem von mir an die Wege hingeſtellten Poſten in die Hände fielen.

Das verſammelte Volk war äußerſt erbittert gegen den Jonathas und ſeine Mitgeſandten, und ſtürzte ſich gegen ſie, als wenn es dieſelben ermorden wollte. Wohl hätten die Galiläer ihre Abſicht ausgeführt, wenn ich ihren Zorn nicht geſtillt hätte. Ich ſagte nähmlich zum Jonathas und ſeinen Gefährten: Das was ſie bis jetzt gethan hätten, verzeihe ich ihnen, wenn ſie ſich beſſern, nach ihrer Vaterſtadt zurückgehen, und ihren Abſendern

die reine Wahrheit von meiner Staatsverwaltung ſagen wollten. Nach dieſer Anrede entließ ich ſie, obſchon ich wohl wußte, daß ſie keine von ihren eingegangenen Verſprechungen erfüllen würden.

Nach meiner Ankunft bey Sogane ließ ich die Menge Halt machen, und empfahl derſelben dringend, nicht ſo haſtig von den Aufwallungen des Zornes zu Strafen ſich fortreißen zu laſſen, die nicht wieder gut gemacht werden könnten; befehle ſodann, daß Hundert aus ihrer Mitte, von gereiftem Alter und den angeſehenſten Männern, ſich fertig machen möchten, nach der Stadt Jeruſalem zu reiſen, um daſelbſt ihre Klage bey der Bürgerſchaft über die Menſchen anzubringen, welche ihr Land in Aufruhr ſetzten. Hierauf verweilte ich einige Zeit in Japha.

Jonathas und ſeine Gefährten entließen nun, da ſie das Ziel ihres boshaften Anſchlages gegen mich verfehlt hatten, den Johannes nach Giſchala, und reiſeten ſelbſt nach der Stadt Tiberias; ſie lebten der gewiſſen Erwartung dieſelbe in ihre Gewalt zu bekommen, weil auch Jeſus, die damahlige erſte obrigkeitliche Perſon daſelbſt, ihnen das ſchriftliche Verſprechen gegeben hatte, er wolle das Volk dahin bereden, ſie nach ihrer Ankunft aufzunehmen und mit Bereitwilligkeit auf ihre Seite zu treten. Voll von dieſen Hoffnungen reiſeten ſie ab. In einem Briefe indeſſen meldet mir dieſer Silas, den ich als meinen Geſchäftsverweſer in Tiberias gelaſſen hatte, und bath, daß ich eilen möchte. Schnell ſeiner Bitte Folge leiſtend, gerieth ich, nach meiner Ankunft

in Gefahr, die mir beynahe das Leben gekoſtet hätte, aus folgender Urſache:

Jonathas und ſeine Gefährten waren bereits bey den Tiberienſern angekommen, und hatten viele, die meine Gegner waren, zum Abfalle von mir verführt. Kaum hören dieſe von meiner Ankunft, ſo kommen ſie, aus Furcht für ſich zu mir, machen die Aufwartung, ſagen, daß ſie mich ſehr glücklich prieſen, weil ich mich ſo vortrefflich in der Staatsverwaltung von Galiläa betragen hätte, und wünſchen mir Glück, daß ich in Ehre und Achtung ſtünde; mein Ruhm, ſagten ſie, wäre auch ihr Stolz, da ſie als meine Mitbürger, auch meine Lehrer geweſen wären. Auf meine Freundſchaft, fügten ſie noch hinzu, legten ſie mit vielem Rechte ein größeres Gewicht als auf die des Johannes; es wäre ihr Wunſch, ſehr bald wieder nach ihrer Heimath zurückzukehren; ſie blieben indeſſen noch, um den Johannes in meine Gewalt zu bringen. Dieſe Verſicherungen der Höflichkeit und Ergebenheit verſtärkten ſie noch mit Eidſchwüren, die bey uns für die furchtbarſten und ſchauerlichſten gelten; deßwegen hielt ich es für unrecht, ein Mißtrauen in ſie zu ſetzen. Sie bitten mich hierauf mein Quartier anderswo zu nehmen, weil der folgende Tag ein Sabbath wäre; es würde ſich doch nicht ziemen, ſagten ſie, daß ihretwegen die Stadt der Tiberienſer in unruhige Bewegungen käme.

Ohne den mindeſten Argwohn zu hegen, begebe ich mich nach Tarichäa, laſſe indeſſen Einige in der Stadt zurück, die ſo neugierig als vorwitzig auf das etwaige

Gerede von mir ſorgfältig achten ſollten. Auf dem ganzen Wege indeſſen, der von Tarichäa nach Tiberias führt, ließ ich hie und da Mehrere hinſtellen, damit Einer nach dem Andern mir anzeigen möchte, was ſie von den in der Stadt Zurückgelaſſenen erfahren würden. Am folgenden Tage verſammeln ſich Alle in der Synagoge, ein ſehr geräumiges Gebäude, das eine große Maſſe Volks faſſen konnte. Jonathas hatte nun freylich nach ſeinem Eintritte nicht die dreiſte Stirn, öffentlich von einem Aufſtande zu reden, ſagte aber doch, ihre Stadt habe einen beſſern Statthalter nöthig.

Jeſus hingegen, die erſte obrigkeitliche Perſon, ſagte ohne die geringſte Verſtellung öffentlich: „Es iſt doch beſſer, meine Mitbürger, daß wir vier Männern gehorchen, als einem, die ſowohl durch ihre Einſichten und Wiſſenſchaften ſehr berühmt ſind!“ — Mit dieſem Winke zielte er auf den Jonathas und ſeine Gefährten. Juſtus, der jetzt auftrat, lobte gar ſehr den Jeſus wegen dieſes Vorſchlages, und brachte wirklich einige von der geringeren Volksclaſſe zu ſeiner Meinung. Das Volk fand indeſſen kein Behagen an dieſer Eröffnung, und es würde unvermeidlich zu einem Aufruhr gekommen ſeyn, wenn nicht die Nähe der ſechſten Stunde, gegen welche Zeit es bey uns am Sabbathe üblich iſt, zu Mittage zu ſpeiſen, die Verſammlung aufgelöſt hätte. Jonathas und ſeine Gefährten gingen nun nach Hauſe, und verſchoben, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, die Rathsverſammlung auf den folgenden Tag.

Sogleich wie ich Bericht von dieſem Vorgange erhielt, war mein Vorſatz gefaßt, mich mit dem Anbruche des Tages nach der Stadt der Tiberienſer zu verfügen; am folgenden Tage treffe ich von Tarichäa gegen die erſte Stunde daſelbſt ein. Ich finde das Volk bereits in der Synagoge verſammelt; warum die Verſammlung angeſtellt war, wußten die Verſammelten nicht. Jonathas und ſeine Begleiter werden indeſſen über meinen unerwarteten Anblick, über meine Gegenwart ganz beſtürzt und verlegen. Hin und her ſinnend, ſprengen ſie nun ein Gerücht aus: Es hätte ſich römiſche Reiterey an der Grenze, ungefähr in einer Entfernung von 30 Stadien von der Stadt, in einer Gegend Nahmens Homonäa ſehen laſſen. Wegen dieſer eingegangenen Nachricht bathen Jonathas und ſeine Gefährten warnend und rathend, doch nicht mit gleichgültigen Augen zuzuſehen, daß ihr Land von den Feinden verheert würde. Dieſes ſagten ſie indeſſen bloß aus der Abſicht, um die Stadt, wenn ſie mich unter dem Vorwande einer ſchleunigen Hülfeleiſtung fortgeſchleppt hätten, in eine feindſelige Stimmung gegen mich zu ſetzen.

Sah ich gleich die Gedanken ihres Herzens, ſo gehorchte ich doch, um nicht bey den Tiberienſern die Meinung zu veranlaſſen, als ſorgte ich nicht für ihre Sicherheit. Ich rücke daher aus, und kehre, wie ich nach meiner Ankunft in dieſer Gegend auch nicht einmahl eine Spur von Feinden finde, im Eilmarſche zurück. Ich treffe den ganzen Rath ſowohl als das Volk in Maſſe verſammelt an; Jonathas und ſeine Gefährten führen bittere Klagen

über mich, als wenn ich es verſäumte, ihnen die Koſten des Krieges zu erleichtern und mit Wohlleben meine Zeit verſchwelge. Während dieſer verläumderiſchen Reden legen ſie vier Briefe vor und nehmen die Miene an, als wenn dieſelben an ſie von den Grenzbewohnern Galiläa's geſchrieben wären, die um Hülfe und ſchleunige Ankunft derſelben, ſo wie um Beherzigung ihrer Bitte erſuchten, weil ein Corps Römer, Fußvolk ſowohl als Reiterey, ihr Land in einer Friſt von drey Tagen zu verheeren drohe. In der Meinung, die Sprache der Wahrheit aus ihrem Munde zu hören, erheben die Tiberienſer, wie ſie dieſes vernehmen, ein lautes Geſchrey und fordern mich auf, ich müſſe nicht ſäumen, ſondern hingehen und ihren Landsleuten Hülfe leiſten.

Hierauf erklärte ich — ich durchſchauete ſehr wohl den fein erſonnenen Plan des Jonathas und ſeiner Begleiter — meinen bereitwilligen Gehorſam, zugleich mit dem Verſprechen, ohne Verzug nach dem Kriegsſchauplatz aufbrechen zu wollen. Doch rieth ich der Anzeige der Briefe zufolge: da die Römer von vier Stellen einrücken wollten, die Armee in fünf Colonnen zu theilen, und an die Spitze derſelben den Jonathas und ſeine Freunde zu ſtellen. Den braven Männern zieme es nicht bloß einen guten Rath zu geben, ſondern auch in dringender Noth voranzutreten und Hülfe zu leiſten; ich wäre, mit Ausnahme der einen Colonne unmöglich im Stande, ſagte ich, die Anführung zu übernehmen. Mein Rath hatte den ganzen Beyfall der Volksmenge, und dieſelbe nöthigte meine Gegner, ebenfalls in's Feld zu rücken. Niederge-

ſchlagen und verdrießlich wurden ſie nun in einem nicht geringen Grade, weil dadurch, daß ich ihren ſchlauen Planen meiner Seits Liſt entgegenſetzte, nicht zu Stande kam, was ſo klüglich von ihnen erſonnen war.

Jemand indeſſen von ihrer Rotte, Nahmens Ananias, ein ſchlechter und bübiſcher Menſch, trug der Bürgerſchaft darauf an, zur Ehre Gottes für das ganze Volk auf den morgenden Tag einen Feſttag anzuſetzen; auch befahl er um dieſelbe Zeit und auf demſelbem Platz ſich ohne Waffen einzufinden, um unverholen vor Gott zu geſtehen, daß nach ihrer Ueberzeugung alle Waffen unnütz wären, wenn ſie nicht Hülfe von ihm erhielten. Doch nicht in religiöſer Geſinnung war dieſer Vorſchlag gegründet, ſondern in der Abſicht, mich und meine Leute unbewaffnet in ſeine Gewalt zu bekommen. Nothgedrungen, um nicht den Schein zu haben, als verachtete ich einen gutgemeinten Rath, der auf die Erregung religiöſer Gefühle abzuzwecken ſchien, gehorchte ich.

Als ſich nun Jeder aus der Verſammlung nach ſeinem Hauſe verfügte, ſo forderten Jonathas und ſeine Gefährten in einem Briefe den Johannes auf, Früh Morgens mit ſo vielen Soldaten als er zuſammenbringen könnte zu ihnen zu kommen; dann würde er mich ſehr leicht in ſeine Gewalt bekommen und den Wunſch ſeines Herzens ausführen können. Er leiſtete nach dem Empfange dieſes Briefes ohne Verzug Gehorſam. Am folgenden Tage nun befehle ich zweyen von meiner Leibwache, die ſowohl wegen ihrer Mannhaftigkeit zu den erprobteſten, als wegen ihrer Treue zu den verläßlichſten gehörten,

kleine Schwerter unter ihre Kleider zu verbergen, und zugleich mit mir hinzugehen, damit, wenn eine hinterliſtige Unternehmung von unſern Feinden geſchehen ſollte, wir uns wehren könnten. Ich ſelbſt legte meine Rüſtung um, umgürtete mich mit meinem Schwert ſo verſteckt wie möglich und ging ſo nach der Synagoge.

Jeſus, die erſte obrigkeitliche Perſon der Stadt, hatte den Befehl ausgeſtellt, alle, die bey mir wären, nicht einzulaſſen, und ließ mich, denn er ſtand bey der Thüre, bloß mit meinen Freunden hineingehen. Während wir bereits, der väterlichen Sitte zufolge, unſere Andacht mit dem Gebethe beſchäftigen, erhebt ſich Jeſus und erkundigt ſich bey mir, in Betreff des Geräths und ungeprägten Silbers, das aus dem eingeäſcherten königlichen Pallaſte gerettet wurde und fragt, bey wem dieſes zur Verwahrung niedergelegt ſey? Dieß ſagte er nur, um die Zeit bis zur Ankunft des Johannes hinzuhalten. Ich antwortete: Capellus und die zehn angeſehenſten Tiberienſer hätten dieſes alles; er könne ſich bey dieſen, ſagte ich, erkundigen, ob ich die Unwahrheit rede. Auf ihre Verſicherung: dieſes wäre bey ihnen, fuhr er fort: Aber die zwanzig Goldmünzen, welche Du durch den Verkauf einer Maſſe ungeprägten Silbers erhalten haſt: was iſt aus dieſen geworden? Auch dieſe, erklärte ich, wären ihren Geſandten, die nach Jeruſalem geſchickt wurden, zum Reiſegelde gegeben worden.

Hierauf ſagte Jonathas: „Daran hätte ich nicht weislich gethan, daß ich den Geſandten Diäten vom Commungelde gegeben hätte. Das Volk, welches die Bosheit dieſer Menſchen wahrgenommen hatte, ward hierüber ſehr

erbittert; auch ſah ich wohl ein, daß die Fackel des Aufruhrs angefacht werden würde, und ſagte daher, weil ich das Volk noch mehr gegen dieſe Menſchen aufzuhetzen wünſchte: „Nun, wenn ich daran nicht recht gethan habe, daß ich unſern Geſandten Diäten von dem Gemeingelde gab, ſo höret nur auf, Euch zu beeifern; ich will die zwanzig Goldmünzen ſelbſt wieder aus meiner Caſſe bezahlen.“

Nach dieſer Erklärung ſchwiegen Jonathas und ſeine Gefährten ſtill. Das Volk ward aber noch mehr erbitterter gegen ſie, da ſie ſo augenſcheinlich ihre ungerechte feindſelige Geſinnung gegen mich an den Tag legten. Jeſus bemerkte kaum dieſe Veränderung, ſo befahl er dem Volke ſich wegzubegeben, wünſchte aber, daß der Senat bleiben möchte, da ſich im Gelärm und Getümmel keine Unterſuchung über ſo wichtige Gegenſtände anſtellen ließe. Auf das Geſchrey des Volkes, mich nicht allein bey ihnen laſſen zu wollen, kam Jemand und meldete heimlich dem Jeſus und ſeiner Parthey: Johannes nähere ſich mit Soldaten. Nun nahm Jonathas, der ſich nicht länger bändigen konnte, das Wort — die Gottheit ſorgte vielleicht für meine Rettung; denn ohne dieſen eingetretenen Umſtand wäre ich unvermeidlich des Jonathas Schlachtopfer geworden — und ſagte:

„Höret auf, ihr Tiberienſer, weitere Unterſuchungen über die zwanzig Goldmünzen anzuſtellen; deßwegen hat Joſephus nicht das Leben verwirkt, wohl aber dafür, daß er darnach ſtrebte, ſich zum Tyrannen aufzuwerfen, daß er das galiläiſche Volk durch den Zauber ſeiner Reden berückte und ſich die Oberherrſchaft über daſſelbe

zu erwerben ſuchte!“ So wie er dieſes ſagt, verſuchen ſie, mich zu ergreifen und zu tödten. Meine Begleiter indeſſen, als ſie ſahen was vorging, greifen zum Schwerte, drohen einzuhauen, wenn ſie dazu gezwungen würden, und entreißen mich, da das Volk bereits Steine ergriff, um mit denſelben den Jonathas zu überſchütten, der Gewalt meiner Feinde.

Weil ich nun dadurch, daß ich ein wenig weiter fortgegangen wäre, dem Johannes, der mit ſeinem Soldaten im Anzuge war, begegnet ſeyn würde, ſo ſchlug ich aus Furcht vor dieſen einen andern Weg ein, und kam durch eine enge Gaſſe glücklich nach dem See, woſelbſt ich ein Schiff vorfand, in welchem ich nach Tarichäa überſegelte, nachdem ich ſo unerwartet dieſer Gefahr entflohen war. Ich laſſe ſogleich die vornehmſten Galiläer zu mir holen und erzähle ihnen, wie mein Leben beynahe ein Opfer des treuloſen Verrathes des Johannes ſo wie der Tiberienſer geworden wäre. Das galiläiſche Volk gerieth hierüber ſehr in Zorn und redete mir zu, ohne ferneren Verzug zu kriegeriſchen Mitteln zu greifen, und ihnen zu erlauben, gegen den Johannes zu rücken, um ihn, ſo wie den Jonathas und ſeine Gefährten zu vertilgen, daß auch keine Spur von ihnen bliebe.

Dennoch hielt ich, obſchon ſie ſo erboßt waren, den Ausbruch ihres Zorns zurück und befahl ihnen ſo lange zu warten, bis wir erfahren hätten, was die von ihnen nach der Stadt Jeruſalem abgegangene Geſandtſchaft für eine Antwort brächte; denn, ſagte ich, ſie müßten keine andern Schritte thun, als welche übereinſtimmend

mit dem Gutachten von Jenen wären; durch dieſe Gründe überredete ich ſie denn. Nun verfügte ſich Johannes, weil ſeine Nachſtellungen gar nicht das erwünſchte Ziel erreichten, nach Giſchala.

Nach Verlauf weniger Tage kamen unſere Abgeſandten wieder zurück und berichteten: Die Bürgerſchaft wäre ſehr über den Ananus und den Simon, den Sohn des Gamaliel erbittert, weil einer, ohne Genehmigung des hohen Raths nach Galiläa abgegangenen Geſandtſchaft ganzes Beſtreben auf meinen Sturz gerichtet wäre. Ferner ſagten die Geſandten, daß das Volk im ſtürmenden Aufruhr ihre Häuſer hätten verbrennen wollen. Ebenfalls brachten ſie Briefe, in welchen die erſten Perſonen von Jeruſalem, auf dringendes Bitten des Volkes an ſie, mir die Statthalterſchaft über Galiläa beſtätigten, dem Jonathas aber und ſeinen Gefährten anbefahlen, ſchnell nach Hauſe zurückzukehren.

Nach Empfang dieſer Briefe begab ich mich nach dem Flecken Arbela, woſelbſt ich eine Verſammlung der Galiläer veranſtaltete und den Geſandten befahl, den Zorn und den Unwillen der Einwohner Jeruſalems über den verübten Unfug des Jonathas und ſeiner Gefährten zu erzählen, ſo wie auch, daß ſie mir die Statthalterſchaft über ihr Land beſtätigt und an den Jonathas und ſeinen Gefährten geſchrieben hätten, ſich fort zu begeben. Die Briefe überſchickte ich ihnen ſogleich, und befahl dem Ueberbringer mit aller Sorgfalt auf die Schritte zu achten, welche ſie thun würden.

Nach Empfang dieſes Briefes wurden ſie außerordentlich beſtürzt, laſſen den Johannes, ſo wie den Rath der Tiberienſer und die Vornehmſten aus Gabara zu ſich holen, tragen auf eine Rathsverſammlung an, in welcher ſie die Unterſuchung deſſen anempfehlen, was nun geſchehen müßte. Die Tiberienſer erklärten ſich dahin: ſie müßten ihre Hand nicht von der Staatsverwaltung abziehen; es wäre nämlich Pflicht, ſagten ſie, ihre Stadt, die ſich einmal ihrem Schutze anvertraut hätte, nicht im Stiche zu laſſen, beſonders da ich ſonſt ungeſäumt gewaltſame Hand an ſie legen würde. Dieſe Lüge hatten ſie nähmlich als eine Androhung von mir ausgeſprengt.

Johannes ſtimmte nicht bloß hierin mit ihnen überein, ſondern rieth auch, daß zwey von ihnen hingehen und mich beym Volke verklagen ſollten, daß ich die Regierungsgeſchäfte ſo ungeſchickt als ſchlecht verweſe; leicht würden ſie dieſes, theils wegen ihrer Würde und ihres Anſehens, theils weil das Volk wie überall wetterwendiſch und wankelmüthig wäre, demſelben einreden können. Dem Anſcheine zu Folge, daß Johannes den beſten Vorſchlag gethan hatte, fand man für gut, zwey, den Jonathas und Ananias, an die Bewohner Jeruſalems abgehen, die beyden andern aber in Tiberias zurückbleiben zu laſſen. Zu ihrer Bedeckung führten ſie zugleich hundert von ihren Soldaten mit ſich.

Nun waren die Tiberienſer theils darauf bedacht ihre Mauern zu befeſtigen, theils den Einwohnern zu befehlen ſich zu bewaffnen; auch vom Johannes ließen ſie ein beträchtliches Corps Soldaten kommen, um ihnen

im Kampfe beyzuſtehen, wenn ihre Mißhelligkeiten gegen mich dieſelben vielleicht erforderlich machen ſollten; Johannes war in Giſchala. Als hierauf Johannes und ſeine Gefährten nach ihrem Aufbruche von Tiberias nach Dabaritta kamen, einem Flecken der an der äußerſten Gränze von Galiläa liegt, ſo fielen ſie gegen Mitternacht meinen Poſten in die Hände, welche ſie, nach ertheiltem Befehle die Waffen niederzulegen, in das Gefängniß des Orts in Verwahrung ſetzten, ſo wie ich ihnen die Ordre dazu gegeben hatte. Sogleich meldet mir dieſes Levi, dem ich die Beſetzung dieſes Poſtens anvertraut hatte, in einem Briefe. Ich ließ nun zwey Tage hingehen, ſtellte mich, gar nichts davon erfahren zu haben, ſchickte an die Tiberienſer, und rieth ihnen, ihre Leute die Waffen niederlegen und nach Hauſe gehen zu laſſen. Sie gaben mir indeſſen, da ſie meinten, daß Jonathas und ſeine Begleiter bereits in Jeruſalem angekommen wären, eine Antwort die in Läſterungen und Schimpfreden beſtand. Ohne in Beſtürzung oder Schrecken hierüber zu gerathen, war ich Willens ſie zu überliſten; denn Krieg gegen meine Mitbürger anzufachen, hielt ich für irreligiös.

In der Abſicht daher, die beyden zurückgebliebenen Geſandten von den Tiberienſern zu entfernen, wählte ich den Kern meiner Soldaten, gegen zehntauſend Mann, aus, theilte dieſe in drei Colonnen und befahl denſelben, ſich heimlich in dem Flecken in ein Verſteck zu legen; tauſend Mann führte ich nach einem andern Flecken, der auf einem Berge und vierzig Stadien von Tiberias entfernt lag; ſie hatten den Befehl, ſogleich herunter zu kommen,

wenn ſie das verabredete Zeichen erhielten. Ich ſelbſt indeſſen, wie ich aus dem Flecken gegangen war, lagerte mich auf einem Platze, der Allen in die Augen fiel. So wie die Tiberienſer dieſes ſahen, ſo laufen ſie in einem fort heraus und ſpötteln und witzeln gewaltig. Ja ein ſo hoher Grad von Aberwitz hat ſich ihrer bemächtigt, daß ſie ein zierliches Paradebett verfertigen, es zur Schau hinſtellen, um dasſelbe ſtehen und ſpottend und lachend um mich jammern. Ich war indeſſen ſehr heiteren Geiſtes bey dieſem Anblicke ihrer Unvernunft.

Bey meinem Wunſche, den Simon und mit ihm zugleich den Joazarus hinterliſtiger Weiſe zu fangen, ließ ich ſie durch einen Bothen erſuchen, ſich mit einigen Freunden und einiger Bedeckung zu mir zu bemühen; ich wollte, ſagte ich, ebenfalls zu ihnen herunter kommen, einen Vertrag mit ihnen ſchließen und die Statthalterſchaft über Galiläa mit ihnen theilen. Simon ließ ſich aus Unverſtand und Gewinnſucht berücken und kam ungeſäumt, Joazarus blieb indeſſen, aus Furcht vor einer Nachſtellung, zurück. Dem Simon, der mit einigen Freunden zu ſeiner Beſchützung zu mir kam, ging ich entgegen, empfing ihn mit aller Artigkeit und Höflichkeit und erklärte ihm, wie ich mich, für ſein gütiges Bemühen zu mir, ſehr verpflichtet fühle. Bald darauf, während ich mit ihm ſpazieren gehe, als wenn ich ihm etwas unter vier Augen zu ſagen wünſchte, packte ich ihn, ſo wie ich ihn ziemlich weit von ſeinen Freunden entfernet hatte, mitten um den Leib und gebe ihn den Freunden bey mir, um ihn nach dem Flecken hinzubringen; hierauf befehle ich den Soldaten, herunter

zu kommen, und rücke mit ihnen zum Angriffe auf Tiberias vor.

Es kam nun auf beyden Seiten zu einem hitzigen Gefechte; wenig fehlte und es ſiegten die Tiberienſer; bereits hatten meine Soldaten die Flucht ergriffen; kaum ſehe ich dieſes, ſo muntere ich meine Leute auf, ſprenge mit ihnen die beynahe ſiegenden Tiberienſer in die Stadt, ſchicke ein anderes Corps von der Seeſeite hinein und befehle demſelben, das erſte beſte Haus, deſſen ſie ſich bemächtigt hätten, in Brand zu ſtecken. Sobald dieſes geſchehen war, werfen die Tiberienſer, weil ſie glauben, daß ihre Stadt mit ſtürmender Hand erobert wäre, vor Furcht die Waffen weg und flehen mit ihren Weibern und Kindern der Stadt zu ſchonen. Wehmuthsvoll bey ihren Bitten ſuche ich nun die ungeſtüme Hitze der Soldaten zu dämpfen und kehre ſelbſt — ſchon überſchlich uns der Abend — mit Soldaten von der Beſtürmung der Stadt zurück und pflege meines Körpers. Darauf ließ ich den Simon zu Tiſche bitten und gab ihm, während ich ihn über das Vorgefallene zu tröſten ſuchte, das Verſprechen eines Reiſegeldes und ganz ſichern Geleites nach Jeruſalem.

Am folgenden Tage zog ich nun zugleich mit zehntauſend Soldaten in Tiberias ein, und befahl den Angeſehenſten von der Bürgerſchaft, die ich nach der Rennbahn rufen ließ, die Rädelsführer des Aufruhres nahmhaft zu machen. Die Männer, welche ſie angaben, ließ ich gefeſſelt nach der Stadt Jotapata bringen, den Jo-

nathas und Ananias ihrer Banden entledigen, ihnen Reiſegeld geben, und zugleich mit dem Simon und Joazarus, ſo wie mit fünfhundert Soldaten zu ihrer Bedeckung nach Jeruſalem ſchicken. Hierauf kamen die Tiberienſer wieder zu mir, ſuchten um Verzeihung wegen ihres verübten Unfuges an, und verſprachen ihre Vergehungen durch Treue und Ergebenheit gegen mich in der Zukunft wieder gut machen zu wollen. Ebenfalls baten ſie mich, dasjenige was von der Plünderung noch übrig wäre, für Diejenigen zu ſichern, welche es eingebüßt hätten.

Ich gebe daher den Soldaten den Befehl, daß jeder ſeine erbeuteten Sachen herbringen ſollte. Eine geraume Zeit leiſteten ſie indeſſen demſelben nicht Folge. Wie ich nun einen von meinen Soldaten in einer ungewöhnlich prächtigen Kleidung erblicke, ſo fragte ich woher er die habe? Auf ſeine Antwort: von der Plünderung in der Stadt, ließ ich ihn mit Stockſchlägen beſtrafen, und drohete den übrigen eine noch härtere Strafe, wenn ſie nicht Alles ausliefern würden, was ſie geraubt hätten. Von den vielen Sachen, die gebracht wurden, ließ ich einem jeden Tiberienſer das wieder geben, was er für das Seinige erkannte.

Nachdem ich die Sachen zu Tiberias geordnet und eine Rathsverſammlung von meinen Freunden niedergeſetzt hatte, ſo berathſchlagte ich mich mit ihnen über die Maßregeln, welche gegen den Johannes zu nehmen wären. Alle Galiläer fanden für gut: ſie alle zu bewaffnen, und dann zur Beſtrafung des Johannes, des Urhebers des ganzen Aufruhrs, hinzuziehen. Doch mir gefiel dieſe ihre

Meinung nicht, ich hatte den Vorſatz, die unruhigen Bewegungen zu ſtillen, ohne Menſchenblut fließen zu laſſen; daher empfahl ich ihnen, alle Sorgfalt anzuwenden, um die Nahmen der Anhänger des Johannes kennen zu lernen.

Kaum war dieſes von ihnen geſchehen, kaum kannte ich die Leute, was für welche es waren, ſo ließ ich ein Manifeſt bekannt machen und in demſelben den Anhängern des Johannes Freundſchaft und Schutz verſprechen, wenn ſie ſich beſſern wollten. Zugleich beſtimmte ich eine Friſt von zwanzig Tagen, für Alle, welche zu ihrem eigenen Beſten einen Rath zu faſſen wünſchten, drohte aber auch mit Einäſcherung ihrer Häuſer und Confiscation ihrer Güter, wenn ſie die Waffen nicht niederlegen würden. Sobald die Leute dieſes hörten und in außerordentliche Angſt und Unruhe darüber geriethen, ſo verließen ſie den Johannes, legten eiligſt ihre Waffen nieder und kamen zu mir, gegen Viertauſend an der Zahl; bloß einige Mitbürger des Johannes und einige Freunde aus der Hauptſtadt der Tyrier, gegen Fünfzehnhundert blieben bey ihm. Durch dieſen Kunſtgriff fühlte ſich nun Johannes beſiegt und hielt ſich nachher gänzlich ein, Raub der Furcht und Angſt, in ſeiner Vaterſtadt auf.

Um dieſelbe Zeit griffen die Einwohner von Sepphoris muthvoll zu den Waffen, weil ſie theils auf die Feſtigkeit ihrer Mauern ein großes Zutrauen ſetzten, theils mich mit andern Gegenſtänden beſchäftigt ſahen, und laſſen an den Ceſtius Gallus, dem Statthalter von Syrien, das Anſuchen gelangen, entweder ſelbſt recht bald zu kommen, um ihre Stadt in Beſitz zu nehmen, oder

ihnen eine Beſatzung zu ſchicken. Gallus verſprach kommen zu wollen, nannte aber nicht deutlich die Zeit ſeiner Ankunft. Sogleich wie ich dieſes erfahren hatte, rücke ich eiligſt mit den Soldaten die gerade bey mir waren, gegen die Einwohner von Sepphoris und erobere ihre Stadt mit ſtürmender Hand. Die Galiläer ergreifen nun dieſe günſtige Gelegenheit und in der Meinung, daß dieß der erwünſchte Zeitpunkt wäre, ihrem Haſſe Luft zu machen — denn ſie hegten eine feindſelige Geſinnung gegen dieſe Stadt — ſtürmen ſie hin, als wenn ſie alle Bewohner derſelben zugleich mit denen, die ſich da angeſiedelt hatten, gänzlich vertilgen wollten. Sie rennen in die Häuſer, die ſie ohne Bewohner finden (denn dieſe hatten ſich vor Furcht in die Burg geflüchtet) hinein, und ſtecken dieſelben in Brand; überall plündern ſie, keine Art der Verwüſtung laſſen ſie ungeübt gegen ihre Landsleute.

Ich gerathe über dieſen Anblick in traurige Stimmung, befehle ihnen aufzuhören, und halte ihnen vor, daß eine ſolche Behandlung ihrer Landsleute unerlaubt wäre. Weil ſie indeſſen weder der Vorſtellungen noch der Befehle achteten — der Haß ſiegte über jedes Zureden — ſo laſſe ich diejenigen von meinen Freunden, auf deren Treue ich mich ganz verlaſſen konnte, ein Gerücht ausſprengen: die Römer wären mit einem großen Heerhaufen von einer andern Seite in die Stadt eingefallen. Dieſes that ich, um durch das verbreitete Gerücht den Ungeſtüm der Galiläer zu zügeln und die Stadt der Sepphoriten zu retten. Dieſe Kriegsliſt hatte auch am

Ende den glücklichſten Erfolg. Jene hörten kaum dieſe Nachricht, ſo fürchteten ſie ſich, gaben die Plünderung auf und ergriffen die Flucht, vorzüglich indeſſen, weil ſie ſahen, das ihr Anführer dasſelbe that; ſtellte ich mich doch eben ſo furchtſam wie ſie, um dieſem Gerüchte Glauben zu verſchaffen. Die Sepphoriten wurden nun wider ihre eigene Erwartung durch mein klüglich erſonnenes Mittel gerettet.

Gerade um dieſe Zeit ging Juſtus, der Sohn des Piſius, ohne mein Wiſſen zum Könige über; die Urſache warum er dieſes that, will ich mit zwey Worten anführen. Es war beym Anfange des Krieges der Juden gegen die Römer Vorſatz der Tiberienſer, dem Könige gehorſam zu bleiben und von den Römern nicht abzufallen. Juſtus verführte ſie indeſſen die Waffen zu ergreifen; theils waren Staatsumwälzungen der Gegenſtand ihres heißen Sehnens, theils lebte er in der Hoffnung, ſich zum Regenten von Galiläa und ſeinem Vaterlande aufzuwerfen. Doch er verfehlte das Ziel ſeiner feſten Hoffnungen. Die Galiläer waren nähmlich gegen die Tiberienſer aus Groll und Zorn über Alles, was ſie vor dem Kriege von ihm erlitten hatten, in einer feindſeligen Stimmung und konnten ſich nicht bequemen, den Juſtus als Heerführer an ihrer Spitze zu ſehen. Ebenfalls war ich, weil der hohe Rath zu Jeruſalem mir die Statthalterſchaft über Galiläa anvertrauet hatte, doch oftmahls ſo ſehr ereifert, daß wenig daran fehlte, ich hätte den Juſtus hinrichten laſſen, da ich nicht länger die Bosheit dieſes Menſchen zu ertragen vermochte. Aus Furcht daher, daß

meine Erbitterung endlich mit ſeinem Tode endigen möchte, ſuchte er ungefährdet zum Könige zu entkommen; er hoffte bey dieſem einen glücklichern und ſicherern Aufenthalt zu finden.

Die Sepphoriten hingegen, die ſo wider alle Erwartung der erſten Gefahr entgangen waren, laſſen durch eine Geſandtſchaft den Ceſtius Gallus erſuchen, baldmöglichſt zu ihnen zu kommen und ihre Stadt in Beſitz zu nehmen, oder einen Heerhaufen zu ſchicken, welcher anrennende feindliche Streifpartbien gegen ſie abſchlagen könne. Sie machen am Ende den Gallus willfährig, ihnen ein ziemlich ſtarkes Corps Reiterei und Fußvolk zu ſchicken, welches ſie, ſo wie es ankam, des Nachts in ihre Stadt aufnehmen. Weil nun von dem römiſchen Heere die Gegenden ringsum verheert wurden, ſo rückte ich ſchnell mit den Soldaten, die ich bey mir hatte, nach dem Flecken Garis, und ließ daſelbſt ein Lager in einer Entfernung von 20 Stadien von der Stadt Sepphoris aufwerfen, nähere mich des Nachts derſelben, mache einen Angriff auf die Mauern, laſſe dieſelben vermittelſt der Sturmleitern von einer beträchtlichen Anzahl Soldaten erſteigen, und werde Meiſter vom größten Theile der Stadt.

Doch nicht lange nachher wurden wir wegen unſerer Unbekanntſchaft mit dem Local zum Abzuge genöthigt; wir hatten zwölf römiſche Soldaten, zwey Reiter und einige Sepphoriten getödtet, ſelbſt aber nur einen Mann verloren, wurden indeſſen in dem Gefechte, das wir nachher im freyen Felde der römiſchen Reiterey lieferten, beſiegt, obſchon wir eine geraume Zeit wacker der Gefahr die Spitze

gebothen. Meine Leute zogen ſich nähmlich aus Furcht, da die Römer mich umzingelt hatten, eiligſt zurück. In dieſem Gefechte fiel auch einer von meiner Leibwache Nahmens Juſtus; in derſelben Eigenſchaft war er bey dem Könige geweſen. Gerade um dieſe Zeit kam auch ein Corps Reiterey und Fußvolk vom Könige an, deſſen Anführer Sylla, der Oberbefehlshaber der Leibwache war. Derſelbe ließ nun ein Lager, ungefähr fünf Stadien von der Stadt Julias aufſchlagen und auf die Wege Poſten hinſtellen, ſowohl auf diejenigen, welche nach Cana, als auf diejenigen, welche nach der Feſtung Gamala führten, um den Einwohnern jede Art des Beyſtandes und der Unterſtützung von den Galiläern abzuſchneiden. Sogleich als ich dieſes in Erfahrung gebracht hatte, ſchicke ich zweytauſend Soldaten ab; an ihrer Spitze ſtand Jeremias als Anführer. Die werfen denn nun, ungefähr ein Stadium von Julias entfernt, in der Nähe des Jordans, ein Lager auf, ohne ſich in etwas mehr als in Geplänkel einzulaſſen, bis ich eiligſt mit 3000 Soldaten zu ihnen kam. Am folgenden Tage legte ich in ein Thal, nicht ſehr fern von ihrem Lager, einen Hinterhalt, und ſuche das Heer des Königs zu einem Gefechte hervorzufordern; zugleich empfahl ich meinen Leuten ſo lange ſich zurückzuziehen, bis ſie die Feinde vermocht hätten, hervorzukommen; das geſchah dann auch. Sylla rückte nähmlich in Vermuthung, daß die Unſrigen wirklich die Flucht ergriffen, haſtig aus dem Lager zum Nachſetzen heraus. Unſere Leute, welche im Hinterhalte lagen, nehmen ihn in den Rücken und bringen ſeine ganze Mannſchaft ſehr in Verwirrung und Unordnung.

Sogleich, indem ich mich ſchnell ſchwenke, rücke ich mit meinem Corps den Soldaten des Königs entgegen und treibe ſie in die Flucht. Das Gefecht würde mir auch an dieſem Tage ganz nach Wunſch gelungen ſeyn, wenn nicht ein unglücklicher Zufall es verhindert hätte. Das Pferd nähmlich, auf welchem ich während des Gefechtes ritt, gerieth mit mir in ein ſumpfiges Terrain und ſtürzte. Weil ich dadurch eine Quetſchung der Gelenke an der Handwurzel erhielt, ſo ward ich nach dem Flecken Nahmens Kepharnome gebracht. Meine Leute, welche dieſes gehört hatten, auch fürchteten, daß ich einen noch ſchlimmeren Unfall erlitten haben möchte, laſſen hierauf vom weitern Nachſetzen ab, und kehren in großer Angſt und Beſorgniß um mich zurück. Ich ließ hierauf Wundärzte rufen und mich verbinden, und blieb, weil ich ein Fieber verſpürte, den ganzen Tag hier und ward inindeſſen in der Nacht auf Gutbefinden der Aerzte nach Tarichäa gebracht.

Nicht lange Zeit nachher kam Veſpaſian nach Tyrus; in ſeiner Begleitung war der König Agrippa. Die Tyrier begannen nun ehrenrührige Reden gegen den König zu führen und nannten ihn einen Feind der Tyrier und Römer. Sein Obergeneral Philippus, ſagten ſie, hätte ſich auf ſeinen Befehl als Verräther gegen die königliche Burg gezeigt, ſo wie gegen die römiſche Beſatzung, die in Jeruſalem lag. Veſpaſian gab den Tyriern, wie er dieſes hörte, einen derben Verweis, daß ſie ſo ſchimpflich und entehrend ſich über einen Mann äußerten, der ein König und ein Freund der Römer wäre, rieth dem Kö-

nige indeſſen, den Philippus nach Rom zu ſchicken, um dem Nero über das Vorgefallene Rechenſchaft abzulegen. Doch Philippus kam nicht nach ſeiner Abſendung beym Nero zur Audienz, ſondern kehrte, da er ihn wegen der vorgefallenen aufrühreriſchen Bewegungen und des bürgerlichen Krieges in einer ſehr bedrängten Lange fand, nach dem Könige zurück.

Nach Veſpaſians Ankunft in Ptolomais ſchrieen die angeſehenſten Einwohner der Zehnſtädte in Syrien laut gegen Juſtus den Tiberienſer, daß er ihre Flecken in Brand ſtecke. Veſpaſian übergab ihn daher den Händen des Königs, um ihn, wegen der Schutzgenoſſen ſeines Königreiches zu beſtrafen. Doch der König ließ ihn in Feſſeln legen und verhehlte dieſes dem Veſpaſianus. Nun zogen die Sepphoriten dem Veſpaſian bewillkommend entgegen und empfingen von ihm, unter dem Oberbefehle des Placidus ein Corps Soldaten zur Beſatzung; auf die Streifzüge, welche dieſelben machten, verfolgte ich ſie bis zur Ankunft des Veſpaſian in Galiläa. Ueber die Art wie dieſelbe geſchah, wie er hierauf bey dem Flecken Garis das erſte Gefecht gegen mich lieferte, wie ich mich von hier in Jotapata warf; von meinen Thaten während der Belagerung dieſer Stadt; über die Art ferner, wie ich lebendig in Gefangenſchaft genommen und in Ketten gelegt ward, wie ich in Freyheit geſetzt wurde, ſo wie von alle dem, was ich während des jüdiſchen Krieges und der Belagerung Jeruſalems that, von all dieſem habe ich mit genauer Sorgfalt in den Büchern vom jüdiſchen Kriege Nachricht gegeben. Indeſſen iſt, wie ich

glaube, doch erforderlich, dieſen oder jenen Umſtand und Vorfall, oder ein merkwürdiges Ereigniß meines Lebens, die ich mit dem Faden der Geſchichtserzählung des jüdiſchen Krieges nicht in Verbindung ſetzen konnte, nun hinzu zu fügen.

Nach geendigter Belagerung der Stadt Jotapata kam ich in die Gewalt der Römer und ward mit aller Sorgfalt bewacht, obſchon Veſpaſian mir viele Beweiſe von Achtung und Liebe gab. Auf ſeinen Befehl heirathete ich daher ein Mädchen von den zu Cäſarea in Gefangenſchaft gerathenen Jüdinnen; Cäſarea war ebenfalls der Geburtsort derſelben. Sie blieb indeſſen nicht lange bey mir, ſondern verließ mich nach meiner Befreyung, wie ich mit dem Veſpaſian nach Alexandrien reiſete. In Alexandrien heirathete ich eine andere Frau. Von hier ward ich nun zugleich mit dem Titus nach der Belagerung Jeruſalems geſchickt und war oft in Lebensgefahr daſelbſt; theils beſtrebten ſich die Juden gar eifrig, mich in ihre Gewalt zu bekommen, um mich zu beſtrafen, theils glaubten die Römer, ſo oft ſie beſiegt wurden, daß ſie dieſen Unfall meiner Verrätherey zuzuſchreiben hätten, und ſchrieen unaufhörlich, den Kaiſer an, und verlangten meine Beſtrafung als eines Mannes, der den Verräther gegen ſie ſpiele.

Der Kaiſer Titus hingegen, der ſehr wohl mit dem Glückswechſel im Kriege bekannt war, brachte durch Stillſchweigen das Ungeſtüm der Soldaten zur Ruhe. Als nun die Stadt Jeruſalem mit ſtürmender Hand erobert ward, ſo redete Titus Cäſar mir je und je zu, aus den

Trümmern meines Vaterlandes Alles, was mir beliebte, zu meinem Beſitze zu wählen; denn, ſagte er ſelbſt, dieſes wolle er mir erlauben. Nichts indeſſen war mir theurer und werther, nachdem mein Vaterland verwüſtet und verödet lag, was ich zum Troſt in meinem Jammer hätte nehmen und retten mögen, als meine und der Meinigen Freyheit; darum erſuchte ich den Titus, ſo wie ich ebenfalls durch ſeine Gnade die heiligen Bücher erhielt. Nicht lange nachher bat ich ebenfalls um die Befreyung meines Bruders, ſo wie um die von fünfzig Freunden von mir; auch die Erfüllung dieſes Geſuches ward mir zu Theil.

Nach ertheilter Erlaubniß vom Titus ging ich hierauf in den Tempel, in welchem eine große Menge Gefangener, Weiber und Kinder, eingeſchloſſen waren; Alle, welche ich als meine Freunde und Anverwandten erkannte, ungefähr hundert und fünfzig, ſetzte ich, ohne daß ſie ein Löſegeld zahlten, in Freyheit, und ließ ſie heimgehen, um ſich ihres vorigen Glückes zu erfreuen. Nachher wurde ich von Titus Cäſar mit dem Cerealius und 1000 Reitern nach einem Flecken Nahmens Takoe geſchickt, um zu unterſuchen, ob dieſer Platz tauglich wäre, ein Lager zu faſſen. Bey meiner Rückkehr von da ſah ich viele Gefangene ans Kreuz geſchlagen und erkannte unter denſelben drey von meinen alten Freunden. Tiefgerührt und wehmuthsvoll gehe ich zum Titus und klage ihm dieſes mit thränenden Augen. Sogleich befahl er, ſie herunter zu nehmen und mit aller Sorgfalt ihnen zu ihrer Heilung zu verhelfen; zwey indeſſen ſtarben während der Cur, der dritte blieb am Leben.

Nachdem nun Titus die aufrühreriſchen Bewegungen in Judäa geſtillt hatte, gab er mir, in der Vermuthung, daß meine Ländereien in der Gegend von Jeruſalem wegen der römiſchen Beſatzung, die daſelbſt liegen ſollte, mir von keinem Nutzen ſeyn würden, ein anderes Landgut in dem flachen Felde und war ſo gütig, mich als ſeinen Reiſegefährten, da er nach Rom ſchiffen wollte, mitzunehmen, und mir jede Art von Achtung und Ehre zu erweiſen. Nach unſerer Ankunft in Rom beliebte Veſpaſian mir viele Aufmerkſamkeit zu bezeigen und mir freye Wohnung in dem Hauſe zu vergönnen, welches er vor ſeiner Erhebung zur kaiſerlichen Würde bewohnt hatte. Ebenfalls beehrte er mich mit dem römiſchen Bürgerrechte und legte mir eine jährliche Penſion bey. Immerwährend gab er mir Beweiſe von Achtung und Gewogenheit und ließ mir es bis zu ſeinem Hintritte an keiner Erweiſung ſeiner Gnade und Huld fehlen. Dieſe Behandlung verurſachte mir aber, aus Neid und Mißgunſt, manche Gefahren.

Ein gewiſſer Jude nähmlich, Nahmens Jonathas, hatte in Cyrene eine Empörung erregt und 2000 Landeseinwohner zur Theilnahme daran verführt. War er gleich die Urſache des Verderbens dieſer Menſchen geworden, ſo ſagte er doch, wie er von dem Statthalter des Landes in Feſſeln gelegt und zu dem Kaiſer geſendet ward, ich hätte ihm Waffen und Geldſummen geſchickt. Doch Veſpaſian ließ dieſen Lügner, ohne ſich täuſchen zu laſſen, zum Tode verurtheilen und durch den Henker hinrichten. Oftmahls auch nachher, wenn Menſchen, die mir den

Flor meines Glückes beneideten, Anſchuldigungen gegen mich anzettelten, entging ich durch Gottes Fürſorge allen. Außerdem ſchenkte Veſpaſian mir ein beträchtliches Stück Land in Judäa.

Um eben die Zeit entließ ich meine Gattinn aus Unzufriedenheit mit ihrem Betragen, obſchon ſie Mutter von drey Söhnen war, von denen zwey geſtorben ſind; einer indeſſen, den ich Hyrkanus nannte, iſt noch am Leben. Hierauf verheirathete ich mich mit einer andern Perſon, die freylich in Creta gewohnt hatte, von Geburt indeſſen eine Jüdinn war und von Aeltern ſtammte, die von ſehr edler Geburt waren und zu den vornehmſten Claſſen des Landes gehörten; ſie zeichnete ſich, wie ihr Leben nachher auch bewies, durch ihr Herz vor vielen Frauen aus. Von dieſer wurden mir zwey Söhne geboren; der ältere war Juſtus; nach dieſem kam Simonides, der auch den Beynahmen Agrippa hatte. So war mein Familienleben.

Sonſt beglückten auch die Gnadenbezeigungen der Kaiſer beſtändig meine Lebenstage. Nach Veſpaſians Tode nähmlich genoß ich von Titus, der dieſem in der Regierung gefolgt war, ungekränkt, wie bey ſeinem Vater Ehre und Achtung; ward ich gleich öfters angeklagt, ſo glaubte er doch nie den Klägern. Domitian ferner, der dieſem auf dem Throne folgte, gab den mir ertheilten Ehrenbezeigungen einen neuen Zuwachs. Nicht nur ließ er die Juden, die mich angeklagt hatten, beſtrafen, ſondern auch meinen Sclaven, einen Verſchnittenen und Erzieher meines Sohnes, züchtigen, weil er als Kläger gegen mich auf-

getreten war. Steuerfreyheit gab er mir ebenfalls für meine Länder in Judäa, welches eine ſehr große Ehre für den Empfänger iſt. So blieb auch die Gemahlinn des Kaiſers, Domitia, meine immerwährende Wohlthäterinn.

Dieß iſt denn das Vorzüglichſte von dem, was ich während meines Lebens gethan habe oder mir in demſelben begegnet iſt. Mögen nun Andere, ſo wie ſie es belieben, hieraus meinen Character beurtheilen.

Langenſchwarz, Maximilian.

Improviſator, Schriftſteller und Waſſerheilkünſtler, aber Alles mit Talent. Als Erſteren haben Viele von uns ihn gehört und reſpectirt, nahmentlich in Wien; und nicht anders erntete er Beyfall in Deutſchland, England, Frankreich und Rußland; allenthalben hieß es: der Mann hat Beruf; der iſt das, was man einen Improviſator nennen kann; und die Zeitungen waren voll von ſeinen Triumphen. In ſeiner zweyten Eigenſchaft natürlich haben wir ihn geleſen, und mit Reitz und Genuß, ob ſeiner Gewandtheit und ſeines Witzes, ob ſeiner Friſche, ſeines Salzes und ſeiner Lebendigkeit. Was aber die dritte Cathegorie dieſes vielſeitigen Mannes betrifft, ſo hätten wir Patient, und Patient in Paris ſeyn müſſen, wo er mit ſeinen Curen nicht nur Aufſehen erregte, ſondern ſich auch bewährte. Er begab ſich dahin, nachdem er ſeine

improviſatoriſchen Reiſen 1838 ſo ziemlich beendigt hatte, meiſt in Geſellſchaft ſeiner Frau, der Sängerinn Rutini. Im Sommer 1847 ließ er ſich in Berlin nieder und begann thätig für die Bühne zu ſchreiben. — Langenſchwarz iſt um 1806 zu Rödelheim bey Frankfurt a. M. geboren, und war Kaufmann. Voll Einbildungskraft, gebildet, beleſen, improviſirte er aus Drang und Luſt, Anfangs nur ſo für ſich und gelegenheitlich, dann als förmlicher Dilettant vor Freunden und in kleineren Zirkeln; und endlich bis zur vollen Sicherheit ausgebildet, eingeübt, widmete er ſich förmlich der Improviſation für die Oeffentlichkeit, und ſelbſt ſiegreich den bedeutendſten Nebenbuhlern gegenüber. Einige ſeiner Witzworte und Calembourgs gab C. A. Dumont im Drucke heraus; Schleuſingen 1841. Langenſchwarz iſt zugleich ein wiſſenſchaftlicher und denkender Kopf. Nennen wir nun ſeine Schriften! Dieſe ſind: Die Anatomie des Staats, oder Critik der menſchlichen Geſellſchaft, St. Gallen 1836; die Arithmetik der Sprache, Leipzig 1834; Arnolde, Wien 1829; die Fahrt in's Innere, eb. 1830; die Gutenbergſchwärmerey unſerer Tage, Leipzig 1841; der Hofnarr, 3 Thle., eb. 1832; die europäiſchen Lieder, eb. 1839; 2. Auflage unter dem Titel: Poetiſche Bilder, eb. 1841; die Männer und die Badereiſen 1836; die Malitioſa, Leipzig 1841; das todte Parlament, Gedicht. Darmſt. 1840; Schneider Kitz, 4 Bde., Leipzig 1842; die Weiber und die Badereiſen, St. Gallen 1825. Man will ihn auch als den Verfaſſer eines politi-tiſchen Buches nennen, welches die neueſte Zeit betrifft, und zu der Gattung der Myſterien gehören mag.

G.

Leßmann, Daniel,

durch ſeinen düſtern Ausgang Vielen von uns noch in wehmüthigem Andenken, war den 18. Jänner 1794 zu Soldin in der preußiſchen Neumark geboren. Arzney-wiſſenſchaft zu ſtudieren, bezog er das Joachimsthaler-Gymnaſium in Berlin, ſchloß ſich aber 1813 in patrio-tiſcher Begeiſterung dem Heere an. Bey Lützen wurde er verwundet. 1815 bey dem Feldlazareth verwendet, befand er ſich geraume Zeit in Paris, und kam dann nach Ber-lin zurück, fernerhin den Studien obzuliegen. 1819 hatte er Anlaß, ſich nach Wien zu begeben. Daſelbſt fand er auch in höheren Kreiſen freundliche Aufnahme, z. B. in dem Hauſe des intereſſanten Banquiers Leop. v. Herz. Mit vorherrſchender Neigung cultivirte er jetzt Ge-ſchichte und die ſchönen Wiſſenſchaften, noch mehr dazu ermuntert, als ihm eine feſte Unterkunft geworden war. 1824 kehrte er nach Berlin zurück, nun als Schrift-ſteller fort und fort ſehr fruchtbar. In den erſten Ta-gen des Septembers 1831 fand man ihn in der Nähe Wittenbergs erhängt, nachdem er am 1. d. M. eine Fußreiſe nach Leipzig angetreten hatte. Man wollte von Selbſtmord, ſogar von unglücklicher Liebe ſprechen. So entſchwand der Liebenswürdige, allgemein bedauert. — Leßmann's erſte literariſche Arbeiten erſchienen 1819 im Wiener Converſationsblatte, welches er auch während des dreyjährigen Beſtandes mit ſchätzbaren

Beyträgen, nahmentlich aus Italien bereicherte. Mit der italieniſchen Literatur hatte er ſich überhaupt ſehr befreundet, und über deren neuere Producte viele werthvolle Beurtheilungen in critiſche Blätter geliefert. Sonſt ſprach er als Novelliſt ſehr an. Wir geben hier eine alphabetiſche Ueberſicht ſeiner Schriften: Amathuſia (Gedichte), Berlin 1824; Biographiſche Gemählde, 2 Thle., eb. 1829—30; Ciſalpiniſche Blätter, 2 Thle., eb. 1828; die Heidenmühle, Roman (aus dem Nachlaß), 2 Thle., eb. 1833; Gedichte, eb. 1830; Manzonis Verlobte und Roſſini's Fortſetzung; aus dem Italieniſchen, 5 Thle., eb. 1827—32; Maſtimo II. della Scola, eb. 1820; Meiſter Marcola, eb. 1830; Nachlaß, 3 Thle., eb. 1837—38; Novellen, 4 Thle., eb. 1828—30; die Schlittenfahrt, Erzählung, eb. 1831; das Spottgedicht, Nachtſtück, eb. 1830; Wanderbuch eines Schwermüthigen, (fortgeſetzt von Aug. Ellrich) 2 Thle., eb. 1831—32.

F—r.

Lichtenthal, Peter;

Doctor der Medizin, in den Gebiethen der Literatur und Kunſt vielſeitig thätig, geboren den 10. März 1780, hatte ſchon in zarter Jugend Talent und Hang zu phyſikaliſchen, linguiſtiſchen und muſikaliſchen Beſchäftigungen. Nach zurückgelegten Gymnaſialſtudien zog er nach Wien, lag von 1799 bis 1807 jener der Philoſophie und Me-

bizin ob, erhielt 1808 den Doctorgrad, und lebte nun als practiſcher Arzt daſelbſt. Während dieſer Zeit, beſonders 1809, als in der franzöſiſchen Kriegsepoche die Spitäler überfüllt waren, leiſtete er durch Kenntniſſe, Gewandtheit und menſchenfreundliche Aufopferung wichtige ärztliche Dienſte, mehr als ein Mahl in Gefahr, von der herrſchenden Typhusepidemie dahingerafft zu werden. Durch dieſe Anſtrengungen und ſeine unabläſſigen Studien fremder Sprachen (der griechiſchen, engliſchen, ſpaniſchen), durch Uebungen in der Tonſetzkunſt, literariſchen Arbeiten ꝛc. hatte ſeine Geſundheit gelitten; er wählte ein milderes Clima und begab ſich nach Mailand. Bald faßte er die Idee, eine mediziniſche Topographie Italiens zu bearbeiten, und ſtellte zu dieſem Zwecke Reiſen an. Mailand wählte er dann zu ſeinem bleibenden Aufenthalt. Sein ſtets reger Geiſt trieb ihn unaufhörlich an, die Reſultate ſeiner Studien und Erfahrungen zu veröffentlichen; und es iſt in der That überraſchend, die verſchiedenartigen Früchte ſeiner emſigen Feder, worunter viele von ausgezeichnetem Werthe ſind, zu überblicken. Der Zeitfolge nach ſind es dieſe: Harmonik für Damen, Wien 1806; Anweiſung zur Compoſition, eb. 1807; der muſikaliſche Arzt, eb. 1807; derſelbe italieniſch überſetzt, Mailand 1811; Ideen zu einer Diätetik für die Bewohner Wiens, Wien 1810; kurze engliſche Sprachlehre, eb. 1811; Cenni biografici intorno al maestro Mozart, Mailand 1814; Grammatica tedesca, eb. 1816; Dizionario e bibliografia della musica, 4 Bde., eb. 1826; Manuale di geografia fisica, eb. 1829; Manuale

bibliografico del viaggiatore in Italia, eb. **1830**; neue Auflage, eb. **1834**, dritte Auflage, eb. **1844**; **Manuale d'Astronomia,** eb. **1831**; **Estetica,** eb. **1831**; **Raguaglio del colera-morbo,** eb. **1831**; **Istruzione sulla colera,** eb. **1831**; **Metodo di guarire la silfilide,** eb. **1834**; **2.** Auflage eb. **1846**; **Capelli considerati sotto varj aspetti, e mezzi per conservarli,** eb. **1835**; **Idrologia medica, Novara 1838**; **Mozart e le sue creazioni, Milano 1842.** — Muſikaliſche Compoſitionen ſind von ihm zu Wien und Mailand viele erſchienen: Terzetten, Quartetten, Sonaten, Meſſen, Symphonien, Ouverturen, Märſche ꝛc. Er ſchrieb für verſchiedene Inſtrumente und ſpielt deren ſelbſt mehrere. Dieſe ſeine Tondichtungen haben Anerkennung gefunden; einige derſelben ſind wiederholt aufgelegt, und nachgeſtochen worden. — Lichtenthal iſt Büchercenſor zu Mailand, und Mitglied mehrerer gelehrter und artiſtiſcher Akademien. F—r.

Löwiſohn, Salomon

war zu Moor in Ungarn **1789** geboren, und ſtarb ebendaſelbſt, noch im blühendſten Lebensalter **1821**. Bis zu ſeinem fünfzehnten Jahre wurde er von ſeinem Vater, der ein guter Bibelkenner und Talmudiſt war, unterrichtet. Für Geſchichte, beſonders für die ſeines Volkes, zeigte Salomon großen Eifer, und mit Begeiſterung legte er ſich auf das Studium derſelben, zu welchem Behufe er

ſich auch die Kenntniß der lateiniſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Sprache eigen machte, nachdem er ſich in der hebräiſchen vervollkommnet hatte. Er begab ſich nun nach Prag, und erlernte daſelbſt die chaldäiſche und griechiſche, ſo auch die engliſche Sprache. Seinen Lebensunterhalt zu finden, kam er der Einladung als Corrector der v. Schmid'ſchen Buchdruckerey in Wien nach; allein dieſe trockene mechaniſche Beſchäftigung ſagte ſeinem regſamen, ſich zu eigener Productivität hinneigenden Geiſte keineswegs zu; und er trachtete daher, ſich durch ſelbſtſtändige literariſche Leiſtungen zu entſchädigen und zu tröſten. Da er hierzu nur die wenigen ihm frey gebliebenen Stunden benützen konnte, ſo litt ſeine ohnedieß ſchwächliche Geſundheit Schaden; er ſiechte dahin, und erlag, noch bevor er an ein größeres hiſtoriſches Werk, das ihn vermuthlich würde ausgezeichnet haben, hätte Hand anlegen können. In hebräiſcher Sprache gab er im Drucke heraus: Ueber Philologismus; Linguiſtiſche Analecten; Biographien aus den Urſchriften der Juden. Deutſch erſchienen von ihm: Vorleſungen über die neuere Geſchichte der Juden, Nr. 1. Wien 1820; und: Bibliſche Geographie, eb. 1821.

D. P.

Maimon, Salomon.

Einer der größten Philoſophen aller Zeiten, wurde zu Reſchwitz in Litthauen im Jahre 1753 geboren, und dankte ſein Leben einem armen Rabbiner, der dem Sohne nichts mitgeben konnte, als einen unſtillbaren Durſt nach Kenntniſſen. Befriedigen konnte jedoch Salomon dieſen heißen Drang nicht, woran der Aufenthalt unter einem ſo uncivilisirten Volke, der Mangel an guten Büchern und nöthigem Unterrichte, wohl auch ſeine Armuth, das größte Elend ſeiner Familie, eine ſchreckliche häusliche Lage, in der er vom eilften Jahre an von ſeiner Gattinn und Schwiegermutter tyranniſirt wurde, die Schuld trug.

Schon als Knabe von 7 Jahren ſtudirte er heimlich des Nachts an dem aſtronomiſchen Werke des Doctors Gans, und bildete ſich aus geflochtenen Ruthen eine Sphaera armillarem. Hierauf vertiefte er ſich in das Studium des Talmud, und wäre ſchon im eilften Jahre ein vollkommener Rabbiner geweſen. Nun beſchäftigte er ſich mit dem Zuſammenſetzen deutſcher Buchſtaben und lernte mittelſt ſeines eigenen Fleißes und durch ſeine mühſam erworbene Geſchicklichkeit die deutſche Sprache leſen. Nebſtbey ſtudirte er fleißig Kabbala, deren Geheimniſſe er aufzuklären ſuchte, und ein eigenes Werk darüber ſchrieb. Sein Lehreifer ging ſo weit, daß er mitten im ſtrengſten Winter zu Fuß eine weite Reiſe machte, um eines Oberrabbiners Vorrath deutſcher Bücher zu benützen. Von

dieſem erhielt er eine alte Optik und Sturm's Phyſik zum Geſchenke, welche ihm die Grundſätze der carteſianiſchen Philoſophie kennen lehrten. Ein andermahl ging er 30 Meilen zu Fuß, um ein hebräiſch-peripathetiſch-philoſophiſches Buch aus dem zehnten Jahrhundert zu ſehen.

Trotz dieſes unerſättlichen Durſtes nach Wiſſenſchaften blieb ſeine Lage noch immer die unglücklichſte der Welt. Er konnte Weib und Kind nicht ernähren, und mußte eine Hofmeiſtersſtelle bey einem unwiſſenden Pächter in Litthauen annehmen, welche ſo erbärmlich war, daß er ſich endlich entſchloß, nach Deutſchland auszuwandern und dort Medizin zu ſtudiren. In Stettin angekommen, befand er ſich daſelbſt ohne Freunde, ohne Geld, vom Hunger gequält, und mußte dergeſtalt 5 Wochen aushalten. Endlich reiſte er wieder ohne Geld weiter, in zerriſſenen Kleidern, unverſtändlich in ſeiner Sprache, von Kummer und Elend auf das Tiefſte gebeugt, bis nach Berlin, dem Ziele aller ſeiner Hoffnungen und Wünſche. Man verſagte ihm den Eintritt, da man ihn für einen Betteljuden hielt. Er warf ſich vor dem Thore auf die Erde nieder und ſtöhnte vor Schmach. Da packte ihn ein heftiges Fieber, welches ihm die Beſinnung raubte. Die Thorwache fand ihn ſo, brachte ihn in's Armenhaus, woſelbſt er wohl wieder genas, jedoch immer im größten Elende ſchmachtete. Da war er noch immer auf dem alten Puncte und ſtrich in der Geſellſchaft eines Betteljuden in gleicher Eigenſchaft durch die Welt. Nun wendete ſich in Pohlen ſein Schickſal. Vom Bettelſtabe richtete er ſich zur Würde eines Oberrabiners auf, wurde jedoch verfolgt

und mußte nach Berlin fliehen. Ein unbarmherziger jüdiſcher Polizeybeamter wollte ihn von da verjagen; es erbarmte ſich jedoch ein pohlniſcher Jude, der ſich des Studirens wegen in Berlin aufhielt und einige vornehme junge Leute über ihn, und gewährten ihm Schutz. Bey einem Schmalzhändler entdeckte er Wolf's Metaphyſik, die dieſer Barbar gerade zum Einwickeln verwenden wollte. Er kaufte ſie ihm um zwey Groſchen ab, und fing ſelbe eifrigſt zu ſtudiren an. Seine Bemerkungen darüber notirte er in hebräiſcher Sprache, und machte Mendelsſohn die Mittheilung, welcher ihm dringend rieth, die Philoſophie weiter zu ſtudiren. So aufgemuntert und unterſtützt, mußte etwas Tüchtiges aus ihm werden.

Wovon aber leben? — Die Apothekerkunſt half ihm dazu und die Unterſtützungen mehrerer gebildeter Juden. Da dieſe aber mit ſeiner freyen Lebensart unzufrieden waren, verließ er trotzig Berlin, ging nach Hamburg, dann nach Amſterdam, und kam zuletzt wieder nach Hamburg, wo er ſich um fortzukommen, entſchloß, ein Chriſt zu werden. Mit größter Freymüthigkeit ſchrieb er ſeine Glaubensmeinungen nieder, und fragte ſeinen Geiſtlichen, ob er nach einem ſolchen Bekenntniſſe getauft werden könne. Es wurde aber verworfen. So ſtreifte er denn wieder eine Weile herum, bis er in Breslau die Medizin zu ſeinem Brotſtudium wählte. Neue Leiden verfolgten ihn in Unzahl. Er ließ ſich von ſeiner aus Pohlen angekommenen Frau gerichtlich ſcheiden, und reiſte zum vierten Mahle nach Berlin, woſelbſt er von Almoſen

lebte, und in ſeinem kleinen Dachſtübchen Kant's Schriften ſtudirte.

Da wurde er (im J. 1790) der philoſophiſchen Welt zum erſten Mahle durch ſeinen Verſuch über die Tranſcendental-Philoſophie (Berlin) bekannt, und bald wurde er zum Range eines critiſchen Philoſophen erhoben, der ſcharfſinnige originelle Deutungskraft hatte, nichts deſto weniger aber meiſtens dunkel und wenig verſtändlich blieb.

Nach und nach erſchien von ihm: Philoſophiſches Wörterbuch, Berlin 1761; leider nur ein Stück. — Ueber die Progreſſen der Philoſophie (oder Streifereyen im Gebiethe der Philoſophie, 1. Heft) Berlin 1793. — Die Cathegorien des Ariſtoteles, Berlin 1794. — Verſuch einer Logik, Berlin 1794. — Kritiſche Unterſuchungen über den Geiſt, Leipzig 1797. — Die Redacteure der Berliner Staatsſchrift, des Berliner Journals für Aufklärung, Moriz Magazin für Erfahrungsſeelenkunde, die deutſche Monathsſchrift rechneten es ſich zur größten Ehre, ihn unter ihre Mitarbeiter zu zählen und er lieferte gediegene Aufſätze in Fülle.

Seine letzten Lebensjahre brachte er zu Siegersdorf in Schleſien zu; er wohnte daſelbſt beym Legationsrath Grafen von Kalkreuth, und ſtarb in ſeinen Armen den 24. November 1800.

In den Jahren 1792—93 erſchien zu Berlin ſeine äußerſt anziehende Selbſtbiographie in 2 Theilen. Einen Auszug derſelben unter dem Titel: „Maimoniana" lieferte S. J. Wolff (Berlin 1813).

Digitized by Google

Auch lieferte er Anmerkungen zu Bartholdi's Ueberſetzung von Bacons Organon, ſo wie zu ſeiner eigenen Ueberſetzung Pembertons Newtonſcher Philoſophie.

Moriz Bermann.

Maimonides *).

(Moſes Maimonides; oder Moſes Ben Maimon; auch Moſes-Maimuni oder Rambam).

„Der große Adler; das hehre Licht; die Glori des Orients; das Licht des Occident."

Maimonides: welch' ein Nahme!!

Welchem Gebildeten wäre der Nahme Maimonides fremd?! Von Staunen, Ehrfurcht, Begeiſterung, Bewunderung wird die Bruſt desjenigen durchſtrömt, wird die Seele, das innerſte Seyn, Empfinden und Denken desjenigen gefeſſelt, der die hehre Bedeutung jenes Weltphänomens zu würdigen ſo glücklich iſt, welches da heißt: Maimonides.

Erhabenheit iſt der Character dieſer Erſcheinung, und die Kraft Jehovas ſpiegelt ſich ab in ihr.

Und groß iſt der Ausſpruch und wahr: Von Moſes bis Moſes hat Keiner gelebt wie Moſes! Und ſtolz kann

*) Eine ausführliche critiſche Darſtellung deſſen, was auf dieſe außerordentliche weltgeſchichtliche Perſönlichkeit Bezug hat, gedenkt Herr Simon Deutſch in einem ſelbſtſtändigen Werke zu liefern.

die neuere Zeit darauf ſeyn, ſagen zu dürfen, ausrufen zu dürfen: Und wieder von Moſes bis Moſes! —

Von dem Lichte Maimonides wurde das Dunkel der Welt im Jahre 1139 erblickt; das ſpaniſche Cordova iſt ſein Geburtsort. Gleichwohl pflegt Maimonides auch der Egyptier genannt zu werden, weil er einen großen Theil ſeines Lebens dort zugebracht.

Er war von anſehnlicher Abkunft; unter ſeinen Ahnen zählt man fünf Richter.

„Schon vor des Kampfes Beginn waren ihm die Schläfe bekränzt.“ Weisheit, Sprachen, Kenntniſſe, Wiſſenſchaften: er beſaß alles das und noch viel mehr ſchon als Jüngling. Die Kraft von Oben hatte ihn erfüllt, und er war da, plötzlich gleichſam in voller geiſtiger Ausrüſtung, wie Minerva aus Jupiters Haupt aufgetaucht. Wie wäre es ſonſt denkbar, daß er ſchon in einem unreifen Alter von 23 Jahren ein gelehrtes Werk vollbracht, an das andere Menſchenkinder erſt gegen die Greiſenzeit ſich wagen? Dieſes Werk iſt ſein Commentar zur Miſchma. Er ſelber ſagt am Schluſſe desſelben (Ausgabe Neapel 1492): „Ich Moſe, Sohn des Richters R. Maimon, Sohn des Weiſen R. Joſeph, Sohn des Richters R. Joſeph, Sohn des Richters R. Obadia, Sohn des Richters R. Salomo, Lehrers des R. Obadia und Richter (geſegnet ſey das Andenken des Gerechten!) fing im 23. Jahre den Commentar dieſes Buches zu ſchreiben an, und vollendete ihn in Egypten, im 30ſten Jahre, im 79ſten der ſeleucidiſchen Zeitrechnung.“ — Hieraus geht zugleich die Echtheit des oben angegebenen Geburtsjahres

hervor, über deſſen Beſtimmung ſo lange geſtritten worden.

Des Genies Maimonides Auffaſſungsgabe war ſo leicht, ſeine Urtheilskraft ſo ſcharf, ſo ſelbſtſtändig, ſo eigenthümlich, daß ſeine Lehrer zu Lernenden wurden. Seine Lehrer waren die vornehmſten; er hatte jüdiſche und arabiſche; einer der arabiſchen war der berühmte Averroes (Ibn Roſchd). Niemand vielleicht verſtand ſo glücklich die leicht ſcheinende, aber ſchwere Kunſt zu leſen. Maimonides las außerordentlich viel, die gehaltvollſten Geiſteserzeugniſſe der meiſten Völker. Er hatte ſie geleſen, und ihr Inhalt war ſein Eigen. Sein mithridatiſches Gedächtniß konnte nur mit ſeiner alldurchdringenden gediegenen Urtheilskraft, und dieſe nur mit ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit verglichen werden.

So blühte und prangte dieſer große Mann in ſeiner Vaterſtadt. Aber es iſt das Schickſal der Größe, angefochten zu werden. Verläumdung nagte an ſeiner Ruhe, an ſeinem ſtillen Glück. Maimonides zog fort nach Egypten. Dieß war noch ehe er 30 Jahre zählte. Er hatte, wie alle andern Juden und Chriſten nach des Königs von Cordova Befehl ſich zum Islam bekennen ſollen. Alles zu retten, konnte er nicht umhin, dieß äußerlich zu thun; mit den Seinigen aber zu Fauſtata (Foſtat) angelangt, kündigte er ſich öffentlich als treuer Jude an. Es war die Zeit der Herrſchaft des energiſchen Sultans Saladin.

In Fauſtata gründete ſich Maimonides ſeinen Lebensunterhalt durch den Handel mit Edelſteinen. Er lehrte Philoſophie; er ſtiftete eine philoſophiſche Schule; er ge-

ſellte ſich zur Akademie der Aerzte. Mächtig war er als Arzt (ſpäterhin von Juden und Nichtjuden auch **Doctor Fidelis** genannt); der Sultan erhielt davon Kunde, und ernannte ihn zu ſeinem Leibarzte. Alsbald legte Maimonides zu Alexandrien eine gelehrte Schule an.

Sein Ruhm überſtrahlte das Land und drang in die fernſten Gegenden. Ehren und Glücksgüter ſtrömten ihm zu. Wie ungemein thätig er ſeine Zeit mit den Ergebniſſen ſeiner Studien und Erfahrungen durch Schriften ausfüllte, davon zeugen ſeine zahlreichen Werke.

Dieſes licht- und heilverbreitende Leben erloſch zu Kairo im Jahre 1208, im 70ſten Jahre. Nicht länger als 69 Jahre, 9 Monathe und 9 Tage hatte Maimonides gelebt; aber ewig lebt er; er iſt der Unſterblichen Einer, unter dieſen einer der Leuchtendſten. Als es bekannt geworden, Maimonides ſey nicht mehr unter den Lebendigen, da erfüllte Beſtürzung und Trauer des Morgen- und Abendlandes Synagogen. Oeffentliche Trauer und dreytägiges Faſten wurde zu Kairo, zu Alexandrien und zu Jeruſalem verordnet. Die Hülle des großen Mannes wurde in das gelobte Land gebracht und daſelbſt beſtattet.

Man erzählt manche Wunder und Fabeln aus dem Leben und Wirken des Maimonides. Unter Anderm berichten die Rabbinen, er habe ſich bis zu dem, ihrer Meinung nach unzerſtörbaren Knöchlein Lus (aus welchem bey der Auferſtehung die Menſchengeſtalt ſich wieder herſtelle) in Stücke ſchneiden laſſen, hierauf mit einer Salbe beſtrichen, und ſey hierauf wieder in das volle Leben zurückgekehrt.

Seine gelehrten Arbeiten ſind: Commentar zur Miſchna. — Jad Chaſaka (Auszug aus dem Talmud). Bet Ha-Bechira. — Biat Ha-Mikdaſch. — Bikurim. — Keli Ha-Mikdaſch. — Ha-Deot. — Ebel. — Jeſode Ha-Tora. — Kiduſch Ha-Chodeſch. — Korbanot. — Maachalot aſurot. — Melachim. — Mila. — Sanhedrin. — Schekalim. — Schebuot. — Para ademma. — Schemitten. — Taanijot. — Talmud Tora. — Tefilin. — Teſchuba. — Zizit. — More Nebuchim (Erläuterung der ſchwierigſten Parthien der Bibel; Latein unter dem Titel **Doctor perplexorum**). — Commentar zur Gemara. — Sefer Mizwot. — Jkkarim (die 13 Glaubensartikel). — Buch über die Einheit Gottes. — Brief aus dem Süden. — Brief an die Marſeiller Weiſen (aſtronomiſch). — Antworten auf Briefe an ihn. — Rechtsgutachten. — Deraſchot. — Perakim (über die Seelenkräfte). — Seder Olam (Regeln der Gemara). — Compendium der Logik. — Commentar zu Alfergani. — Hebräiſche Ueberſetzung des Arztes Avicenna. — Ueber das nützliche Bücherleſen. — Diätetiſche Lebensordnung. — Aphorismen. — Commentar zu Hippocrates Aphorismen. — Compendium der Arzneywiſſenſchaft. — Das Buch Ha-Nimbza (mediziniſch und moraliſch). — Buch der Speiſe. — Tractat über den Beyſchlaf. — Tractat über die Hämorrhoiden. — Tractact über das Aſthma. — Tractat über die giftigen Biſſe. — Tractat über die Urſachen der Krankheiten. — Buch über die beſonderen Heilmittel. — Compendium Galens. — Gebethe und religiöſe Gebethe.

P.

Blumenleſe aus Maimonides.

Um die Leſer mit dem Geiſte dieſes außerordentlichen Denkers und glorreichen Philoſophen wenigſtens einigermaßen bekannt zu machen, geben wir hier eine Gattung Blumenleſe aus mehreren ſeiner Werke. Wir glauben, das werde um ſo willkommener ſeyn, als die Literatur leider keine deutſche Geſammt-Ueberſetzung des berühmten hochwichtigen Autors beſitzt.

Toleranz. Gott ſiehet nur das Herz, daher ſagen unſere Weiſen: Die Gerechten unter allen Nationen haben Antheil an der Seligkeit nach dem Tode. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß jeder Menſch ohne Ausnahme, welcher an einen Schöpfer und Leiter der Welt glaubt und das Sittengeſetz befolgt, ſich des künftigen Lebens zu erfreuen habe. Daher ſagen auch unſere Weiſen: Daß ſelbſt ein Heide, der in dem moſaiſchen Sittengeſetze unterrichtet iſt, und es befolgt, dem hohen Prieſter gleich ſey. Niemand wird zweifeln, daß Adam, Noah und die übrigen Patriarchen, ob ſie gleich jene in dem moſaiſchen Geſetze vorkommenden Ceremonialgeſetze nicht beobachtet haben, dennoch der Seligkeit theilhaftig ſind. Die Religion hängt nicht vom Faſten und Bethen, ſondern von einer richtigen Gotteserkenntniß und einem ſittlichen Wandel ab. Von Leuten, die anders denken, heißt es (Jeremias 12, 2): „Du (Gott) biſt ihnen nahe im Munde, aber fern von ihrem Herzen.“

Glauben. Es gibt dreyerley Arten von Glauben. Erſtens: Solche Dinge, wozu die Vernunft die Menſchen auffordert, ſie als wahr anzunehmen. Dergleichen ſind die Reſultate aus der Arithmetik, Geometrie und Mathematik überhaupt.

Zweitens: Dinge, welche der Menſch durch die Sinne und die Empfindung wahrnimmt, wie z. B. was er ſieht, hört und dergleichen. Drittens: Geſchichtswahrheiten, d. h. Dinge, die wir zwar weder mit den Sinnen wahrnehmen, noch mit der Vernunft begreifen können, aber ſie dennoch auf das Zeugniß glaubwürdiger Männer, wie z. B. der Propheten, als wahr annehmen, worin der eigentliche religiöſe Glaube beſteht. Jeder vernünftige Menſch muß alſo, wenn er eine Sache als wahr annimmt, ſich deutlich bewußt ſeyn, warum er dieſe Sache als wahr annimmt. Nimmt hingegen Jemand eine Sache als wahr an, ohne ſich darüber Rechenſchaft geben zu können, welcher Grund ihn dazu bewog: von dieſem ſagt ſchon Salomo (Spr. 14, 15): „Der Thor glaubt Alles." Es iſt leider ein großes Uebel, daß Menſchen auf die Autorität anderer Menſchen, die oft ſich für Weiſe ausgeben, im Grunde aber Thoren und Schwachköpfe ſind, ſich verlaſſen, alle in ihren Schriften vorkommenden Träumereien für bare Wahrheiten annehmen, beſonders wenn ſie derley Dinge in alten Schriften finden, und glauben, dadurch die höchſte Stufe der Weisheit erreicht zu haben.

Aſtrologie. Ich habe mich mit der Aſtrologie viel beſchäftigt, und ich glaube, daß nicht ein einziges in arabiſcher Sprache geſchriebenes oder überſeztes Werk

über dieſen Gegenſtand exiſtirt, welches ich nicht geleſen, und darüber nachgedacht habe. Ich muß euch daher ſagen, daß Alles, was die Aſtrologen von ihrer Wiſſenſchaft vorgeben, nähmlich von dem Standpunkt der Geſtirne (Conſtellation) bey der Geburt eines Menſchen ſein künftiges Schickſal vorausſagen zu können, nichts als thörichtes Geſchwätz und barer Unſinn ſey. Daher hat auch niemahls einer der vorzüglichſten und gründlichen griechiſchen Weiſen ſich damit befaßt, um ſo weniger darüber geſchrieben. Vielmehr findet man in ihren Schriften, daß ſie dieſer Meinung, welcher die Babylonier, Chaldäer, Egypter und Phönicier zugethan waren, widerſprechen, und ihre Richtigkeit mit unwiderleglichen Beweiſen dargethan haben. Jene Afterwiſſenſchaft aber muß man von der erhabenen Wiſſenſchaft der Sternkunde (Aſtronomie) wohl unterſcheiden. Denn dieſe beſchäftiget ſich nicht wie jene, mit dem Einfluß der Geſtirne auf die Angelegenheit des Menſchen bey ſeiner Geburt, ſondern auf die Bewegung der Sterne überhaupt, auf Berechnung ihrer Bahnen, auf den Eintritt ihrer Verfinſterungen, auf ihre Entfernungen von der Erde, auf ihr Eingreifen in und ihr Verhältniß zu einander u. dgl.; dazu gibt uns die Mathematik die Hülfsmittel an, und Alles beruht auf unumſtößliche Wahrheit.

Weltſchöpfung. Im Allgemeinen wird es bey den früheren Philoſophen angenommen, daß die Welt einen Schöpfer und Leiter habe, und daher kein Werk des Zufalls ſey. Ob aber die Welt von Ewigkeit her in dieſem Zuſtande (wie ſie jetzt ſich befindet) war, und

in Ewigkeit fortdauern wird, darüber ſind ihre Meinungen verſchieden. Manche nehmen an, Gott und die Welt, ſo wie ſie jetzt iſt, ſind beyde gleich ewig, und nie war Gott ohne die Welt, noch die Welt ohne Gott. Andere halten dafür, die Welt ſey zwar nicht ewig, aber es ſey ein Urſtoff vorhanden geweſen, aus dem Gott Alles nach Belieben gemacht habe. Wieder Andere glauben, Gott habe die Welt aus Nichts erſchaffen. Wir aber (Bekenner der moſaiſchen Religion) nehmen die letzte Meinung, daß Gott die Welt nicht aus einem vorhandenen Stoff, ſondern aus nichts, durch ſeinen bloßen Willen, erſchaffen habe, nicht als ein Philoſophem, ſondern als Glaubensartikel, nach der von den Propheten überlieferten Tradition an, und dieſer Glaube läßt ſich durch Vernunftgründe mit der größten Beſtimmtheit erweiſen.

Auch über die Ergebniſſe in der untern (ſublunariſchen) Welt ſind die Meinungen verſchieden. Einige halten dafür, alle Ereigniſſe in dieſer Welt ſeyen Wirkungen der himmliſchen Sphären. Zwar nicht aus eigener Macht, ſondern Gott habe in die Sphären eine Kraft gelegt, auf dieſe Unterwelt ſo einzuwirken, daß Alles ſich ſo geſtaltet habe, wie es ſein Wille war und iſt. Andere nehmen an, alle Ereigniſſe in der Unterwelt ſeyen bloß abſichtsloſe Zufälle, indem es ihrer Meinung nach für Gott eine zu erniedrigende Beſchäftigung wäre, ſich mit ſolchen Geringfügigkeiten zu befaſſen; und ihm ſey es gleichgiltig, ob eine Spinne eine Fliege mit ihrem Netze umſtricke und ſie tödte, oder Krieg, Seuche, Erdbeben u. ſ. w. tauſende der Menſchen vernichte. Wir aber, als

Bekenner der moſaiſchen Religion, ſind weder der einen noch der andern Meinung zugethan, ſondern nehmen eben als Glaube, nach der Ausſage der Schrift, bezüglich auf den Menſchen an, daß ſein Schickſal bloß Folge ſeines religiöſen und ſittlichen Verhaltens ſey. Hinſichtlich der übrigen ſublunariſchen Geſchöpfe hingegen, kann es gleichgiltig ſeyn, welche Meinung man dießfalls annimmt, da jeder Philoſoph ſeine Anſicht mit Gründen (eigentlich Hypotheſen) unterſtützt.

Nehmen wir nun an, daß die Schickſale des Menſchen nach einer ſittlichen oder unſittlichen Handlung ſich geſtalten, und Folgen derſelben ſind, ſo müſſen wir auch zugleich annehmen, daß nichts den Menſchen zu ſeinen Handlungen zwingen könne, ſondern der Menſch einen vollkommen freyen Willen habe, ſich zu einer oder der andern Handlung ſelbſt zu beſtimmen. Denn, nimmt man z. B. mit den Aſtrologen an, die Geburt eines Menſchen bey dieſer oder jener Stellung der Geſtirne habe einen zwingenden Einfluß, ihn noch vor ſeinem Eintritte in dieſe Welt zu dieſem oder jenem Gewerbe, zu dieſer oder jener Handlung zu beſtimmen, ſo wären alle göttlichen und menſchlichen Geſetze unnütz. Der größte Böſewicht könnte ſich vor dem göttlichen und menſchlichen Richter mit der Ausflucht vor der Strafe ſchützen, er habe z. B. dieſen Menſchen gemordet, weil ſeine Vorherbeſtimmung gemordet zu werden war, und er mußte ihn morden, weil er eben zu dieſem Morde prädeſtinirt war. Freylich unterliegt dieſer Glaube von dem freyen Willen der Menſchen noch manchen Einwürfen; aber ſie unterliegen erſtens weniger

derſelben als die Hypotheſen von Zufall oder Prädeſti-nation. Zweytens iſt dieſer Glaube für das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft unentbehrlich. Zudem dürfen wir nicht Alles leugnen, weil wir nicht Alles begreifen können, beſonders bey Dingen, die ſich auf Gott beziehen: weil das Endliche das Unendliche nicht zu faſſen vermag. Finden ſich dennoch Stellen im Talmud und in dem Midraſchim, welche darauf hindeuten, daß der Menſch dem Einfluſſe der Geſtirne unterſtehe, ſo muß das Un-gereimte und Widerſinnige dieſer Meinung dem geſunden Menſchenverſtande nachgeſetzt werden, und man darf Dinge, worauf der geſunde Menſchen-Verſtand leitet, kei-neswegs der Autorität eines Menſchen wegen, der das Gegentheil behauptet, verwerfen. Darum ſind die Augen vorwärts und nicht rückwärts.

Keineswegs kann es in der Natur des Menſchen ſchon vor ſeiner Entſtehung gelegt ſeyn, tugendhaft oder laſterhaft ſeyn zu müſſen, ſo wenig als der Menſch vor ſeiner Geburt beſtimmt iſt, ſich dieſem oder jenem Ge-werbe zu widmen. Wohl aber kann in ihm mehr Diſpo-ſition zu einer Handlung als zu einer andern, mehr Ge-ſchicklichkeit zur Betreibung eines Gewerbes als zu einem andern liegen, ſo daß ihm die Ausübung einer Handlung leichter als eine andere wird. So z. B. wird es einem Menſchen, welcher von der Natur mit einer leichten Faſ-ſungskraft begabt iſt, leichter, eine Kunſt oder Wiſſen-ſchaft zu erlernen, als jenem, der mit dieſem Talente weniger ausgerüſtet iſt. Ebenſo wird es einem mit Muth begabten Menſchen leichter, Schwierigkeiten zu überwinden,

als dem, der eine Anlage zur Zaghaftigkeit hat. Dem ohngeachtet wird Erſterer, wenn ihm die Gelegenheit zum Unterrichte mangelt, unwiſſend bleiben, und Letzterer bey guter Gelegenheit und anhaltendem Fleiße die angebornen Hinderniſſe beſiegen, und zum wiſſenſchaftlichen Menſchen ſich bilden. So auch im zweyten Falle gelangt oft der mit weniger Muth von der Natur begabte Menſch, durch Abhärtung und öfters zu beſtehende Gefahren zu einem gewiſſen Grade von Herzhaftigkeit: der weichlich und weibiſch Erzogene hingegen bleibt mit allem ſeinen angebornen Muthe dennoch feig und verzagt. Dieſe Bemerkung ſoll dazu dienen, die thörichte und falſche Meinung der Aſtrologen, welche vorgeben, daß die Conſtellation der Geſtirne bey der Geburt eines Menſchen ihm im Voraus zu ſeinen künftigen Handlungen zwingend beſtimmen, in ihrer Blöße darzuſtellen.

Die vorzüglichſten Philoſophen ſtimmen mit unſerer Meinung überein, daß dem Menſchen die freye Wahl offen ſtehe, ſich zu tugendhaften oder laſterhaften Handlungen nach eigener Willkühr ſelbſt zu beſtimmen, ohne daß weder vor oder nach ſeiner Geburt etwas zwingend auf ihn einwirken könne. Nur daß, wie bereits bemerkt wurde, gewiſſe Naturanlagen die Ausübung ihm erleichtern oder erſchweren. Zwingendes hingegen gibt es in dieſem Falle nicht. Denn hätte der Menſch keine freye Wahl bey ſeinen Handlungen, ſo wären alle Geſetze nutzlos und aller Unterricht vergeblich und ohne Zweck, ſo wie alle Belohnung und beſonders die Beſtrafung das ſchreyendſte Unrecht ſeyn würde, da der Menſch in dieſem Falle ge-

drängt von einer unwiderſtehlichen höhern Macht nicht anders handeln konnte, als er wirklich gehandelt hat. Wie könnte z. B. ein Menſch beſtraft werden, weil er einen andern Menſchen gemordet hat, da doch beyden, dem Mörder ſowohl als dem Gemordeten, ihr Schickſal bereits von ihrer Geburt beſtimmt war? Welcher Ungerechtigkeit müßte man Gott zeihen, daß er Gebothe gibt, die der Menſch gezwungen iſt nicht zu befolgen, und ihm verbiethet, was zu übertreten er ſich nicht zu entwinden vermag, und zugleich Strafen für die Uebertreter beſtimmt, die zu übertreten ſie unausweichlich gezwungen ſind. Bey dieſer Hypotheſe wären auch alle Vorſichtsmaßregeln zur Abwendung einer Gefahr, und jede Betriebſamkeit zum Erwerbe eines Guten fruchtlos und eitle Mühe; da weder ein Glück zu befördern, noch ein Unglück abzuwenden möglich iſt, weil beides bereits vorher beſtimmt iſt. Wahrlich, wider einen ſolchen Glauben empört ſich die Vernunft, das menſchliche Gefühl und das göttliche Geſetz. Fern ſey es alſo von uns, Gott ein ſo großes Unrecht anzudichten.

Die Wahrheit, welche keinem Zweifel unterliegt, beſteht alſo darin, daß der Menſch bey allen ſeinen tugendhaften und laſterhaften Handlungen eine unbeſchränkte freye Wahl habe, auf welche weder von der Allmacht Gottes, noch von dem Laufe der Geſtirne, und um ſo weniger von dem bloßen Zufall zwingend eingewirkt werden könne. Daher heißt es auch (5 B. M. 30, 19): „Ich lege Dir vor Leben und Tod, Segen und Fluch; wähle das Leben.“ Eben deßwegen befahl Gott die Kinder

im Geſetze zu unterrichten, dieſe Geſetze zu befolgen, und nie davon abzuweichen, weil beydes in ihrem freyen Willen ſtehet. Dieß iſt eben der Grund, warum in dem Geſetze Vorſichtsmaßregeln zur Verhütung eines Schadens verordnet ſind. Z. B. Ein Geländer um das flache Dach zu machen, eine offene Grube zuzudecken u. dgl. wäre ein vorher beſtimmtes Schickſal, ſo wäre ja alle Vorſicht vergeblich. Dies wird auch unter jenem Ausſpruche des Talmuds verſtanden, wo es heißt: „Alles ſtehet in Gottes Macht (wird von Gott beſtimmt) nur nicht die Gottesfurcht.“ Das heißt die Befolgung oder Nichtbefolgung des Sittengeſetzes, worin dem Menſchen die freye Wahl gelaſſen iſt.

Es gibt viele Handlungen, welche Menſchen aus freyem Willen unternehmen, und dennoch glauben, daß es göttliche Fügungen ſind. Wie z. B. ehelige Verbindungen, oder bey Erwerbung eines großen Vermögens. Dieß aber iſt ein Irrthum. Wahr iſt es, daß der Eheſtand von Gott eingeſetzt iſt, um auf eine erlaubte Weiſe das menſchliche Geſchlecht fortzupflanzen, und es iſt alſo ſein Wille, daß der Menſch ſich eine Gattinn wähle. Gott aber zwingt Niemanden, ſeinen Willen zu befolgen. So iſt es auch Gottes Wille, daß der Menſch ſich ſeinen Unterhalt auf eine rechtmäßige Weiſe verſchaffe, und zum nützlichen Gebrauche ſich auch Ueberfluß an Vermögen oder Reichthum erwerbe. Geſchieht dieſes hingegen auf eine unerlaubte Weiſe, ſo iſt es ein Verbrechen, und Gott kann nicht wollen, und um ſo weniger im Voraus beſtimmen, daß ein Menſch ein Verbrechen begehe. Noch

eine größere Abſurdität iſt es, wenn man mit den Dialek⸗tikern annehmen wollte, daß Gott bey allen Weltereig⸗niſſen, auch ſelbſt bey den geringfügigſten, immer un⸗mittelbar einwirke. Als wenn z. B. Jemand einen Stein in die Höhe wirft, Gott unmittelbar darauf wirke, daß er herabfällt u. dgl., dem ſo iſt es nicht. Vielmehr hat Gott ſchon bey der Schöpfung der Natur Geſetze vor⸗geſchrieben, und in ſie die Kräfte gelegt, welche ſie unab⸗änderlich befolgen müſſe, ohne daß Gott nöthig habe, alle Augenblicke unmittelbar einzugreifen. Wenn z. B. der in die Höhe geworfene Stein herabfällt, ſo liegt es in ſeiner natürlichen Schwerkraft. Auf den ſittlich guten Wandel des Menſchen hingegen hat Gott weder einen mittelbaren noch unmittelbaren Einfluß, ſondern dieß iſt dem Menſchen ganz frey geſtellt, und er hat auch die Folgen davon nur ſich ſelbſt beyzumeſſen. Daher heißt es auch (Spr. 19, 3): „Thorheit führt den Menſchen auf krummen Weg, und über Gott zürnt ſein Herz.“

Bildung der Volkslehrer, ſogenannten Rab⸗biner. Durch philoſophiſche Wiſſenſchaften ſpricht M. ſich in ſeinen Schriften unzähligemahl aus. Vorzüglich aber fordert er von ihnen als Seelenärzten ex officio gründ⸗liche philoſophiſche, und beſonders pſychologiſche Kennt⸗niſſe. Die Seele des Menſchen iſt ein einfaches Weſen, deſſen Wirkungen aber mannigfaltig ſind. Dieß hat manche Philoſophen zu der Meinung veranlaßt, daß in dem Menſchen ſich mehrere Seelen befinden, weil ſie jede Seelenkraft für eine beſondere annehmen. Selbſt der be⸗rühmteſte der Aerzte (Hippokrates) behauptet: „Es gebe

in dem Menſchen drey Seelen, nähmlich die natürliche (organiſche, die er mit den Pflanzen und Thieren gemein hat); die belebende (die er mit den Thieren gemein hat), und die denkende, (welche er als Menſch vorzugsweiſe beſitzt)." So wie der leibliche Arzt, wenn er eine Krankheit des Körpers heilen will, ſich vorläufig gründliche Kenntniſſe von allen Theilen des Körpers und ihrer Lage (Anatomie), als auch den Urſprung der Krankheiten (Pathologie) und der dienſtlichſten Heilmittel (Materia medica) erworben haben muß, eben ſo muß ein (Volkslehrer als) Seelenarzt ſich vollkommene Kenntniß von der Seele, ihren Kräften, ihren Begierden und Leidenſchaften zu verſchaffen trachten. Man nimmt gewöhnlich bey der menſchlichen Seele fünferley Kräfte an, nähmlich die ernährende Kraft, (die ſie mit der Pflanzenſeele gemein hat); die empfindende Seele, (die ſie mit den Thieren gemein hat); und die Phantaſie, den Willen und die Vernunft. Dieſe Kräfte werden wieder in Unterabtheilungen abgetheilt; ſo z. B. wirkt die ernährende Kraft auf ſiebenerley Art, nähmlich die Kraft die Speiſen anzunehmen, bey ſich zu behalten, zu verdauen, das Ueberflüßige auszuſtoßen u. ſ. w.; die empfindende Kraft wirkt durch die fünf Sinne. Die Phantaſie ſetzt mehrere bereits durch die Sinne wahrgenommene Gegenſtände in mannigfaltige und verſchiedenartige Verbindungen zuſammen, wodurch oft ſehr groteske und monſtröſe Zerrbilder in der Vorſtellung des Menſchen entſtehen, die er im krankhaften Zuſtande für Realitäten annimmt. Der Wille beſteht in dem Vermögen der Seele zu begehren und zu

verabſcheuen. Daraus entſteht einerſeits Liebe, Milde, Wohlwollen, Mitleid, Sanftmuth u. dgl. Andererſeits aber auch Haß, Zorn, Wuth, Rache, Neid, Tyranney u. ſ. w. Ueberhaupt liegt in dieſer Seelenkraft das ganze Heer von Leidenſchaften. Die Vernunft, die Gott zur Leiterinn aller übrigen menſchlichen Seelenkräfte beſtellt hat, beſteht in dem Seelenvermögen das Wahre vom Falſchen, das Recht vom Unrecht, das Gute vom Böſen, das Schickliche vom Unſchicklichen zu unterſcheiden.

So wie der Körper, ſo lange ſein Organismus in gehöriger Ordnung ſich befindet, geſund iſt, wenn aber dieſer geſtört wird, in einen krankhaften Zuſtand übergeht; eben dieſes Bewandtniß hat es auch mit der Seele. Der geſunde Zuſtand der Seele beſteht darin: daß ſie ſich dem Sittengeſetze gemäß verhalte. Weicht ſie aber davon ab, ſo geräth ſie in einen krankhaften Zuſtand. Der Trieb, dem Sittengeſetze gemäß zu handeln, oder es zu vernachläſſigen, liegt hauptſächlich in dem Begehrungsvermögen oder Willen. Da aber auch die Vernunft darauf Einfluß hat, ſo liegt dieſer Trieb großen Theils auch in derſelben und richtet ſich nach dem Grade ihrer Ausbildung. Denn in der nährenden oder empfindenden Kraft kann er ſo wenig ſeinen Grund haben, als in der Phantaſie, weil beyde nicht, ſo wie der Wille und die Vernunft freywillig, ſondern ohne Wahl des Menſchen, ja ſelbſt während des Schlafs wirken. Der geſunde Zuſtand der Seele beſteht alſo in dem, daß ſie ihre Functionen immer nach Recht und Gebühr verrichtet. Es gibt aber auch Fälle, wo die Seele wie der Körper in einen abnormen

Zuſtand geräth, und dann iſt ſie krank. So wie der Körper im krankhaften Zuſtande manchmal das Bitteresüß und das Süße bitter ſchmeckt, und oft auch nach Sachen gelüſtet, die ihm ſehr ſchädlich ſind; eben ſo geht es der Seele in ihrem abnormen Zuſtande. Sie hält oft das Böſe für gut, das Gute für böſe, und gelüſtet nach Dingen, die ihr verderblich ſind.

So wie nun bey Krankheiten des Körpers es nothwendig iſt, ſich an einen verſtändigen Arzt zu wenden, ihn mit der Krankheit des Leidenden bekannt zu machen, alle ſeine Vorſchriften genau zu befolgen, und auch die widrigſten Arzneymittel zu ſich zu nehmen; eben ſo müſſen moraliſch Kranke an einen Gewiſſensrath als Seelenarzt ſich wenden, ihn mit ihrem abnormen Zuſtand bekannt machen, und er muß den Sitz der Krankheit erforſchen, und zugleich die Mittel zur Hebung und gründlicher Heilung dieſer Seelenkrankheit vorſchreiben. Der Kranke aber, will er wirklich geheilt werden, muß dieſe Vorſchriften alle genau und pünktlich befolgen. Es gibt aber auch Seelenkranke, wie es auch Körperkranke gibt, welche ihre Krankheit nicht einmal wahrnehmen, und ſich für vollkommen geſund halten; oder die ſich zwar krank fühlen, aber ihre Heilung vernachläſſigen, oder ſich von ungeſchickten Seelenärzten behandeln laſſen. Dieſe müſſen unfehlbar zu Grunde gehen. Daher ſagt Salomo (Spr. 12, 15): „Der Thor hält ſeinen Weg für den beſten; der Weiſe gibt gutem Rath Gehör.“ Dann (daſ. 14, 12): „Mancher glaubt, er ſey auf rechtem Wege, indeß er am Ende zum Tode führt.“

Dem Seelenarzte aber liegt noch eine Pflicht mehr als dem Körperarzte ob. Dieſer hat gewöhnlich nur dann einzuſchreiten, wenn er um Rath gefragt wird, ohne daß ihm die Pflicht gebiethet, Jedermann ſeinen Rath aufzubringen, oder ſelbſt die Layen über den geſunden und kranken Zuſtand des Menſchen öffentlich belehren zu müſſen. Nicht ſo aber der Seelenarzt oder öffentliche Volkslehrer. Ihm liegt es als Amtspflicht ob, die Menſchen auf ſich ſelbſt in ſittlicher Hinſicht aufmerkſam zu machen, ihnen die Seelenkrankheiten nebſt ihren unheilbringenden Folgen in Erinnerung zu bringen, und dieſen Spiegel ihnen ſo oft und ſo lange vor die Augen zu halten, bis ſie ihr eigenes Bild darin erkennen, ſich davor entſetzen, und die nöthigen Heilmittel entweder ſelbſt aufſuchen, oder bey Seelenarzneykundigen ſich darüber Raths erholen. Sie müſſen die Layen verſtändigen, daß der geſunde Seelenzuſtand überhaupt darin beſtehe, wenn der Menſch immer in der richtigen Mitte gleichweit von beyden Extremen ſich erhalte, und daß, je mehr ein Menſch ſich einem oder dem andern Extreme nähert, um ſo mehr ſeine Seele von ihrer Geſundheit ab-, und an Krankheit zunehme. So z. B. iſt vernünftige Freygiebigkeit die richtige Mitte zwiſchen Kargheit und Verſchwendung. Der Muth ſteht in der Mitte zwiſchen tollkühner Verwegenheit und weibiſcher Zaghaftigkeit. Die Ehrliebe, zwiſchen dem Ehrgeitze und der Niederträchtigkeit. Die Gelaſſenheit zwiſchen dem leidenſchaftlichen Aufbrauſen und der ſtupiden Indolenz. Um nun zu dieſer Mittelſtraße zu gelangen und ſich darauf zu erhalten, dazu gehört eine

groſse Aufmerkſamkeit des Menſchen auf ſich ſelbſt, und ein anhaltendes Gewöhnen. Denn auf das Hinneigen zu einem Extreme hat nicht nur das Begehrungsvermögen und die freye Wahl allein Einfluſs, ſondern oft wirken darauf zugleich auch Clima, Erziehung, Beyſpiele und noch andere Umſtände mit ſehr groſser Kraft ein.

Bekennt nun ein Seelenkranker dem Seelenarzte ſeinen krankhaften Zuſtand, oder bemerkt der Seelenarzt ihn ſelbſt, oder hat ihn Jemand darauf aufmerkſam gemacht, ſo beſteht die Hauptcur darin, daſs der Kranke von dem Extreme, in dem er ausſchweift, wieder in die richtige Mitte zurückgeführt wird. Oft wenn die Krankheit allzu heftig iſt, muſs der Seelenarzt ſeinen Kranken ſogar auf ein dieſem ſchädlichen Extreme entgegengeſetztes Extrem hinleiten, und von da erſt ihn zur richtigen Mitte zurückführen. So muſs z. B. der Geitzige oft, um ihn von dieſem Laſter zu entwöhnen, ſelbſt zu einer Art von Verſchwendung verhalten, und von da erſt zur Freygiebigkeit zurückgeführt werden; weil es immer leichter iſt einen Verſchwender als einen Geizigen zur vernünftigen Freygiebigkeit zu gewöhnen. Zu dieſem Allem aber gehört viel theoretiſche und practiſche Seelenkunde, ohne welche der Seelenarzt ſelbſt die richtige Mitte nicht finden, viel weniger Andere darauf erhalten oder hinleiten kann.

Genuſs. Die wahre Religion, wovon uns die Thora belehrt, fordert keineswegs von uns, daſs wir allen Genüſſen entſagen, und uns ſelbſt peinigen ſollen. Vielmehr befiehlt ſie uns, in der bürgerlichen Geſellſchaft zu leben, und die Ver-

gnügungen die uns Gott darbiethet, zu genieſsen. Nirgends aber befiehlt ſie uns, die menſchliche Geſellſchaft zu fliehen und uns aller erlaubten Vergnügungen zu berauben. Als z. B. die Juden nach ihrer Rückkehr aus der babyloniſchen Gefangenſchaft den Propheten fragen ließen, ob ſie auch nach Erbauung des zweyten Tempels, den ſich wegen Zerſtörung des erſten Tempels auferlegten Faſttag beybehalten ſollen, ließ er ihnen (Zach. 7) ſagen: „So ſpricht der Gott Zebaoth: Mir liegt nichts daran, ob ihr faſtet, ob ihr eſſet und trinket, wenn ihr nur Recht und Gerechtigkeit übt, und Keiner dem Andern zu ſchaden trachtet. Mögen eure Faſten immerhin in Feſt- und Freudentage ſich verwandeln, liebt nur Wahrheit, liebt nur Friede.“ Es kann alſo nur jener Menſch Gott gefällig werden, der ſein Möglichſtes zum Wohle der bürgerlichen Geſellſchaft beyträgt, und das beſte Mittel dazu iſt, genaue Befolgung des Sittengeſetzes.

Vergeltung nach dem Tode. Bezüglich auf Belohnung und Beſtrafung nach dem Tode ſind die Meinungen der Rabbinen getheilt, und es gibt auch faſt keinen einzigen derſelben, der einen richtigen Begriff von dieſem Gegenſtande habe. Einige glauben, die Belohnung beſtehe in dem, daß die Frommen in das Paradies verſetzt werden, welches ein Ort ſey, wo des Eſſens und Trinkens in der Fülle vorhanden iſt, und man dasſelbe ohne Mühe durch Erwerb genieſsen könne; daß es daſelbſt Paläſte aus Diamanten und Rubinen erbaut, ſo wie Divans mit ſeidenen Polſtern, dann Ströme von Wein und wohlriechenden Salben, und ſonſt noch Vieles, was

zu dem ſinnlichen Vergnügen gehört, zum Genuſſe der Frommen im Ueberfluſſe vorräthig ſey; die Hölle meinen ſie, ſey der Ort voll Feuerflammen, wo die Körper der Laſterhaften täglich verbrannt, erſchaffen und wieder verbrannt werden, und noch andere Höllenſtrafen erleiden müſſen. Sie ſtützen ihre Meinungen auf mehrere Stellen der Schrift und des Talmuds, welche ſie nach ihrem bloßen Wortſinn nehmen. Andere halten dafür, die Belohnung und Beſtrafung werde erſt nach der Ankunft des Meſſias erfolgen, wo ſodann die Frommen aufleben, einen überaus hohen Wuchs erhalten, und durch Fortpflanzung ſich ſo vermehren werden, daß ihrer die ganze Erde voll ſeyn, und der Meſſias mit ihnen zugleich ewig leben werde. Nebſtdem werden zu eben dieſer Zeit fertige ſeidene Kleider und gebackene Kuchen aus der Erde wachſen, und derley Abſurditäten mehr. Die Strafe der Laſterhaften aber meinen ſie, werde darin beſtehen, daß ſie zu dieſer Zeit nicht exiſtiren, und von dieſem Allen nichts genießen werden. Auch dieſe ſtützen ihre Meinung auf verſchiedene Schrifttexte und talmudiſche Sätze.

Noch Andere nehmen an, die Belohnung und Beſtrafung werde erſt nach Auferſtehung der Todten erfolgen. Sie glauben, der Fromme werde dann aus dem Grabe ſich erheben, in ſein Haus zurückkehren, wo er ſeine Verwandten alle finden, ſich mit ihnen freuen, mit ihnen zuſammen eſſen und trinken, und nie mehr ſterben werde. Auch ſie beziehen ihre Meinung auf Stellen in der Schrift und den Talmud. Andere wieder halten dafür, die Belohnung beſtehe bloß in einem dießſeitigen Leben,

im Ueberfluſſe zeitlicher Güter, in einer großen Anzahl von Nachkommen, in Geſundheit des Körpers, in Beſiegung der Feinde u. ſ. w.; wogegen die Beſtrafung in allen den leiblichen Gütern entgegengeſetzten Uebeln beſtehe. Sie glauben dieß aus den Segnungen und Flüchen, welche in den moſaiſchen Schriften vorkommen, die bloß auf zeitliche Güter und zeitliche Uebel ſich beziehen, beweiſen zu können. Endlich gibt es noch Einige, welche annehmen, die Ankunft des Meſſias und die Auferſtehung der Todten werde zu gleicher Zeit erfolgen, wo dann die Frommen auferſtehen, ſich in's Paradies begeben, daſelbſt eſſen und trinken, und ewig leben werden. Dieſe Leute beſchäftigen ſich viel mit der Unterſuchung, ob die Todten nackt oder bekleidet, und wenn bekleidet, ob ſie in den nähmlichen Kleidern, in welchen ſie begraben wurden, auferſtehen; oder ob ihnen ein neues Gewand wird anerſchaffen werden; dann ob es zu dieſer Zeit auch Reiche und Arme, Starke und Schwache u. dgl. geben werde.

Die wenigſten Menſchen aber können ſich zu einem reinen Begriffe von der Seele, ihrer Unſterblichkeit und ihrer Freuden oder Leiden nach dem Tode des Körpers erheben: weil ſie gewohnt ſind die Seele ſich nur mit dem Körper in Verbindung zu denken, und in ihrer Getrenntheit von demſelben als eine reine Intelligenz ſich vorzuſtellen nicht vermögen. Auch ſind ſie zu ſehr an Eigennutz gewöhnt, um glauben zu können, daß ein Menſch die Tugend bloß aus Liebe zur Tugend, die ihre Belohnung in dem Bewußtſeyn tugendhaft gehandelt zu haben, findet, ohne auf zeitliche oder ewige Belohnung zu reflec-

tiren. Daher ſagt auch Antigonus der Sochäer (Thal. Tract. Aboth.): „Seyd nicht wie Knechte, die ihrem Herrn und Sohn dienen.“ Wenn aber in der Schrift und im Talmud die jenſeitige Belohnung und Beſtrafung körperlich wird, ſo geſchah es bloß der Schwachen am Verſtande wegen. So wie man z. B. ein Kind Anfangs dadurch zum Lernen bewegt, daß man ihm einen Apfel oder einige Nüſſe verſpricht, und nach dem Grade, als das Kind am Verſtande und Schätzung der Dinge zunimmt, man ihm auch Dinge von höherem Werthe verſpricht, um es zum Lernen aufzumuntern, bis es endlich zur Einſicht gelangt, daß Wiſſenſchaften bloß ihres eigenen Werthes wegen ohne Rückſicht auf Nebenzwecke durch das eigene Bewußtſeyn ſie zu wiſſen ſich belohnt; eben ſo muß auch der gemeine Menſch durch Hoffnung auf zeitliche Belohnung und Furcht vor zeitlichen Leiden zur Ausübung der Tugend angehalten werden, und nur wenige Menſchen bringen es dahin, bloß aus Liebe zur Tugend, tugendhaft zu ſeyn.

Hiemit iſt aber keineswegs gemeint, daß keine zeitliche oder ewige Belohnung oder Beſtrafung Statt finde. Da aber der Menſch das Weſen der Seele nicht kennt, ſo kann er auch über ihre Begriffe und Empfindungen in dem Zuſtande ihrer Getrenntheit vom Leibe noch weniger wiſſen, als der Blinde von der Farbe und der Taube vom Schalle. Daher heißt es auch in der Schrift (Pſalm 31, 20): „Wie groß iſt die Seligkeit, die Deinen Verehrern aufbewahrt iſt;“ und (Iſ. 63, 3) „Kein Ohr hat es gehört, kein Auge geſeh'n, außer Dir,

o Gott, was dem geſchieht, der Dir vertraut.“ So heißt es auch im Talmud: „In der künftigen Welt iſt weder Eſſen noch Trinken, ſondern die Frommen ſingen mit gekrönten Häuptern und vergnügen ſich an dem Glanze der Gottheit.“ Daß heißt, ſie erhalten allmählig reinere Begriffe von Gott und ſeiner Weltregierung, und nähern ſich der Gottheit mehr und mehr, bis ſie ſich vereinigen. Mit einem Worte: wir müſſen die Unſterblichkeit der Seele ſo wie ihre Belohnung und Beſtrafung als einen religioſen Glauben annehmen, weil es der von uns anerkannten Gerechtigkeit Gottes gemäß iſt, ohne uns über das Wie zu bekümmern, dürfen aber uns dieß keineswegs grob ſinnlich vorſtellen, weil es der menſchlichen Vernunft widerſpricht.

Opfer. So wenig man in der phyſiſchen Natur irgend einen Sprung oder einen plötzlichen Uebergang von einem Extreme zum andern gewahr wird, ſondern man bey der geringſten Beobachtung immer finden wird, daß ihre Wirkungen ſtets allmählig und ſtufenweiſe geſchehen, eben ſo wenig finden dergleichen plötzliche Uebergänge in der moraliſchen Natur Statt, ſo, daß es jedem Menſchen durchaus unmöglich iſt, auf einmahl ſolche Sitten, ſolche Gefühle, oder eine ſolche Denkungsart anzunehmen, die derjenigen gerade entgegenſtehen, welche ihm durch Erziehung und Gewohnheit eigen geworden ſind. Da nun zur Zeit der moſaiſchen Geſetzgebung der Opferdienſt nicht nur bey den Völkern allgemein üblich war, ſondern auch die Meinung der früheſten Jahrhunderte vor ſich hatte, ſo bediente ſich der weiſe Geſetzgeber dieſer

Volksmeinung zu einem erhabenen Zwecke, das Volk von der Abgötterey zum Dienſte des wahren Gottes zu führen. Er hüthete ſich aber wohl, den Opferdienſt völlig zu verbiethen und als zweckwidrig zu erklären, da er überzeugt war, daß ſeine Religion unter ſolchen Umſtänden keinen Eingang finden werde. Gerade ſo, als wenn zu unſeren Zeiten ein Prophet aufſtünde, der die Aeußerung vorbrächte, daß das öffentliche Bethen abgeſchafft werde, und daß der wahre Gottesdienſt in bloßer innerer Erkenntniß beſtehe, ohne von irgend einer äußern Handlung begleitet zu werden. Dieſe Lehre würde gewiß keine Anhänger finden, indem man noch jetzt keinen Gottesdienſt ohne öffentliches Gebeth ſich denken kann. Eben ſo wenig konnte man ſich damahls einen Begriff von Religiöſität machen, wenn ſie nicht durch Opfer ſich geäußert hätte.

Marpurgo, Rachel.

Eine talentvolle hebräiſche Dichterinn, ſehr bewandert in gelehrten Schriften ihres Volkes. Sie iſt **1790** zu Trieſt geboren. Bey ihrem Oheim, Rabbi David Luzzato ſtudirte ſie den Pentateuch, ſo wie Rabbi Bechais Werk: Ueber die Pflichten des menſchlichen Herzens, und ſpäterhin die Bibel mit den Commentaren Mezudath-David und Zion. Hierauf befreundete ſie ſich mit Raſchi und dem Sittenbuche Menorath Hamaor. Von ihrem **14.** bis **16.** Jahre lag ſie unter der Leitung eines wackern

Lehrers dem Talmud ob. Sie eignete ſich nun Arithmetik an, erlernte die Drechslerkunſt und das Schneiderhandwerk. Die meiſten ihrer Kleider verfertigte ſie ſich ſelbſt. 1818 ward ſie die Gattinn des Herrn Jac. Marpurgo zu Trieſt. In der nicht unbedeutenden Bibliothek ihres Bruders bereicherte ſie ihr Wiſſen und ihren Geiſt, wurde aber inſonderheit zur Poeſie angeregt, ſo, daß ſie recht artige und werthvolle Gedichte componirte. Der gelehrte Profeſſor Luzzato in Padua erzählt von ihr: „Einſt erſuchte ſie mich dringend, ihr das bekannte cabbaliſtiſche Werk Sohar, in aramäiſch-chaldäiſcher Sprache abgefaßt, zu verſchaffen. Ich ſuchte, fand ein Exemplar, und brachte es ihr. Sie erſtattete mir den Preis und ſprach hierauf: „Und Dir, was könnte ich Dir leiſten, um Deine Mühe zu vergelten?“ Ich erwiderte: „Nichts fordere ich mehr, als daß Du nicht das Geringſte glaubſt von Allem, was in dieſem Werke ſteht.“ — „Du haſt gar Schweres gefordert,“ antwortete ſie hierauf mit den claſſiſchen Worten, die der Prophet Elias zu ſeinem Jünger Eliſer vor ſeiner Himmelfahrt geſprochen hatte, als dieſer zwey Mahl ſo viel Geiſt als er zu beſitzen verlangte. Seit ihrer Verheirathung konnte ſie, der Erziehung ihrer Kinder und den häuslichen Pflichten obliegend, nur wenig mit den Wiſſenſchaften ſich beſchäftigen. In ihren Gedichten werden Zartheit, Sinnigkeit, Gefühl und Reinheit der Sprache ſehr angerühmt. Eines derſelben deutſch überſetzt, iſt in Frankl's Sonntagsblättern 1847, Nr. 23, abgedruckt.

R.

Matzel, Aſcher.

Dieſer ſo mannigfach verdiente Menſchenfreund war 1763 zu Stampfen in Ungarn geboren. Siebzehn Jahre alt, kam er in die Dienſte des iſraelitiſchen Spitals zu Wien. Hier that ſich ſeiner humanen Herzens- und Geiſtesrichtung ein weites Feld der Thätigkeit auf; und wirklich erwies er ſich durch Einſicht, Eifer, Verwendung und Verläßlichkeit ſo nutzbringend und ſchätzenswerth, erwarb er ſich durch ſeine ehrenwerthen Vorzüge Jedermanns Achtung und Liebe in ſolchem Grade, daß ihm 1799 die Verwaltung des Spitals anvertraut wurde, nachdem er ſich mehrere Jahre als Supplent bewährt hatte. Er konnte nun ſeinen menſchenfreundlichen Charakter um ſo ſelbſtſtändiger und heilbringender entwickeln; und in der That begleitete Segen ſeine Schritte.

Als Kaiſer Joſeph von dieſem merkwürdigen ſamaritiſchen Manne Kunde erhielt (es war zur Zeit des Türkenkrieges) wählte er ihn zur Leitung eines Spitales in der Feſtung Leopoldſtadt, und ſpäterhin zur Direction eines andern in Semlin. Matzel that ſich durch Geſchäftskenntniß, Gewandtheit, Aufopferung, Unermüdlichkeit und durch ſo viele andere Tugenden dergeſtalt hervor, daß der Kaiſer ihm durch ein huldvoll anerkennendes Belobungsdekret und durch das Geſchenk eines koſtbaren mit des Monarchen Nahmensſchiffer gezierten Brillantrings auszeichnete.

Matzel hatte wieder die Leitung ſeines vielgeliebten Wiener Spitales übernommen. Ernſte, ſtrenge Prüfungen ſollten ihm da bevorſtehen; und ſiehe, wacker und glänzend beſtand er ſie, nähmlich die bittern Perioden der franzöſiſchen Invaſion. Glänzend löſte der vielerprobte Mann ſeine ſchwierige Aufgabe; nahmentlich leuchtete er als edles Vorbild der Toleranz, denn in dem anders Glaubenden und in dem Feinde ſah er nur den leidenden Menſchen und Bruder. Kaiſer Franz lohnte ihm (1813) mit der mittlern goldenen Civil-Ehrenmedaille, und der Kaiſer von Rußland ertheilte ihm ebenfalls die goldene Verdienſtmedaille.

1814 ward Matzel zum Magazinsdirector des militäriſchen Vereins und zum Mitgliede des Vereins für Witwen und Waiſen gefallener Krieger erwählt. 1830 während der Cholerazeit wurde ihm das Sanitätscommiſſariat in der Roſſau anvertraut.

„Auf dieſe Weiſe geſucht, geehrt und hervorgeſtellt“ (ſagt eine öffentliche Stimme), „wirkte er in weiten Kreiſen und in dem engern der ihm durch mehr als ein halbes Jahrhundert anvertrauten Anſtalt mit guter Einſicht mit lebendigem Eifer und ſchöner, ſich aufopfernder Menſchenliebe. Ihm genügte es nicht den vorgeſchriebenen Kreis ſeiner Pflichten zu erfüllen. Sein lebendiger Feuereifer dehnte die Grenzen ſtets weiter hinaus; er beſchränkte ſich nicht die Leitung des Ganzen zu führen, er legte thätig bey jedem einzelnen Falle Hand an und wurde ſeinen Untergebenen Muſter und Lehrer zugleich. Er war

einer der Glücklichen, in denen Beruf und Pflicht in Eines verwachſen, die ſegenreichſten Lebensfrüchte tragen.

Stets mit kräftiger Geſundheit geſegnet, verließ ihn ein heiterer, munter ſchaffender Geiſt bis in ſein ſpätes Alter nicht. Blühende Enkel, deren Einer der medicini-ſchen Laufbahn ſich widmete, erfriſchten ſein Alter und ließen ihn ſeine eigene kräftig durchlebte Jugend nicht vergeſſen, und es leben Viele, die ſeinen Wohlthätigkeits-ſinn, ſein gerades ſchlichtes Weſen rühmen und ſegnen.

Dieſer ehrenwerthe Mann ſtarb den 22. November 1842. Der würdige Prediger der Gemeinde hielt ihm eine geiſt- und gemüthvolle Leichenrede, deren Drucklegung erfolgte und deren Ertrag zur Vertheilung an Arme auf Brennholz beſtimmt war. R.

Mendelsſohn, Moſes.

Dieſer große Reformator ſeiner Nation, dieſer Socra-tes unter den neuern Philoſophen, dieſer ſcharfſinnige Selbſtdenker und geſchmackvolle Schriftſteller kann um ſo mehr eine Stelle in dem Tempel des Ruhms und der Verdienſte einnehmen, je größer die Hinderniſſe waren, welche die äußern ungünſtigen Verhältniſſe, in denen ſich Mendelsſohn befand, ſich ihm auf dem Wege zu dieſem Tempel entgegenſtellten. Die Fortſchritte, welche er unter drückenden Umſtänden gleichwohl in ſeinen Jugendjahren machte, waren nur das rühmliche Werk eines raſtloſen

von reger Wißbegierde angeſpornten Fleißes. Er trat als der allgemein bewunderte Schriftſteller auf, dem die deutſche Sprache einen großen Theil ihrer Bildung und Würde verdankt, der Gründlichkeit und Beſtimmtheit im Denken mit der lebhafteſten Empfindung und dem feinſten Geſchmacke zu verbinden, die trockenſten, abſtrakteſten Wahrheiten in das Graziengewand der Schönheit einzukleiden, die Sprache des belehrenden Ernſtes mit der Sprache der Herzlichkeit zu verſchmelzen, und die tiefſinnigſten Unterſuchungen der ſpeculativen Philoſophie an die nützlichſten Wahrheiten des gemeinen Lebens anzuſchließen wußte. Alles was er vom Daſeyn Gottes in ſeinen Morgenſtunden, von der Unſterblichkeit der Seele in ſeinem Phädon und von der Entſtehung und Entwicklung unſerer Begriffe vom Schönen in ſeinen Briefen über die Empfindungen ſagt, zeigt von ſeinem durchdringenden Verſtande, von ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie und von ſeinem für Alles Gute und Schöne empfänglichen Herzen. Im philoſophiſchen Dialog machte er unter den Deutſchen den erſten gelungenen Verſuch, indem er denſelben dem Plato und Xenophon nachbildete. Er gab zuerſt den Unterſuchungen der ſyſtematiſchen Philoſophie Eleganz und äſthetiſches Intereſſe.

Moſes Mendelsſohn wurde im September 1729 (den 12. Elul 489, nach hebräiſcher Zeitrechnung) zu Deſſau geboren. Sein Vater Mendel war daſelbſt Schulmeiſter und Zehngebothſchreiber oder Sopher, ein armſeliges Aemtchen, das ihn jedoch nicht hinderte, ſeinem Sohne eine nach Umſtänden gute Erziehung zu geben

Er unterrichtete ihn in der hebräiſchen Sprache und den Anfangsgründen der jüdiſchen Gelehrſamkeit ſelbſt; im Talmud ließ er ihn von andern unterrichten. Dieſer empfand ſchon in jungen Jahren einen unerſättlichen Durſt nach Kenntniſſen. Nächſt dem Talmud waren für ihn die heiligen Schriften des ſogenannten alten Teſtamentes die Quelle des Unterrichtes und der Geſchmacksbildung. Die poetiſchen Bücher desſelben machten durch ihre ſtarken und treffenden Gemählde einen lebhaften Eindruck auf ſein Gemüth, ſo, daß er ſchon in ſeinem zehnten Jahre einige feine hebräiſche Gedichte verfertigte. Jetzt fiel ihm das berühmte Werk des Maimonides: More Nebochim (Führer der Irrenden) in die Hände. Dieſes Hauptwerk der neuern hebräiſchen Literatur, welches die Begriffe von Gott, von Geiſt, von Unſterblichkeit der Seele und faſt alle übrigen Gegenſtände der natürlichen Religion und der Moral abhandelt, und als Commentar der Bibel betrachtet, gleichſam die Metaphyſik der Bibel iſt, zog ihn unwiderſtehlich an ſich, und legte in ihm den erſten Grund zur Unterſuchung der Wahrheit und zu freymüthiger Denkungsart. Mendelsſohn pflegte in der Folge ſelbſt dieß Werk die Quelle ſeiner Philoſophie zu nennen, und von dem übertriebenen Fleiße und der hungrigen Wißbegierde, mit welcher er dasſelbe in noch ſo frühem Alter ſtudirte, einen großen Theil der Kränklichkeit abzuleiten, welche in ſpäteren Zeiten die unzertrennliche Gefährtinn ſeines Körpers war. Sein früher anhaltender Fleiß brachte ihm nähmlich damahls eine Nervenkrankheit zuwege, wodurch auch ſein Rückgrat ſich

zu beugen anfing, welches nachher durch nachläſſige Behandlung zunahm, und vielleicht die Haupturſache ſeiner ſchwächlichen Geſundheit und ſeines frühen Todes geworden iſt. Weil ſein Vater höchſt arm war, ſo daß er ihn nicht ernähren konnte, ſo, mußte er 1742 in ſeinem vierzehnten Lebensjahre nach Berlin wandern, wo er verſchiedene Jahre in der äußerſten Dürftigkeit lebte und oft an den erſten Bedürfniſſen des Lebens Mangel hatte, den er aber nicht fühlte, wenn er nur ſeiner Lernbegierde genugthun konnte. Ein wohlthätiger Jude gab ihm eine Kammer unter dem Dache, und ein paar Mahl in der Woche freyen Tiſch. Auch der Oberland-Rabbiner Fränkel, welcher ehemahls Rabbiner in Deſſau und ſein Lehrer im Talmud geweſen war, nahm ſich ſeiner einigermaßen an, indem er ihn zum Abſchreiben ſeiner Manuſcripte gebrauchte, und ihm Gelegenheit zum gründlichen Studiren des Talmud und der damit verbundenen jüdiſchen theologiſchen Rechtsgelehrſamkeit und Schulphiloſophie gab. Indeſſen war freylich dem aufkeimenden Geiſte eines Mendelsſohns dieſe Gelehrſamkeit nicht hinlänglich. Doch das gute Schickſal wollte, daß er in Berlin einen eben ſo dürftigen Mann fand, wie er ſelbſt war (denn zu einem weniger Dürftigen hätte er ſich in ſeiner damahligen Lage gar nicht zu gehen getraut); einen Mann, der auch ſo wie er, den einzigen Troſt gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens in Unterſuchung der Wahrheiten ſetzte, welche den Verſtand des Menſchen machen. Dieß war Iſrael Moſes aus Stari-Zamoſe, einem Städtchen in Pohlen, zwiſchen Krackau und Lemberg, im jetzigen Galizien, jüdi-

ſcher Schulmeiſter in Berlin, ein Mann, der ſeiner frey=müthigen Denkungsart wegen von den Rabbinern ſehr gehaßt, von und nach Pohlen getrieben, oft hülflos um=herirren mußte, und endlich in ſeinem Alter von beſtän=diger Verfolgung und dem bittern Haſſe orthodoxer Tal=mudiſten ganz mürbe gemacht, melancholiſch und wirklich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Er verſtand keine Sprache als die hebräiſche, ſchrieb dieſe aber mit großer Vollkommenheit und Zierlichkeit. Er war, wie Moſes Mendelsſohn noch in ſeinen reiferen Jahren urtheilte, ein ſehr tiefſinniger Kopf, ein großer Mathematiker, welcher durch eigenes Nachdenken die wichtigſten Demonſtrationen erfunden hatte, und dem es dabey nicht an poetiſchem Genie fehlte. Dieſer Mann hatte auch den Maimonides mit großem Eifer ſtudirt, und disputirte mit ſeinem jun=gen Freunde nach Maimonides Grundſätzen. Er gab ihm auch zuerſt den Euklides in einer hebräiſchen Ueberſetzung, wodurch er den Trieb desſelben zur Mathematik erregte. Durch dieſe wurde der Verſtand des Jünglings erſt recht geſchärft und ausgebildet, welches vom Studium dieſer, von vielen ſo ſehr erkannten Wiſſenſchaft bey jedem jun=gen Geiſte gewiß die Folge iſt. Ein junger jüdiſcher Doctor der Arzneygelehrſamkeit, Nahmens Kiſch aus Prag, rieth ihm zuerſt Lateiniſch zu lernen, weil er ſonſt die wichtigſten Bücher der Neuern nicht würde leſen können. Er war ſo dürftig, daß er eine ziemliche Zeit lang ſpa=ren mußte, ehe er die wenigen Groſchen zuſammenbrachte, um eine Grammatik und ein ſchlechtes Lexicon alt zu kaufen. Kiſch gab ihm ein halbes Jahr lang täglich etwa

eine Viertelſtunde Unterricht in der lateiniſchen Sprache, und in Kurzem kam er, obgleich mit unſäglicher Mühe ſo weit, daß er Locke's Werk de intellectu humano verſtehen konnte. Er ſchlug jedes Wort in dem Lexicon nach und ſchrieb es auf, bis ein paar Perioden da waren; alsdann dachte er über den Inhalt dieſer Perioden nach; durch dieß Nachdenken ſuchte er den Verſtand zu errathen, und wenn er ihn gefunden zu haben glaubte, verglich er ihn wieder, ſo weit ſeine Kenntniß der lateiniſchen Sprache reichen wollte, mit dem Wortverſtande. Es iſt unglaublich, welchen Fleiß mancher jüdiſche Gelehrte angewendet, und welche unbeſchreiblichen Hinderniſſe ſie beherzt zu überſteigen geſucht haben, um in den Wiſſenſchaften weiter zu kommen. Es iſt aber auch unglaublich, welchen Vortheil die Ueberſteigung ſolcher Hinderniſſe in der Folge gewährt, welches ſich diejenigen neueren Jugendlehrer, die ihren Schülern gern Alles ſo gar leicht machen wollen, wohl möchten geſagt ſeyn laſſen. Mendelsſohn lernte um das Jahr 1748 auch den Dr. Aaron Salomon Gumperz kennen, einen jungen jüdiſchen Gelehrten, welcher in der Arzneygelehrſamkeit, in der Mathematik und Philoſophie gute Kenntniſſe hatte, und auch in den neueren Sprachen, beſonders der franzöſiſchen und engliſchen, die er verſtand und ſprach, nicht unerfahren war. Dieſer gab ihm nähere Veranlaſſung, mit der neueſten Literatur bekannt zu werden. Er verſchaffte ihm auch die Bekanntſchaft mit einigen jungen Leuten auf dem Joachimsthalſchen Gymnaſium zu Berlin, welche die Philoſophie liebten. Unter dieſen befand ſich der als Mitglied der königl.

Akademie der Wiſſenſchaften im Jahre 1783 verſtorbene Ludwig von Beauſobre. Mit dieſen Jünglingen diſputirte er ſehr oft über philoſophiſche Materien. Dadurch entwickelten ſich ihre philoſophiſchen Begriffe, bey jedem nach dem Maße ſeiner Fähigkeiten dazu.

So lebte Mendelsſohn der Weisheit und der Wiſſenſchaft ohne alle andere Aufmunterung, als die er aus ſich ſelbſt ſchöpfte, ſelbſt ohne gewiſſen Unterhalt, bis ein reicher Seidenfabrikant ſeiner Nation in Berlin, Nahmens Bernard, ihn als Erzieher ſeiner Kinder in ſein Haus aufnahm, und als er auch die bey Gelehrten ſo ſeltenen Talente des Schönſchreibens, Rechnens und Buchhaltens bey ihm fand, ihn nach und nach zum Aufſeher, dann zum Factor und endlich zum Theilnehmer ſeiner Fabrik machte. Im Jahre 1754 wurde Mendelsſohn mit Leſſing bekannt, dem er als ein trefflicher Schachſpieler genannt worden war. Dieſe Bekanntſchaft wurde für ihn der größte Schritt zur völligen Ausbildung ſeines philoſophiſchen Geiſtes und zur zweckmäßigen Anwendung ſeiner ſo ſeltenen Geiſtesgaben. Leſſing hatte ſelbſt in allen Wiſſenſchaften gründliche Kenntniſſe, eine unglaubliche Beleſenheit und Kenntniß der Gelehrtengeſchichte, folglich aller menſchlichen Meinungen, hatte eine unbeſchreibliche Perceptionskraft und Scharfſinnigkeit, die in ihm eine Menge der fruchtbarſten Ideen erzeugte und beſaß eine ihm ganz eigene Art, ſie im freundſchaftlichen Umgange zu entwickeln. Sein unnachahmliches Talent, jede Sache nach allen noch ſo verſchiedenen Seiten zu betrachten, und bey einer jeden das Dafür und Dawider zu beher-

zigen, konnten nur diejenigen recht ſchätzen, welche mit ihm vertraut waren; und es iſt von Vielen unrecht beurtheilt worden, die ſeinen großen edlen Geiſt nicht kannten, beſonders von ſchwachen Köpfen, die, wenn ſie ſich ja einmahl auf freymüthige Betrachtungen einlaſſen, ſogleich ſich zu verirren fürchten, und ſo geſchwind als möglich zu einem ſcheinbaren Reſultate eilen, um ſich nur zu beruhigen. Unbefangenen Wahrheitsfreunden, welche das nil admirari und nil timere recht verſtehen, war Leſſings Umgang die Quelle einer Menge Entwicklungen von Begriffen, von einer Menge befriedigender Unterſuchungen über wichtige Materien. So war ſie es beſonders auch einem Geiſte wie Moſes Mendelsſohn. Leſſing machte den philoſophiſchen Moſes zuerſt auf die Natur der neuern Sprachen und des Vorzugs in denſelben aufmerkſam. Die Briefe über die Empfindungen waren die erſte Frucht der Uebung des hebräiſchen Philoſophen in der deutſchen Sprache. Wenn man überlegt, daß die deutſche Sprache ihm eigentlich eine fremde Sprache war, und wenn man zurückdenkt, in welchem Zuſtande die deutſche Proſa im Jahre 1755 war, ſo ſieht man die Größe des Talents, und wie ſein Geiſt dieſes Talent zu bearbeiten wußte *). Auch mit

*) Leſſing und Nicolai hatten ihn ſchon verſchiedentlich ermuntert, etwas Wiſſenſchaftliches zu ſchreiben, allein ſeine natürliche Schüchternheit war immer dagegen. Einſt gibt ihm Leſſing einen Aufſatz von einem auswärtigen Gelehrten zu leſen, welchen Mendelsſohn ihm aber bald wieder zurückſtellt, mit der Aeußerung, daß er ſich allenfalls etwas darüber aufzuſetzen getraue. Das möchte ich wohl ſehen erwiederte Leſſing.

Abbt und Nicolai wurde er bekannt. Die Abbtiſche Correſpondenz, eine Sammlung von Briefen, welche zwiſchen Abbt, Mendelsſohn und Nicolai gewechſelt worden, verdient als Denkmahl einer echt philoſophiſchen Freundſchaft den trefflichſten Briefen der Philoſophen des Alterthums an die Seite geſetzt zu werden. Die ſcharfſinnigſten Unterſuchungen wechſeln darin mit den traulichſten Herzensergießungen, häusliche Angelegenheiten mit den erhabenſten Speculationen; aber den Character der Herzlichkeit und das innigſte Intereſſe hat Keiner ſeinen Briefen ſo einzudrücken gewußt, als Mendelsſohn, dem er unter allen am meiſten eigenthümlich war. Als Nicolai 1757 die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften anfing, war er es zuerſt, und nach ihm Leſſing, die denſelben in ſeinem Vorſatze, durch freymüthige Beurtheilung neuerer Schriften der deutſchen Literatur einen ſtärkern Schwung zu geben, befeſtigen. Moſes lieferte manchen thätigen Beytrag zu den erſten vier Bänden, die von ihm und Nicolai mit gemeinſchaftlicher Bemühung herausgegeben wurden. Auch an den Briefen, die neueſte Literatur betreffend, welche ſo

---

Mendelsſohn ſchweigt ſtill, und bringt ihm einige Zeit nachher, das erſte ſeiner bekannten philoſophiſchen Geſpräche. Leſſing nimmt es zu ſich mit der Entſchuldigung, er habe jetzt keine Zeit zu leſen. Und ſo verſtreichen einige Wochen, ohne daß Mendelsſohn das Manuſcript wieder erhält. Indem er einſt auf Leſſings Zimmer ſich befindet und ihn fragt, ob er bereits ſeinen Aufſatz geleſen habe? ſagt ihm Leſſing ſtatt der Antwort: Nehmen Sie dort das kleine Bändchen — und Mendelsſohn erſtaunt, ſein Manuſcript gedruckt zu ſehen.

wohlthätig auf die Bildung unſerer Literatur gewirkt haben, nahm er ſehr wichtigen Antheil. Der Gedanke den Nicolai faßte: die allgemeine deutſche Bibliothek herauszugeben, erſchreckte ihn anfänglich wegen der Größe des Unternehmens und der damit verbundenen Schwierigkeiten. Als er aber ſeinen Freund völlig entſchloſſen ſah, ſo unterſtützte er ihn auch hier auf's Freundſchaftlichſte. Die erſten Bände dieſes Werkes, worin einige ſehr vorzügliche Recenſionen von ihm ſtehen, ſind Zeugen davon. Die Briefe über die Empfindungen waren mit Beyfall aufgenommen worden und Mendelsſohn trat nun von Zeit zu Zeit mit einigen, zwar nur wenigen und nicht voluminöſen Producten, hauptſächlich als philoſophiſcher Schriftſteller auf, erwarb ſich aber bald durch dieſelben einen Ruhm, der ſich ſelbſt bis nach Frankreich, England und Holland verbreitete.

Lavater hatte auf einer Reiſe zu Berlin unter Andern auch Moſes Mendelsſohn kennen gelernt, und verehrte in ihm einen denkenden Freund der Wahrheit. Nach ſeiner ſehr menſchenfreundlichen, aber enthuſiaſtiſchen Denkungsart, wünſchte er jede ſchöne und edle Seele dem Chriſtenthume anzuſchließen, und ſo glaubte er keinen größern Gewinn für die chriſtliche Religion machen zu können, als wenn er den Choragus einer ganzen Nation und anerkannten feinen Denker zu derſelben hinüber zu ziehen vermöchte. Seine Anfragen oder vielmehr Anforderungen an den jüdiſchen Weltweiſen über dieſen zarten Punkt, hatten zwar alles Gutmeinende, aber auch zugleich alles Uebereilte und Unvorſichtige des Enthuſiasmus. Mendelsſohn benahm ſich hierbey eben ſo ſehr als feiner Welt-

und Menſchenkenner, als Philoſoph und fertigte Lavatern mehr durch Stillſchweigen, als durch Widerlegung ab. Seine Correſpondenz mit Lavater iſt eine herrliche Beylage von Feinheit und Delicateſſe in gelehrten oder Religionsſtreitigkeiten. Unterdeß hatte er das Unerwartete, ſich gerade von der Seite Streiche verſetzt zu ſehen, woher er es am wenigſten vermuthete; der Verdruß, welcher ihn bey jeder Zeile, welche er in dieſer Angelegenheit ſchreiben mußte, ergriff, machte einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit. Er fiel in eine ſchwere Krankheit, die ihn verſchiedene Jahre lang, erſt zu allen Arbeiten, nachher wenigſtens zu allen gelehrten Arbeiten ganz untüchtig machte. Durch die ſtrengſte Diät genas er endlich nach und nach und erwarb neue Kräfte des Körpers und Geiſtes. Er verſuchte nun wieder ein zuſammenhängendes Werk zu ſchreiben. Bey einer geringen Veranlaſſung legte er in ſeinem Jeruſalem oder über religiöſe Macht und Judenthum, der Welt die trefflichſten Ideen vor, die zum Theil deßwegen ſo ſchief verſtanden wurden, weil ſie Vorurtheile, die ſeit Jahrhunderten befeſtigt waren, geradezu angegriffen. Er ſelbſt blieb dabey ſehr gleichmüthig. Er wollte ſeinem Zeitalter noch nützlicher werden, und faßte den Gedanken, die in neuern Zeiten oft ſo verkannte und verſtellte Lehre vom Daſeyn Gottes in ein neues Licht zu ſetzen. Ihm war es ſehr angelegentlich geweſen, ſeinen älteſten Sohn Joſeph, einem Jünglinge von ausgezeichneten Fähigkeiten, den er mit der zärtlichſten Vaterliebe liebte, von dieſer Seite ſicher zu wiſſen. Er hatte ihm und einigen andern jungen hoffnungsvollen Leuten ſeiner

Nation in einigen Morgenſtunden die Anfangsgründe ſeines philoſophiſchen Syſtems mündlich erklärt, und beſonders auf die Lehre von Gott und die Auseinanderſetzung unſeres Begriffes von ihm und ſeinen Eigenſchaften wichtige Wahrheiten gegründet. Die Reſultate ſeiner Unterſuchungen machte er jetzt in dem erſten Theile eines Werkes, dem er ſeiner Veranlaſſung wegen den Titel: „Morgenſtunden“ vorſetzte, bekannt. Der zweyte Theil, in welchem er den im erſten Theile entwickelten Begriff von Gott auf die menſchliche Geſellſchaft näher anwenden, und bis zu den ihm ganz eigenen feſten Begriffen von Naturrecht und Sittenlehre fortführen, das heißt, die Rechte und Pflichten eines jeden Menſchen mit der göttlichen Vollkommenheit in der innigſten Verbindung zeigen wollte, blieb, ſeines dazwiſchen eintretenden Todes wegen, ungeſchrieben. Einen dem Lavater'ſchen ähnlichen, aber noch ergreifenderen Verdruß zog ihm jetzt Friedrich Heinrich Jacobis an ihn gerichtete Schrift: Ueber die Lehre des Spinoza zu, in welcher Leſſing nach ſeinem Tode als ein offenbarer Anhänger des Syſtems dieſes Philoſophen dargeſtellt wurde. Den eifrigen Vertheidiger der reinen Vernunftreligion, den Verfaſſer des Nathan, den geleſenſten Schriftſteller der Deutſchen, des Spinozismus beſchuldigen, und zwar in der Art, wie es Jacobi gethan hatte, hieß denſelben nicht bloß als Atheiſten und Gottesläugner, ſondern auch als Spötter, als Heuchler vor den Augen der Welt darſtellen, hieß der deutſchen Nation ein gefährliches Mißtrauen in die Grund- und Lehrſätze eines ihrer größten Schriftſteller einflößen. Men

delsſohn mit ſeinem für ſeinen verſtorbenen Freund, dem er ſelbſt einen großen Theil ſeiner Bildung verdankte, ſo warmen Herzen, konnte die Aſche dieſes Freundes nicht ſo muthwillig preisgegeben ſehen. Er achtete nicht die matten Kräfte, welche er durch die Ausarbeitung des nun eben vollendeten erſten Theils ſeiner Morgenſtunden erſchöpft hatte, er überwand ſeinen ſo oft erklärten Abſcheu gegen Streitigkeiten jeder Art und Religionsſtreitigkeiten insbeſondere. Er wollte ſogleich den erſten Eindruck vertilgen, den die Jacobiſche Schrift gemacht haben konnte, und ſo opferte er bey der Ausarbeitung der Schrift: Moſes Mendelsſohn an die Freunde Leſſings, den letzten Reſt ſeiner Kräfte auf. Bey der Wallung, die dieſe Arbeit in ſeinem Blute hervorgebracht hatte, und bey der ohnehin ſchon ſo großen Schwäche ſeines Nervenſyſtems, bedurfte es jetzt nur des mindeſten äußern Zufalls — und Mendelsſohn war verloren. Dieſer Zufall ereignete ſich wirklich durch eine Erkältung, die er ſich zuzog, als er wegen der Herausgabe ſeiner Schrift ausgegangen war. Er ſtarb den 4. Jänner 1786 im 57ſten Jahre ſeines Alters.

Mendelsſohn war von kleiner Statur, ſehr hager, verwachſen. Seine Geſichtsfarbe war äußerſt braun und kränklich; ſein Haar ſchwarz und kraus; ſeine Naſe römiſch-groß. Sein Auge war feurig, ſein Blick durchdringend. In ſeiner Miene lag ſo viel Güte, Beſcheidenheit und Wohlwollen, daß man ihn beym erſten Anblicke liebgewinnen mußte. Seine gewölbte Stirne und alle Züge ſeines Geſichtes verkündigten den Mann von hellem Kopfe

und edlem Herzen. Das tiefe angeſtrengte Denken, dem Mendelsſohn faſt ſein ganzes Leben von frühester Jugend an gewidmet hatte, mußte ſeiner ſo ſchwachen, ſo unglücklich gebauten Maſchine nothwendig verderblich werden. Dennoch hatte der vortreffliche Mann ohne merkliche Schwächung ſeiner Geſundheit fortgearbeitet, ſo lange ſeine Arbeit nur noch Speculation blieb. Erſt da die Lavater'ſche Aufforderung auch ſein Herz in Bewegung ſetzte, empfand er plötzlich die fürchterlichen Folgen von ſeiner Lebensart, und ohne die Stärke der Seele, womit dieſer practiſche Weiſe allem ſinnlichen und allem geiſtigen Genuß auf Jahre entſagte, wäre er ſchon damahls der Welt und ſeinen Freunden entriſſen worden.

Dem ſinnlichen Genuß entzog er ſich ſtandhaft bis an ſein Ende. Es war unbegreiflich, wie die Nahrung, auf die er ſich einſchränkte, einen menſchlichen Körper erhalten konnte, und es war rührend, ihn ſeine Freunde mit der heiterſten Miene zu Speiſen und Getränke einladen zu ſehen, wovon er ſelbſt bey aller Lüſternheit nichts zu koſten wagte. Nur den geiſtigen Genuß der Lectüre und den noch reizendern der eigenen Arbeit konnte der Mann, der ſo ganz Geiſt war, in die Länge nicht mehr entbehren. Kleinere Aufſätze, die er in ſeinen beſten Stunden ohne Schaden gewagt hatte, lockten ihn nach und nach weiter, er fing an ſeine ehemahligen Lieblingsideen wieder hervorzuſuchen, und hätte man ihn ſeinen Gang gehen laſſen, hätte man ihn nicht abermahls aus der Sphäre der ruhigen Speculation herausgeriſſen, ſo würde er wahrſcheinlich, trotz dieſen Beſchäftigungen ſein Leben noch

auf Jahre erhalten haben. Er war ein großer Freund von Geſellſchaft. Des Morgens war er im Hauſe am früheſten wach, gemeiniglich um 4 oder 5 Uhr, und dachte, las oder ſchrieb bis 8 oder 9 Uhr, ſodann ging er auf das Handlungscomptoir, wo er bis Mittag mit Gegenſtänden ſich zu beſchäftigen genöthigt war, die natürlicher Weiſe von denen, in welche er ſich des Morgens mit Mühe und Anſtrengung hineingedacht hatte, ſehr verſchieden waren. Indeſſen wußte ſein Geiſt ſelbſt aus dieſer unangenehm ſcheinenden Ablenkung von jenen erhabenen Gegenſtänden Nutzen zu ziehen, er ſparte dadurch gleichſam ſeine Denkkraft, um ſie nachher mit deſto größerem Nachdruck wirken zu laſſen. Den Nachmittag war er bis 4 Uhr ebenfalls wieder mit Handlungsangelegenheiten beſchäftigt. Um dieſe Zeit aber fanden ſich ſchon ſeine Freunde oder Schüler in ſeiner Wohnung ein, und ſo traf er, wenn er nach Hauſe kam, gewöhnlich eine große Geſellſchaft theils Einheimiſcher, theils Fremder an, die ſeiner warteten, und mit denen er ſich bis um 8 Uhr über verſchiedene Materien unterhielt. Er hatte das beſondere Talent, daß er ſich mit Jedem, er mochte Theolog, Literat, Philoſoph, Staatsmann, Kaufmann u. ſ. w. ſeyn, über das Fach deſſelben unterhalten konnte, als wenn es ſein eigenes und einziges geweſen wäre *). Nie behauptete er übrigens in ſeinen Geſprächen etwas als

*) Er ſprach, wie einer ſeiner Freunde ſich ausdrückte, ſo leicht und ſo deutlich über das Daſeyn Gottes, als über ein neues Muſter von Seidenſtoff.

gewiß, ſondern Alles, was er äußerte, war problematiſch: „Ich glaube," „Man könnte ſagen," „Was halten Sie davon?" „Wenn wir ſo ſagen möchten." Man vermißte nie in ſeinen Reden ſein großes Vorbild, den Socrates. Er hatte von Natur eine ſtarke Anlage zur Sartyre, welche der Ironie des griechiſchen Weiſen ſehr nahe kam und welche den, den er ſie bey nöthiger Gelegenheit empfinden ließ, wie ein ſcharfer Bienenſtachel tief verwundete. Aber er war immer auf ſeiner Huth, ſo, daß er manchen witzigen Einfall unterdrückte um Niemanden anſtößig zu werden *).

Er ließ ſich mit Keinem über eine beſtimmte Materie ein, bis ſie erſt in den Grundbegriffen eins waren. Er behauptete nähmlich, und gewiß mit vielem Rechte, daß

*) König Friedrich II. von Preußen ließ ihn einſt zu ſich nach Potsdam kommen. Da es eben Sabbath war, wo kein Jude reiten oder fahren darf, ſo mußte Mendelsſohn zu Fuß durch das Thor in Potsdam eingehen. Ein Junker, der wohl in ſeinem Leben weder Mendelſohns Phädon, noch die Briefe über die Empfindungen geleſen haben mochte, fragte ihn auf die Anzeige, daß er ein Jude, Nahmens Mendelsſohn ſey, und der König ihn verlangt habe, unter einigen ſoldatiſchen Flüchen wie er in aller Welt zu der Ehre komme, zum Könige gerufen zu werden. Mendelsſohn beſann ſich nicht lange, ſondern gab zur Antwort: „Ich ſpiele aus der Taſche." — Ja, das iſt etwas Anderes, ſagte der Junker und ließ den Taſchenſpieler Mendelsſohn paſſiren, da er hingegen den Philoſophen Mendelsſohn vielleicht noch lange inquirirt, oder wohl gar am Ende auf die Wachſtube geſetzt haben würde, da bekanntermaßen mehr Taſchenſpieler als Weltweiſe durch die Thore eingehen.

die meiſten gelehrten Streitigkeiten bloß aus Mißverſtand der Definitionen entſtünden. Ueberhaupt verſtand er genau die Art, beſonders in Streitigkeiten, die abſchweifende menſchliche Denkkraft gehörig wieder einzulenken, und pflegte dann, ohngefähr ſo wie im engliſchen Parlement, wenn der Redner bey Nebendingen zu lange verweilt, zur Sache! zur Sache! zu rufen. So nothendig und anwendbar dieß Rufen in der ganzen Schriftſtellerwelt wäre, ſo zweckmäßig wußte der es anzuwenden, der auf keiner lateiniſchen Schule nach ſyllogiſtiſchen Figuren ſchließen gelernt, und auf keiner Akademie Logik gehört hatte. Nicht Worte, ſondern Sachen mußte man vorbringen, wenn man ſich mit ihm ſelbſt in freundſchaftlichem Streit einlaſſen wollte, und ſo genau er hierauf bey mündlicher Unterredung drang, ſo genau beobachtete er dieſe Regel ſelbſt in ſeinen Arbeiten als Schriftſteller, kurz er ſprach nicht und ſchrieb nicht, bloß um zu ſprechen oder zu ſchreiben, ſondern in der Abſicht um Nutzen zu ſchaffen. Was von ſeiner Genauigkeit im ſchriftlichen oder mündlichen Diſputiren gilt, das galt auch insbeſondere in dem Fall, wenn einer über philoſophiſche Gegenſtände ſich bey ihm Raths erholte. Auf den Ausdruck war er dann beſonders aufmerkſam und ein überflüſſiges Wort konnte ihn oft zum ſtrengſten Tadel reitzen, ob er ſonſt gleich nichts weniger als tadelſüchtig war. Strenge Kritik, mit welcher er die Schriften Anderer beleuchtete, war das ſicherſte Zeichen ſeines ſtillſchweigenden Beyfalls. Fand er z. B. einen Aufſatz nicht der Mühe werth, ſo ſuchte er ſich auf eine feine Art von dem übertragenen Amte eines

Kritikers loszumachen, aber nie ſchlug er Jemanden durch bitteren Spott darnieder oder ſuchte auf Koſten eines Andern über deſſen Schwäche mit Sieg zu prangen. Er hatte ſich 1762 in ſeinem 33ſten Jahre mit einer Tochter des Abraham Gugenheim aus Hamburg verheirathet, und lebte in einer ſehr glücklichen Ehe. Gott hatte ihn geſegnet, und er beſaß Vermögen genug, um eine feine bürgerliche Wirthſchaft führen zu können. Er unterſtützte ſeine und ſeiner Frau Verwandten auf die liebreichſte Weiſe, und hatte beſtändig ſeine Tiſchgenoſſen, mit denen er ſich unterhalten konnte. Wenn er ſich für Jemanden zu verwenden Gelegenheit hatte, und ſein Geſchäft glücklich von Statten gehen ſah, o, dann glänzte alle Heiterkeit des Menſchenfreundes auf ſeinem Geſichte. Ueberhaupt wurde man bey ihm die trefflichſten Züge von Rechtſchaffenheit, Edelmuth, Beſcheidenheit, Offenherzigkeit, Gutmüthigkeit und jeder gefälligen Tugend gewahr, die noch lange nach ſeinem Tode der Gegenſtand der Unterhaltung ſeiner Freunde und Bekannten waren. Die Edelſten unter Berlins Gelehrten ſchätzten ihn und äußerten dieſe Werthſchätzung nach ſeinem Tode auf mancherley Weiſe, beſonders Profeſſor Engel. Die Vorrede desſelben zu Mendelsſohns letzter Schrift: An die Freunde Leſſings, war die unabſichtlichſte, aber gewiß deſto rührendere und wahrere Lobrede auf den Verſtorbenen. An dem Tage, wo ſein Leichnahm dem Geſetze gemäß zur Ruheſtätte gebracht werden ſollte, waren um dieſe Zeit alle jüdiſchen Kaufladen geſchloſſen, welches ſonſt nur bey der Beerdigung eines Oberrabbiners zu geſchehen pflegt; ein ſicherer

Beweis von der Liebe, welche er ſich bey ſeiner Nation erworben, die die Achtung gegen einen ihrer vornehmſten Lehrer nicht ſchicklicher an den Tag zu legen wußte. Friedrich der Zweyte, der einmahl eine Abneigung gegen die Juden gefaßt hatte, und in derſelben durch Andere beſtärkt wurde, ſtrich Mendelsſohns Nahmen in der, von der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ihm überſchickten Liſte der neuen zu erwählenden Mitglieder. „Oh," ſagte Mendelsſohn, „ich gräme mich nicht darüber. Nur alsdann würde es mich ſchmerzen, mit würdigen Männern in einer ſolchen Verbrüderung nicht ſtehen zu dürfen, wenn mich die Akademie, und nicht der König davon ausgeſchloſſen hätte."

Mendelsſohns literariſche Arbeiten betreffend, ſo ſind ſein gediegener „Phädon," oder: „über die Unſterblichkeit der Seele," zuerſt Berlin 1767, und ſeine werthvollen kleinen philoſophiſchen Schriften, 2 Theile, zuerſt Bern 1761 am öfteſten aufgelegt worden; ſeltener ſeine claſſiſche Ueberſetzung der Pſalmen. Eine fehlerhafte geſchmackloſe Geſammtausgabe von Mendelsſohns Werken war zuerſt 1819—1825 zu Ofen in 12 Theilen erſchienen; dann 1838 zu Wien in hübſcher Ausſtattung in einem Bande; ferner zu Leipzig 1843—1844 in 7 Bänden; eine ganz neue bereicherte und verbeſſerte ſollte von des großen Mannes Enkel Felix Mendelsſohn-Bartholdy an's Licht treten, und um den eigenen Erzeugungspreis ausgegeben werden.

Moſcheles, Ignatz,

einer der erſten Pianoforte-Virtuoſen und in ganz Europa berühmter Künſtler und Componiſt; iſt der Sohn eines Kaufmannes in Prag und wurde den 30. May 1794 geboren. Schon als Kind verrieth er bey dem Clavier-Unterrichte, den ſeine ältere Schweſter genoß, ſo geſpannten Antheil, daß der Vater es für dienlich hielt, auch ihm hierin Unterweiſung ertheilen zu laſſen. Ein Böhme, Nahmens Zahradka, war ſein erſter Lehrer, welchem Hozalsky und im Jahre 1804, zu des Knaben Glücke, Friedrich Dionys Weber, der Director des Prager Conſervatoriums, folgte. Von ihm zu Mozarts Compoſitionen geführt, trug der Knabe dieſelben mit einer Sicherheit und einem Feuer vor, welches Kunſtverſtändige in Erſtaunen ſetzte, worauf ſein einſichtsvoller Meiſter nicht länger Bedenken trug, dem ernſten Eifer ſeines Schülers, Händel's und Seb. Bach's ſtrengere Werke vorzulegen; und Moſcheles ſpielte ſie mit Feuer und glücklich eindringendem Kunſtverſtande. Zu einer anderſeitigen methodiſchen Bildung ſeiner Virtuoſität dienten Clementi's Clavierſachen und er vervollkommte ſich eben ſo glücklich in der Uebung vom Blatte zu ſpielen als in unermüdlich verſuchten Improviſationen. Im Jahre 1806 trat der nun zwölfjährige Knabe zum erſten Mahle in öffentlichen Concerten auf. Der Erfolg davon war ſo glänzend, daß man bald übereinkam, er müſſe in Wien, ſeine Bildung zu einem Berufe, der ſo augenſchein-

liches Glück biethe, vollenden. Im Jahre 1808 genoß er wirklich in Wien Albrechtsberger's Unterricht im doppelten Contrapunkt und Fugenſatz und erfreute ſich auch des Antheils und der höheren Leitung Salieris. Von Tag zu Tag entfaltete ſich nun ſeine Virtuoſität in einer Weiſe, welche den Beobachter in Erſtaunen ſetzte, und den Jüngling in Kurzem zum Centralpunkte des Wiener Concertlebens und zum Liebling des ſo muſikluſtigen und kunſtverſtändigen Publikums machte. Beſonders wurde der Ehrgeitz und Eifer des jungen Künſtlers dadurch geſpannt, daß zu jener Zeit der ausgezeichnete Pianiſt Meyer=Beer neben ihm ſtand. Faßt man nun die dieſer Periode und den nächſtfolgenden Jahren angehörigen Werke, ſo wie die Nachrichten über ſeine damahligen Leiſtungen in Concerten zuſammen, ſo zeigt ſich, daß das Streben nach höchſter Virtuoſität ſchon damahls in der Seele des Künſtlers vorherrſchend war, welche er auch wirklich erreichte. Das Schwerſte und Entlegenſte war ſeiner Kühnheit und Gewandtheit ein Spiel; die Töne verſchmolzen unter ſeinen Fingern zu der ſchmelzendſten Harmonie und ſeine Kraft erhöhte den Klang des Inſtrumentes. Gerne erging er ſich in Octaven=, Terzen= und Septimenpaſſagen, und war beſonders in ſeinen Improviſationen außerordentlich glücklich in Auffindung eigenthümlicher und anmuthig ſich entwickelnder Gänge. Er liebte es ſehr, ſeine Improviſationen in leicht hinſchwebeuden oder auch donnernden Octavgängen, im keckſten Ueberſpringen der rechten Hand u. dgl. auszeichnend geltend zu machen. Daß ihm die höchſte Vollendung der Virtuoſität wirklich und ernſt=

lich am Herzen lag, dafür ſprechen die Umſtände, daß er ſelbſt in der Zeit ſeiner Triumphe keinen Tag ohne die beharrlichſten Uebungen vorübergehen ließ, gleichſam als gälte es, ſich erſt eine neue Laufbahn zu eröffnen; und daß er ſich ſogar für ſeine Reiſen eine zuſammenſchlagbare Taſtatur ohne Saiten verfertigen ließ, um ſich auch unterwegs im Wagen unabläſſig zu üben.

Auf ſeiner Reiſe durch Norddeutſchland i. J. 1816 und nach Holland, Frankreich und England i. J. 1820 brachte er ſeinen Virtuoſenruhm auf den höchſten Grad. Beſonders in London erregte ſein feuriger Vortrag, ſo wie ſeine überraſchende Kraft und Bravour in ſeinen eleganten Improviſationen die höchſte Bewunderung, ſo, daß er ſich daſelbſt feſtſetzte und erſt 1823 in ſein Vaterland zurückkehrte. Daſelbſt trat er nun in München und Wien, dann im folgenden Jahre auf der Rückreiſe nach London, in Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg und Paris auf. In Wien hatte er einen Wettkampf mit Kalkbrenner zu beſtehen, aus welchem er ſiegreich hervorging, ſich aber von hier aus einer neuen Bahn immer entſchiedener und auffallender zuwendete. Von großem Intereſſe iſt nun, ihn und ſeinen berühmten Nebenbuhler und Freund zu vergleichen, indem ſie nach Hummels allmähligem Rücktritt lange Zeit allein neben einander ſtanden. Kalkbrenner ſetzte ſeinen ganzen Lebensgehalt immer entſchiedener in die Ausbildung, während Moſcheles Blick ſich immer mehr über den wahren Inhalt der Tonkunſt aufklärte.

Obgleich ſeine Stellung als Lehrer und Virtuos in Londons glänzendſten Zirkeln noch viele Huldigungen am

Altare der Mode abnöthigte, ſo wurde ihm immer mehr klar, daß die Virtuoſität doch immer nur das Mittel zum Zwecke, und nicht die ſchwierigen, glänzenden Gänge, nicht das Erſtaunen der bewundernden Menge, ſondern der geiſtige Inhalt, die Erſchließung der eigenen innern Welt, das Ziel ſeines Lebens ſeyn könne. Von dieſer in ihm vorgegangenen Veränderung beginnt ſeine zweyte Periode. Die erſten Werke, welche entſchieden dahin gerechnet werden können, ſind ſein E-Dur-Conzert, und beſonders das noch tiefere G-moll-Conzert, welche beyde er unter Anderem in Wien und Berlin vortrug. Derſelben Richtung gehören noch an: die Beethoven dedicirte Sonate, die Sonate melancolique, die drey Allegri di bravura (Kramer dedicirt), das Conzert fantastique, das aus C das Concert phantetique und vor allem ſeine großen Etuden (zwey Hefte bey Proſt, jetzt Kiſtner) welche letzteren er auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland i. J. 1826 zum Theil öffentlich hören ließ. Dieſe Etuden, die für ſein reichſtes und gediegenſtes Werk gelten können, zeigen den hohen Sinn, der ſich in dieſer zweyten Hälfte ſeines Künſtlerlebens entfaltete am deutlichſten. Keine iſt unter ihnen, die nicht nebſt wahrhaft neuer Erfindung, einen beſtimmt durchgeführten Character oder eine beſondere Idee offenbaret, welche dem Componiſten mehr oder weniger klar vorſchwebte; wie man aus ſeinem Munde weiß, daß ihn bey der C-moll-Etude ($^{12}/_{8}$) die Vorſtellung eines Dämonenkampfes leitete. Wer Moſcheles perſönlich kannte, und auf dem Gipfel ſeines Virtuoſenthums zu den Werken Mozart's und Beethoven's zurückkehren ſah, mußte an dieſer Wendung ſeines Schaffens den herzlich-

ſten Antheil nehmen. Moſcheles war ſeitdem als Profeſſor der königl. Akademie der Muſik in London mit der Ausbildung der vorgerückteſten Schüler beſchäftigt. Als Mitdirector der berühmten philharmoniſchen Concerte und durch den Vortrag Beethoven'ſcher, Mozart'ſcher und Seb. Bach'ſcher Werke (welche letztere i. J. 1826 enthuſiaſtiſche Anerkennung fanden) ſtand ihm eine vielſeitige Wirkſamkeit offen, welche er würdig auszufüllen weiß. Seinem Verhältniſſe zum philharmoniſchen Conzerte ſcheint ſeine Sinfonie, ſo wie die Ouverture zu Schiller's „Jungfrau von Orleans" (1835 dort aufgeführt) den Urſprung mit zu verdanken.

Unter ſeinen neuern Leiſtungen glänzen ſeine charakteriſtiſchen Studien Op. 95 und ſeine vierhändigen Sonaten beſonders hervor. Der große Kunſtmeiſter domicilirt nun fortwährend zu Leipzig.

Moſen, Julius *).

Eigentlich Moſes, iſt er den 8. Juli 1803, zu Marienei im ſächſiſchen Voigtlande geboren. Sein Vater, obgleich unbemittelt, war doch im Beſitze einer Bücher-

*) Aus einem eigenen Grunde merken wir an, daß bey dieſem Artikel auch das Converſationslexicon der neueſten Literatur, Völker- und Staatengeſchichte, Leipzig, Otto Wigand, benützt wurde, in welchem es lautet: „Moſen, Julius, eigentlich Moſes ꝛc. von unbemittelten jüdiſchen Eltern geboren."

ſammlung; und die Gelegenheit ihrer Benützung mag bey dem Kinde Anlaß gegeben haben, geiſtiger Thätigkeit und literariſcher Beſchäftigung nachzuhängen. Frühzeitig bezog er das Gymnaſium zu Plauen; ſeine Verwendung aber wollte den Lehrern nicht ſehr zuſagen. Es ſcheint, daß der junge Studirende ſich mehr poetiſchen Gefühlen und Anſichten, überhaupt aber einer eigenthümlichen Geiſtesrichtung hingegeben habe. 1822 begann er ſeine Studien auf der Hochſchule zu Jena. Zwey Jahre hierauf wollte er ſich nach Leipzig begeben; da entriß ihm aber der Tod ſeinen Vater und mit dieſem die Unterſtützungsmittel. Die Familie gerieth in die drückendſte Armuth, und Julius war nun darauf angewieſen, ſich ſein Fortkommen ſelbſt zu gründen. Er hatte nun vor, mit dem Doctor Auguſt Kluge nach Italien zu reiſen; in München jedoch gab er dieſen Gefährten auf und wanderte allein nach der ewigen Roma. Hier bearbeitete er die uralte Sage, das Lied vom Ritter Wahn in 24 Abenteuern, welche mit Beyfügung des Originales 1831 zu Leipzig gedruckt wurde, nachdem ſie lange keinen Verleger gefunden. In das Vaterland zurückgekehrt, legte er ſich 1827 auf das Studium der Rechte und begab ſich nach beſtandenem Examen in ſein Geburtsort. Allein hier gebrach es ihm für dieſe ſeine Cathegorie gänzlich an Beſchäftigung, und der Verlaſſene ſah ſich der bitterſten Lage preisgegeben. Verzagend und iſolirt, ſchrieb er das Trauerſpiel: Wendelin und Helene. 1830 zog er nach Leipzig. Hier ſchrieb er Georg Venlot, eine Novelle mit Arabesken; gedruckt 1831. Es gelang ihm, zu Kohren

bey Frohburg eine Stelle als Actuar bey einem Patrimonialgerichte zu finden. Bey dem Gutsbeſitzer Dr. Cruſius lebte er als Hausfreund zum erſten Mahle in behaglicheren Verhältniſſen. Als 1834 das Patrimonialgericht aufgehoben wurde, zog Moſen nach Dresden, ſeinen Unterhalt theils als Advocat theils durch literariſche Thätigkeit gewinnend, bis er 1844 vom Großherzog von Oldenburg als Theaterdirector nach Oldenburg berufen wurde. Moſen hatte ſich als Epiker, als Lyriker, als Novelliſt und dramatiſcher Dichter gezeigt. Von ſeinen poetiſchen Leiſtungen führen wir an: Ahasver; epiſches Gedicht (Dresden 1838); Gedichte (Leipzig 1836, 2. Aufl. 1843); Heinrich der Finkler, hiſtor. Schauſpiel (Leipzig 1836); Novellen, 1. Band: Ismael; die italieniſche Novelle; Helena Vallisnoria; das Ondinenbild (Leipzig 1837); Kaiſer Otto III. hiſtor. Trauerſpiel (1840); Cola Rienzi, Drama, (1836) in Moſens Theater (Stuttgart 1842); Congreß von Verona, Novelle, 2 Bde. (Breslau 1842); Ueber Goethes Fauſt (Oldenb. 1845); Bilder im Mooſe; Novellenbuch, 2 Bde. (Leipzig 1846) — Sein neues Drama „Don Johann von Oeſterreich" wurde am zweyten Oſtertage 1847 zu Leipzig aufgeführt, hatte aber das Mißgeſchick, völlig durchzufallen.

C.

Philo.

Philo (Philon) der Alexandriner; Philo Judäus; von den Juden: Jedidja genannt.

Dieſer edle Denker, Forſcher und Weltweiſe, um 20 Jahre vor Chriſtus geboren, aus einer Prieſterfamilie ſtammend, lebte und lehrte in ſeiner Vaterſtadt Alexandria. Liſymachus der Synagogenälteſte war ſein Bruder. Philo ſtand in hohem Anſehen und wurde allgemein geliebt, ſowohl wegen ſeiner Einſicht und Gelehrſamkeit, als wegen der Trefflichkeit ſeines Characters.

Zwiſtigkeiten zwiſchen den alexandriniſchen Juden und Griechen gaben Anlaß, daß ſeine Glaubensgenoſſen im 40ſten Jahre nach Chriſtus eine Deputation an den Kaiſer Cajus Caligula ſendeten. Philo wurde zum Wortführer gewählt; allein, wiewohl er ſich dieſes Geſchäftes mit aller Klugheit und Gewandtheit entledigte, konnte er doch den Zweck nicht erreichen. Die Haupturſache dieſer unerwarteten Erfolgloſigkeit war, weil die Juden ſich geweigert hatten, dem Kaiſer göttliche Ehren zu erweiſen.

Philo hat ſich durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Werke verewigt. Er vereinigte mit jüdiſcher Gelehrſamkeit die gründliche Kenntniß der griechiſchen Philoſophie, vorzüglich der pythagoriſchen, platoniſchen und ſtoiſchen. Am meiſten zog ihn die platoniſche an, und er verſchmolz ſie mit der jüdiſchen dergeſtalt, daß man zu ſagen pflegte,

er platoniſire ſo ſehr, daß Plato ſelbſt zu philoniſiren ſcheine. Ein neuerer Philoſoph von Profeſſion, (wenn dieſer Ausdruck nicht zu profan klingt) charakteriſirt ihn alſo: „Es war nicht die reine platoniſche Philoſophie, welche Philo lehrte, ſondern eine ſyneretiſtiſche, oder eine mit orientaliſchen (inſonderheit hebräiſchen) Religionsideen vermiſchte, wobey er unſtreitig die Abſicht hatte, das Judenthum ſelbſt zu vervollkommnen, oder wenigſtens in den Augen ſeiner gelehrten Zeitgenoſſen zu verherrlichen. Daher ſuchte er zu zeigen, daß die Lehren der berühmteſten griechiſchen Weiſen, inſonderheit Platos, bereits in den alten Religionsbüchern der Juden angetroffen würden .... Die Hauptelemente ſeiner Philoſophie ſind folgende: Gott und die Materie, jener als ein thätiges (bildendes und belebendes), dieſe als ein leidendes (Geſtalt und Leben empfangendes) Princip, ſind zwar Beyde von Ewigkeit. Weil aber die Materie ohne Gott weder Geſtalt noch Leben haben würde, ſo kann ſie auch als ein Nichtſeyendes (alſo nicht abſolut, ſondern nur relativ genommen) betrachtet werden. Gott aber iſt das wahrhaft Seyende, das jedoch durch keinen Verſtand erreichbar iſt, weil es als unendlich gedacht werden muß. Gott iſt daher eine unendliche Intelligenz, und gleichſam das Urlicht, aus welchem die endlichen Intelligenzen wie Strahlen hervorgegangen. In Gott iſt der Logos (der innengeſetzte Logos), welcher die Ideen von allen möglichen Dingen befaßt, und daher auch die ideale Welt und das Ebenbild Gottes genannt werden kann. Nach dieſem Muſter iſt die wirkliche Welt gebildet durch Gottes Schöpferwort (der ſich

ausſprechende Logos nach der moſaiſchen Erzählung: Gott ſprach es werde ꝛc. und es ward ꝛc.). Dieſer doppelte Logos in Verbindung mit Gott gedacht, bildete alſo ſchon nach Philo, eine Art von Dreyheit in dem einen göttlichen Weſen (platoniſch-philoniſche Trinitätslehre.)" — Ein noch neuerer Gelehrter ſchildert des edlen Philo Geiſt und Lehre mit derſelben Würdigung. Wir führen folgende Stellen an: „Seine Moral beſteht in den edelſten Grundſätzen, beſonders in dem der völlig gleichen Rechte aller Menſchen, gegenſeitiger brüderlicher Liebe, Geduld bey Leiden und Verfolgungen ꝛc. Nach ſeiner Lehre iſt das höchſte und vollkommenſte Weſen Gott; ihm iſt höchſtens die Sonne in der Welt und die Seele im Menſchen ähnlich. Er allein iſt weiſe, frey, wahr und unveränderlich; in ihm iſt Alles . . . Mit beſonderer Vorliebe ſchildert Philo Natur, Beziehung zu Gott und Wirkſamkeit des Logos. Zunächſt iſt er der erſte nach Gott, die Idee der Ideen, Abglanz der höchſten Seligkeit (Gottes), die eigentliche Welt, ſofern in ihm das Urbild der Welt enthalten iſt, der Menſch und Sohn Gottes, ein eingeborner Sohn, der wahre (Gott ſchauende) Iſrael, Weltrichter, das Licht oder Auge der Welt u. ſ. w."

Die Gottes- und Weltlehre Philo's zählte unter den Juden in Alexandria ſehr viele Anhänger. Die älteſten Kirchenlehrer, wie Clemens, Origenes nahmen ſeine Lehrſätze in ihre eigenen chriſtlichen mehr oder weniger auf. Im Occident war Ambroſius der bedeutendſte Verbreiter derſelben. Aus dieſen Gründen läßt ſich daher auch erklären, daß unter Andern John Jones in ſeinen eccle-

siastical researches etc. (London 1812) zu erweiſen getrachtet, Philo ſowohl als ſein Zeitgenoſſe Joſephus Flavius ſeyen Chriſten geweſen.

Philo ſchrieb in griechiſcher Sprache. Seine Darſtellungsweiſe iſt zierlich; ſeine eingeſtreuten moraliſchen Betrachtungen ſind jedoch nach egyptiſchem Geſchmack hie und da etwas mit Allegorien überladen, die nicht immer entſprechen. Die noch immer beſte Ausgabe ſeiner Werke mit lateiniſcher Ueberſetzung iſt die von Mangey. 2 Bände, London 1742, Folio. Angelo Mai und J. B. Aucher haben einzelne noch unedirte Stücke Philo's aufgefunden, welche auch in der Geſammtausgabe von Richter und Klotz, 8 Bände, Leipzig 1828 — 30 enthalten ſind.

Notable Nichtjuden deſſelben Nahmens ſind: der Redner und Philoſoph aus Lariſſa; der griechiſche Arzt von Tarſos und der Grammatiker von Byblos in Phönizien. De Roſſi erwähnt im Vorbeygehen auch eines jüdiſchen Dichters Philo, der ein Epos „Jeruſalem" in mehr als 14 Rhapſodien geſchrieben.

F. G.

Rott, Moriz.

Einer der ausgezeichnetſten Schauſpielkünſtler in der wahrſten und würdigſten Bedeutung des Wortes! Er iſt den 17. September 1797 zu Prag geboren, erhielt eine diſtinguirte Erziehung und lag den Studien, beſonders der Philoſophie, eifrig ob. Er war zum Kaufmannsſtande beſtimmt; allein ſein künſtleriſcher, auf echten Beruf beruhende Sinn machte, daß er ſich eigenmächtig dieſer Sphäre entzog, ſich nach Wien begab und ſich mit Entſchiedenheit der Bühne zuwendete. Als er 1817 zum erſten Mahle die Breter betrat, fand er die wärmſte und ermunterndſte Aufnahme, nahmentlich als Carl Moor, und es folgten hierauf ſeine Engagements in Kaſchau, Eperies und Bartfeld, ſofort aber in Lemberg. Er glänzte in den Fächern der erſten Liebhaber und Helden, ſo auch dann in Olmütz und Linz.

1821 gaſtirte er im Theater an der Wien mit ſolch rauſchendem Beyfalle, daß er engagirt und zum Regiſſeur gewählt wurde. Gaſtſpiele in Peſth, Brünn, Gratz, Prag, Breslau, Preßburg, Lemberg, an den Hoftheatern zu Wien, Berlin und Hannover verbreitete und befeſtigten ſeinen Ruf und ſein Anſehen als echter Künſtler höheren Ranges. 1829 wurde er Mitglied des Hoftheaters in Leipzig. Von hier datirt ſeine Cathegorie der Claſſicität durch Rollen wie Brutus in Shakſpeares Cäſar, in Kreon und

Jaſon als Sophocles, in Fauſt ꝛc. Nicht vorüberrauſchender, ſondern ſelbſtbewußter feſtwurzelnder Enthuſiasmus krönte des gediegenen Mimen Verdienſte; und mit Recht ſagt eine achtenswerthe Stimme: „Wie er jeder ſeiner weit umgreifenden Rollen, auch der unbedeutenderen, ſtets den gewiſſenhafteſten Fleiß, das ſorgfältigſte Studium widmet, ſo hatte er insbeſondere jene Rolle (Fauſt) mit der ganzen Schärfe ſeines reichbegabten Geiſtes durchdrungen, und ſie mit den glänzendſten Mitteln ſeines Darſtellungstalentes zur Anſchauung gebracht. Was wohl ſelten ein Schauſpieler thut und thun kann: „er hatte zu ſeiner eigenen Belehrung über alle Höhen und Tiefen des Fauſtcharacters in einer ausführlichen eigenen Abhandlung ſich ausgeſprochen, die einen ſchönen Beweis von durchdringendem Scharfſinne und genialer Auffaſſung lieferte." — Als das, eigentlich nur lucrativem Intereſſe führende Leipziger Theater in Verfall gerathen war, ſollte Rott, im Einklange mit Tieck's Anſichten, für das Dresdener Theater engagirt werden; allein collegiale Machinationen vereitelten es, und gewiß nicht zum Nachtheil des Künſtlers, denn 1822 erfolgte ſein Engagement am Hoftheater in Berlin. Hier erntete er reiche Anerkennung nicht nur von allen Claſſen des Publicums, ſondern ſelbſt von den Perſonen des allerhöchſten Ranges. Der nun in Gott ruhende König liebte und ſchätzte ihn hoch, eine hehre Auszeichnung, die ihm auch von den jetzt regierenden Monarchen zu Theil geworden. Nach der Vorſtellung der Antigone verlangte der König ihn zu ſprechen, und ſagte ihm die erhebenden Worte: „Ich danke Ihnen; ich

habe nie einen ähnlichen Eindruck gehabt. Es war mir Bedürfniß, Ihnen zu danken."

Bey ſeinen häufigen Gaſtſpielen iſt Rott allenthalben der Mann des Triumphes, nahmentlich als Hamlet, Poſa, Wallenſtein, Götz v. Berlichingen, Carl und Franz Moor, Shylock, Reiſender in Mirandolina ꝛc. ꝛc. Selbſt die ſtrengſte Critik kann nicht umhin, ſeine überwiegenden Vorzüge anzuerkennen; und ebenſo war und iſt er ſelbſt von Coryphäen der Literatur und Kunſt hoch gewürdigt. Tieck ſelbſt äußerte vor Zeugen ſeine „Bewunderung." Als Gaſt auf dem Wiener Hofburgtheater grünten ihm 1840 ſchöne Lorbeern, ſo wie 1847 in Prag.

Wie Rott durch Talent, Geiſt, Studium, Jetelligenz und echte künſtleriſche Weihe anzieht und feſſelt, ſo iſt dieß auch bey ſeiner äußern Perſönlichkeit der Fall, von welcher es in einer Würdigung lautet: „Rott's äußere Mittel für die Bühne ſind eine impoſante Figur, ein kräftiges und umfangreiches Organ, ein ſchönes ausdrucksvolles Auge, und eine plaſtiſch-ſchöne Haltung des ſtets unter geiſtiger Aufſicht gehaltenen Körpers."

Rott's Gattinn ſelbſt eine begabte Schauſpielerinn iſt die Schweſter der gefeyerten Sängerinn Tuczek.

G.

Spinoza (oder Spinoſa) **Baruch**, nachmahls **Benedict von.**

Dieſer merkwürdige Philoſoph, deſſen Syſtem nicht zur Abgeſchloſſenheit gelangte, weßhalb es denn auch ſo verſchiedenartig aufgefaßt wird, war den 24. November 1632 zu Amſterdam geboren, der Sohn von Eltern, welche aus Portugal ſtammten. Wie es bey der jüdiſchen Erziehung gebräuchlich, erhielt auch er ſchon ſehr zeitlich Unterricht im Hebräiſchen, in der rabbiniſchen Sprache und in der Religion. Schon früh jedoch waltete in ihm der Geiſt des Zweifels; ſeine Lehrer erſtaunten über die Neuheit und Kühnheit ſeiner Fragen und Einwürfe, ohne daß ſie im Stande geweſen wären, dem Knaben genügende Aufſchlüſſe zu gewähren. Baruch vertiefte ſich nun mit ſelbſtſtändigem Sinne in das Studium des Talmud. Begreiflich wurde er denn in ſeinem Skepticismus noch mehr beſtärkt, beſonders da er die Begriffe anderer Religionsbekenner über metaphyſiſche Gegenſtände, nahmentlich über das höchſte Weſen und die Natur mit einander verglich. Die Lehren ſeiner eigenen Nation konnten ihn nun um ſo weniger befriedigen; er äußerte ſich hierüber und ſo geſchah es denn, daß er in der Synagoge als Abtrünniger angeklagt wurde mit der Drohung der Excommunication für den Fall, daß er in ſeinen Irrthümern und ſogenannten Läſterungen beharrte. Die Folge hievon

war, daß er ſich von den Juden mehr und mehr entfernte, und ſich mehreren Bekannten, die er unter den Chriſten hatte, anſchloß. Geborgen bey denſelben, lag er ſeinen Studien mit verdoppeltem Eifer ob, und erwarb ſich zugleich die Kenntniſſe der griechiſchen und lateiniſchen Sprache. Franz v. Ende, in der Folge zu Paris wegen politiſchen Händeln hingerichtet, war ſein Lehrer, und dieſes Mannes reitzende und gelehrte Tochter, von Spinoza geliebt, lernte gemeinſchaftlich mit.

In jener Zeit begann die carteſianiſche Philoſophie in Holland Wurzel zu faſſen. Spinoza befreundete ſich mit ihr und verſchmolz manche Anſichten und Doctrinen des ſcharfſinnigen Descartes mit ſeinem eigenen noch unreifen Syſteme. Alles das konnte nur bewirken, daß es ihm den Judaismus und Talmudismus völlig verleidete. So ſagte er ſich denn von der Synagoge gänzlich los. Vergebens trachtete man, ihn durch das Anerbiethen des bedeutenden Jahresgehaltes von Tauſend Gulden feſtzuhalten. Um zu verhindern, daß ſein Beyſpiel Andere zum Abfall reitze, ward ſein Tod beſchloſſen; er entging jedoch dem Dolche. Nun ſah er ſich von allen Seiten als Gotteslaſterer verketzert. Die Judenſchaft verlangte ſeine Entfernung aus Amſterdam, und der chriſtliche Magiſtrat willfahrte. Spinoza, nach dieſer wohl nicht ungerechten Verbannung, ließ ſich auf dem Lande nächſt der Stadt nieder. Hier theilte er ſeine Zeit zwiſchen optiſchen Arbeiten, Gläſerſchleifen und dergleichen mechaniſchen Beſchäftigungen und der Fortſetzung ſeiner philoſophiſchen Studien.

Ueber die carteſianiſchen Principien blieb er mit ſeinen Freunden in ununterbrochenem Ideenverkehr. Da ſie ſich nicht einigen konnten, ſo ſchrieb Spinoza nach dem Wunſch einiger dieſer Freunde, um dieſe Colliſionen zu ſchlichten, ein eigenes Werk, ſein erſtes. Ein Arzt, Ludw. Meyer, bevorredete es und beſorgte den Druck. Spinoza's Zweck war nicht eben eine Vertheidigung, ſondern eine Erläuterung des Carteſianismus zu liefern.

Spinoza ſiedelte ſich ſpäterhin im Haag an, ohne weiter verfolgt zu werden, wiewohl er ſchon ſeit lange der damahls in Holland herrſchenden reformirten Religion angehört, auf welchen Anlaß er den Beynahmen Baruch mit Benedict vertauſcht hatte. Raſch und weit verbreitete ſich der Ruf dieſes philoſophiſchen Forſchers; die gelehrteſten und berühmteſten Männer knüpften mit ihm einen Briefwechſel an. Von Heidelberg aus wurde ihm die dortige Kanzel der Philoſophie angebothen; allein wiewohl man ihm unumſchränkte Lehrfreyheit zuſicherte, lehnte er dieſe ehrenvolle Stelle dennoch ab. Seine Neigung zur Zurückgezogenheit und ſeine ſchwächliche Körperbeſchaffenheit, da die Schwindſucht ſchon begonnen hatte, ihn zu verzehren, mochten wohl die Hauptbeweggründe davon geweſen ſeyn. Und ſo erloſch er denn auch in dem ſchönen Mannesalter von 45 Jahren, den 21. Februar 1677. Spinoza galt für einen uneigennützigen, rechtlichen, gewiſſenhaften und moraliſchen Mann; er war auch ein intereſſanter Geſellſchafter. Den Tod erlitt er, ohne bettlägerig geweſen zu ſeyn; ruhig und ſanft ſchied er aus dem Leben voll Irrthümer; und es wird daher

bloß ſeinen Widerſachern zugeſchrieben, wenn es hieß: er ſey nach langen und heftigen Seelenqualen verſchieden.

Spinoza's Schriften ſind: **Descartes principiorum philosophiae pars I & II, Amst. 1663. — Tractatus theologico-politicus, continens dissertationes aliquot, quibus ostenditur libertatem philosophandi etc. Amst. 1670. — Opera postuma (cura Jarrik Jellis) 2 Vol. 1677.** — Enthaltend: **1) Ethica; 2) Tractatus, quomodo societas etc.; 3) De intellectus emendatione etc.; 4) Epistola doctorum virorum; 5) Compendium grammat. linguae hebraeae.**—Geſammtausgaben ſind: **1)** H. E. Paulus: **Spinoza opera quae supersunt omnia 2 Vol. Jena 1802. — 2)** Von C. H. Bruder, Stereotyp-Ausgabe bey Tauchnitz in Leipzig, davon **1847** der dritte und letzte Theil erſchien. Ueberſetzungen in fremde Sprachen; viele Commentare, Befehdungen ꝛc. Sämmtliche Werke deutſch von Berth. Auerbach, **3** Bände, Stuttgart **1840.** —

Das Syſtem dieſes jedenfalls großen Denkers anlangend, ſo führen wir hier die Worte eines neueren deutſchen Philoſophen an, der durch ſeinen gemäßigten Character und die Würdigkeit ſeiner zahlreichen ſchriftſtelleriſchen Werke, die zum Theil als Vorleſebücher eingeführt waren, allgemeine Achtung genoß. Dieſelben lauten: „Spinoza machte es ſich eben ſo wie Descartes zum Geſetze, nichts für wahr zu halten, als was er mit völliger Evidenz auszureichenden Gründen erkannt hätte. Ebendarum bediente er ſich der mathematiſchen Methode zur Conſtruction eines philoſophiſchen Syſtems, in welchem aus einer demonſtrativen Gotteserkenntniß zugleich

die Grundſätze des ſittlichen Verhaltens abgeleitet werden ſollten, und welches er deßhalb auch ſchlechtweg Ethik nannte. Die Ethik Spinoza's war alſo auch Metaphyſik, und zwar, (wenn man dieſen neuen von Kant eingeführten Sprachgebrauch auf ein älteres und vom kantiſchen ganz verſchiedenes Syſtem anwenden darf) zugleich Metaphyſik der Natur und Metaphyſik der Sitten, dergeſtalt, daß die letzte aus der erſten hervorgehen und dieſe auch eine metaphyſiſche Theologie ſeyn ſollte. Indem er daher mit Descartes vorausſetzte, Subſtanz ſey nur dasjenige, was durch ſich ſelbſt, (als causa sui) mit Nothwendigkeit beſtehe, was alſo auch durch ſich ſelbſt, ohne des Begriffes von einem anderweitigen Dinge zu bedürfen, begriffen werden könne: ſo behauptete er, es gäbe eigentlich nur eine Subſtanz, und dieſe Subſtanz ſey Gott, das unendliche Seyn ſelbſt, mit den eben ſo unendlichen Eigenſchaften der Ausdehnung und des Denkens. Die Einzelndinge hingegen, das Endliche, ſeyen nur wechſelnde (entſtehende und vergehende) Beſtimmungen (modi s. accidentia) des unendlichen Seyns, der unendlichen Ausdehnung und des unendlichen Denkens. Nach dieſer Grundanſicht iſt alſo die Subſtanz ſelbſt kein einzelnes Ding, obwohl der Grund von allem Einzelnen, weil jedes derſelben eine Modification der unendlichen Attribute der Subſtanz iſt. Es gehen nähmlich aus der unendlichen Ausdehnung die Modificationen der Bewegung und der Ruhe hervor, die wir den Körpern beylegen; und aus dem unendlichen Denken die Modifikationen des Verſtandes und des Willens, die wir den Seelen beylegen. So=

nach liegt allem Körperlichen die unendliche Ausdehnung und allem Denkenden das unendliche Denken zum Grunde. Beydes in unzertrennlicher Verbindung, weil es eben nur eine wahrhafte Subſtanz gibt = Gott. Dieſer Gedanke läßt ſich daher auch ſo ausdrücken: Alles, was iſt, ſey es Körper oder Seele, iſt in und durch Gott; oder Gott iſt die eine und immanente Urſache aller Einzelndinge, die natura naturans, der Inbegriff dieſer Dinge aber die natura naturata. Es geht demnach Alles mit Nothwendigkeit aus Gott hervor, weil es eine nothwendige Folge eines nothwendigen Grundes iſt; dieſe Nothwendigkeit iſt jedoch zugleich die höchſte Freyheit, weil Gottes Weſen und Wirken durch kein anderes Weſen und Wirken beſtimmt oder beſchränkt werden kann."

Die Begründung der hier aufgeſtellten Definition dürfte ſich in Spinozas Hauptwerk, in ſeiner **Ethica**, unſchwer auffinden laſſen. G.

Stöckl-Heinefetter: ſiehe Heinefetter.

Sulzer, Salomon.

Ein Prieſter dem allerhöchſten Gott.
(1. B. M.)

Um die erſte Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Juden aus Sulz vertrieben, und erhielten durch Verwendung ihres wackern Vorſtehers Aufnahme beym Grafen von Hohenems in Vorarlberg. Zum Andenken dieſer

Vertreibung nannte ſich der Enkel dieſes Mannes: Sulzer, welches der Vater unſeres Helden iſt, der am 30. März 1804 zu Hohenems geboren wurde. Von ſeinen Eltern, die zu den ehrenhafteſten und achtbarſten Gliedern der Gemeinde gezählt wurden, war er früher zum Handel beſtimmt; nachdem er aber in ſeiner früheſten Jugend auf eine faſt wunderbare Weiſe aus einer Waſſer-fluth gerettet wurde, weiheten die frommen Eltern den ihnen von Gott nun zum zweyten Mahle geſchenkten Sohn dem religiöſen Dienſte. Zur Erlangung eines Amtes im Judenthume, wurde er zum fleißigen Studium der hebräiſchen und rabbiniſchen Literatur angehalten, welches er an den Schulen der Rabbinen zu Hohenems und Karlsruhe eifrig betrieb. Nebſt ſeinen Studien äußerte ſich ſehr zeitlich bey dem Knaben eine unbezähmte Liebe für die Tonkunſt, welche von ſolchem Einfluß auf ihn war, daß er ſich ausſchließlich der Muſik widmete, welchen Gegenſtand er mit ſolchem Fleiß und Eifer betrieb, daß es ſeinem Talente gelang, als ſiebzehnjähriger Knabe die Cantorsſtelle in ſeiner Vaterſtadt zu bekleiden; und er zeichnete ſich in dem Eifer ſeiner Amtsleiſtungen ſo ſehr aus, daß er alsbald der Liebling ſeiner Mitbürger war, die ihm die heißeſten Glückwünſche nachriefen, als er nach fünfjähriger Bedienſtung einen ſeinem Talente und ſeinen Kenntniſſen würdigen Ruf als Cantor des iſraeli-tiſchen Bethhauſes zu Wien erhielt.

In Wien organiſirten ſich dazumal die anſäßigen Juden zu einer Gemeinde, baueten einen prachtvollen Tempel, gewannen den herrlichſten und geiſtreichſten Redner unter

den jüdiſchen Theologen Herrn J. N. Mannheimer für dieſes neue Inſtitut, und durch die Erwerbung unſeres Sulzer haben ſie ihrer Synagoge eine ſolche Zierde beygegeben, die ſie noch jetzt ſchmückt und verherrlicht. Sulzer verrichtete nicht bloß das Amt eines Cantors, ſondern half thätig bey der Einrichtung eines zeitgemäßen Gottesdienſtes mit, welches in jener Zeit um ſo ſchwieriger war, als in der jungen Gemeinde eben ſo viele Meinungen ſich geltend machten, als ſie Glieder zählte; und einer endlichen Uebereinkunft hat wahrlich ſeine metallvolle klangreiche Stimme (im edelſten Sinne des Wortes) ſein begeiſterter und begeiſternder Vortrag nicht wenig beygetragen. Nun hatte Sulzer einen ſeinem Talente angemeſſenen Wirkungskreis erlangt, er ſtrebte immer mehr ſich ſelbſt in der Tonkunſt zu vervollkommnen, ſtudirte unter dem damahls berühmten Kapellmeiſter von Seyfried ſyſtematiſch die geſammten Theorien und Compoſitionslehren, und errichtete eine Singſchule für jüdiſche Jünglinge, die zu Sängern Gottes ſich hier bilden, welche Schule noch jetzt beſteht, und die nicht nur der kirchlichen ſondern auch weltlichen Muſik bereits ſchöne Kräfte erzogen. Die Einrichtungen Sulzer's fanden bald Eingang in andern jüdiſchen Gemeinden und man fing an auch anderswo, zuerſt in größern Gemeinden, den Gottesdienſt nach der Art wie er in Wien abgehalten wurde, einzuführen; denn es wurde allmählig erkannt, daß der Choralgeſang die eigentlichſte innerſte Seele des Gottesdienſtes iſt. Sulzer ſah ſich nun von allen Seiten als den Einzigen betrachtet, der in dieſer Sache Rath und Hülfe verſchaffen ſollte,

und aus allen Gegenden des In- und Auslandes wendeten ſich die Gemeinden an ihn, wodurch er ſich veranlaßt ſah ſeine Geſänge unter dem Titel Schir Zion im Jahre 1838 herauszugeben, welche ihrer Tüchtigkeit und Gediegenheit wegen einen ſolchen Anklang fanden, daß ſchon im Jahre 1842 eine zweyte Auflage veranſtaltet werden mußte. Durch dieſes Werk hat Sulzer noch das große Verdienſt, dem Judenthume eine Synagogenmuſik geſchaffen zu haben, welche ihm bis zu der Zeit mangelte, wenn man die alten überkommenen Melodien abrechnet, die auf muſikaliſchen oder gar künſtleriſchen Werth keinen Anſpruch machen können. Das Werk Sulzers iſt in den Händen faſt aller jüdiſchen Gemeinden und in allen Welttheilen werden Herzen erhoben, Gemüther erbauet, Seelen begeiſtert von einer Muſik, die aus einem ſo fein fühlenden Gemüthe gefloſſen. Außer dieſem Werke hat ſich noch das Talent Sulzers durch viele verfaßte geiſtliche und weltliche Lieder einen ſchönen Nahmen als Compoſiteur erworben. Seine Leiſtungen wurden von allerhöchſten Perſonen anerkannt; ſo erhielt er von ſeiner Majeſtät unſerem allergnädigſten Kaiſer einen ſehr werthvollen Brillantring, als Zeichen der Allerhöchſten Huld, und von Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Rußland, ſo wie von ſeiner k. Hoheit dem Großherzog von Baden goldene Ehrenmedaillen, und mehrere Muſikgeſellſchaften zu Oedenburg, Klagenfurt u. ſ. w. ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, und die nächſte Zukunft wird ein Werk für die Synagoge von ihm zu Tage bringen, welches alle Anforderungen der ältern ſowohl, als neuern Beſtrebungen der Juden befriedigen wird.

Im Jahre 1845 erweiterte ſich ſein Wirkungskreis, denn er wurde zum Profeſſor für Männergeſang am hieſigen Muſikvereine ernannt, und auch hier zeigen die jährlichen Prüfungen mit welcher Liebe er ſeinem Amte vorſteht. Viele Zöglinge aus ſeiner Schule leiten mit Geſchick den Gottesdienſt in vielen Gemeinden, oder haben ſich dem weltlichen Geſang zugewendet, wo ſie ihrem Meiſter nur Ehre machen; zu den Letztern gehört ſeine eigene älteſte Tochter Marie, ein noch ſehr junges Mädchen, die an ſeiner Seite ſich ſo ſchnell herangebildet, daß ſie bereits im Theater der Scala in Mailand mit Auszeichnung debutirt. Möge Sulzer ſeinen Nachkommen ſo heranreifen ſehen zur Freude ſeines eigenen Herzens, wie es ſeinem Vater von Gott gegönnt war; — ein Mann von mehr als neunzig Jahren labt er ſich noch an den Früchten die er ſelbſt gepflanzt. Wir haben bisher kein Wort von der gewaltigen glockenreinen Stimme unſeres Sulzer, mit welcher er ſo viele Herzen erbauet, geſchrieben, weil wir uns für zu ſchwach halten den Zauber in ſprachliche Begriffe zu zwängen, die ſeine Töne auf uns üben. Sulzer's Geſang muß man nur hören, um ſich zu überzeugen, daß er keinen Rivalen hat.

Im Umgang iſt Sulzer geſellig, freundlich, für alles Gute und Edle ſchnell entflammt, und wo es gilt ſeinen Nebenmenſchen beyzuſtehen, iſt er gewiß keiner unter den Letztern. S. D.

Turteltaub, Wilhelm,

wurde zu Rzeszow, einer Kreiſsſtadt Galiziens, am 25. März 1816 geboren. Seine bemittelten Eltern ließen ihm eine gute Erziehung geben und frühzeitig, in ſeinem neunten Jahre, trat er in die lateiniſchen Schulen. Nebſt den Schulgegenſtänden beſchäftigte er ſich auch mit Sprachen und Muſik, beſonders aber mit Lectüre, und machte dadurch ſeinem Hofmeiſter viel zu ſchaffen. Campe, Chimani, waren die Schriftſteller, die ihm erlaubt wurden, allein Spieß, Cramer mit ihren Ritter- und Geiſtergeſchichten waren es, die der Knabe heimlich ſich zu verſchaffen wußte und auf dem Stallboden las, bis er einſtens bei den „zwölf ſchlafenden Jungfrauen“ einſchlief und ſo von dem ihn vermiſſenden Hofmeiſter entdeckt wurde. Er bekam ob der frevelhaften Lectüre Zimmerarreſt, und die zur Erholung verſprochene Reiſe nach Lemberg unterblieb. Er ſetzte als Mutterſöhnchen es in der Ferienzeit doch durch, um nach Lemberg zu fahren. Es war das erſte Mahl, daß er eine große Stadt ſah. Vor Allem zog das Theater ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, welches ein neues Leben in ihm wach rief. Zu Hauſe angelangt las er nun nichts mehr als Kotzebues Theater, und in ſeinem zwölften Jahre verſuchte er ſelbſt ein dramatiſches Produkt zu Tage zu fördern. Dieſes Produkt war aber nichts, als eine Copie von Kotzebues „Sorgen ohne Noth,“ in welcher er mehrere in ſeiner Vaterſtadt lebenden Notabilitäten perſiflirte. Am ſchlimm-

ſten kam der Magiſter (ich glaube er heißt Schendrian) davon, denn in dieſem Charakter perſiflirte er ſeinen Hofmeiſter. Zimmerarreſt war das Honorar für dieſe dramatiſche Arbeit. Späterhin machte er ſich an Schiller, und ſeine Sehnſucht ging dahin, auch Goethe, Leſſing zu leſen. Leider aber war in der ganzen Stadt damahls weder Schiller noch Goethe zu bekommen. Für ſeine Sparpfennige ließ er ſich Brockhaus's Converſationslexikon kommen, aber Goethe war zu theuer. Da kam zu ſeinem Glücke der jetzige Landes gouverneur, Se. Excellenz, Graf Stadion, als Kreiscommiſſär nach Rzeszow, und wohnte im Hauſe des alten Turteltaub. Bald ward die Bekanntſchaft gemacht, und der Graf ſtellte ihm ſeine reiche Bibliothek zur ferneren Ausbildung zu Gebothe. Dieſe wurde auch fleißig benützt. Im Jahre 1830 ging Turteltaub in die Philoſophie, und von den alten lateiniſchen und franzöſiſchen Claſſikern angeregt, erwachte auch in ihm die poetiſche Ader, und eine Menge Gedichte entſtrömten ſeiner Phantaſie, die er aber einige Jahre ſpäter ins Feuer warf. Er arbeitete damahls in der in Lemberg erſcheinenden Mnemoſyne mit, kam Ende 1832 nach Wien und widmete ſich da dem ärztlichen Stande. Ebersberg war der Erſte, der ihn in die Oeffentlichkeit einführte. Späterhin arbeitete er in dem Wanderer, Sammler, Theaterzeitung mit, und machte ſich als humoriſtiſch-ſatyriſchen Schriftſteller in der Literatenwelt bemerkbar. Im Jahre 1835 erſchienen von ihm die erſten Federproben unter dem Titel: Wiener Fresco-Skizzen, die ſehr günſtig beurtheilt wurden. Saphir, der kurz

zuvor nach Wien kam, wurde auf ihn aufmerkſam und nahm ihn als Mitarbeiter zu ſeinem ſpäter erſcheinenden Humoriſten, was er bis Stunde noch blieb. Beide wurden intime Freunde und ſind es noch. Turteltaub verſuchte ſich nun im critiſchen Fache, welches Feld ihm aber nicht behagte. Im Jahre 1836 verſuchte er ſich im Dramatiſchen. In demſelben Jahre wurde von ihm eine einactige Poſſe: „Der Nachtwandler bey Tage" im Leopoldſtädter Theater gegeben, und der Verfaſſer hatte die Freude, gerufen zu werden. Ein bedeutendes Glück machte ein Jahr darauf ſein Verſuch in der Localpoſſe unter dem Titel: „Nur Eine löst den Zauberſpruch", welche viele, viele Male, ſowie auf allen Provinzialbühnen, ja ſelbſt im Auslande gegeben wurde. Ein ungünſtiges Geſchick traf ſeine zweite Poſſe, die im Joſephſtädter Theater unter dem Titel „Mit oder ohne Zauberei?" gegeben wurde. Im Jahre 1840 erwarb er ſich den Doctorhut, ging dann nach Lemberg, heirathete dort die Tochter des Landesadvocaten Claar, und kam im Jahre 1841 als Stadtphyſicus nach Rzeſzow, welchen Poſten er noch bekleidet. Hier ſchrieb er den „Abenteurer" und den „Jugendfreund", die beide im k. k. Hofburgtheater in Wien zur Aufführung kamen. Sein neueſtes Luſtſpiel: „Das Daguerreotyp" gab er der Direction des Wiedner Theaters, um wie er ſagte, auf allen Wiener Bühnen debutirt zu haben.

In ſeiner Anſtellung geachtet und angeſehen, hatte er Gelegenheit, ſich zu wiederholten Malen auszuzeichnen, und nebſt mehreren Belobungen hatte er das Glück, im

Jahre 1843 in Anbetracht ſeiner vielen Verdienſte von Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Oeſterreich die goldene Civil-Verdienſt-Medaille mit dem Bande zu erhalten.

K.

Valentin, Guſtav, Gabriel.

Valentin wurde am 18. July 1810 zu Breslau geboren. Er widmete ſich auf der dortigen Hochſchule dem Studium der Medizin und ließ ſich im Jahre 1833 als practiſcher Arzt daſelbſt nieder. Seine Beharrlichkeit, mit welcher er dem Glauben ſeiner Väter anhing, ſchuf ihm viele Hinderniſſe in ſeinem äußeren Fortkommen, obgleich er trotz ſeiner Jugend durch zahlreiche und epoche machende Arbeiten zu den vorzüglichſten Phyſiologen gezählt werden konnte. Großes Aufſehen erregte ſeine Inauguraldisputation „Historiae evolutionis sistembtis muscularis prolusio" (Breslau 1832); und ſein „Handbuch der Entwicklungsgeſchichte" (Berlin 1835) gewann durch ſeine ausgebreitete Literaturkenntniß und die trefflichen eigenen Beobachtungen beynahe ungetheilten Beyfall; zugleich ward ihm auch der große Preis für Experimentalphyſiologie zu Theil, welchen die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris jährlich zu vertheilen pflegt. Die Entdeckung der ſogenannten Flimmerbewegung verdankt man ihm und ſeinem Lehrer Purkinje; beyde machten ſie in der Schrift „De phaenomeno generali et

fundamentali motus vibratoris continui“ (Breslau 1835) bekannt. Um ſich in ungeſtörter Thätigkeit ſeinen Lieblingsfächern hingeben zu können, nahm Valentin im Jahre 1836 einen Ruf an die Univerſität zu Bern an, wo er ſeit dieſer Zeit ſein „Repertorium für Anatomie und Phyſiologie“ herausgibt, das ſich beſonders durch ſehr vollſtändige Jahresberichte über die Fortſchritte dieſer Wiſſenſchaften auszeichnet. Auch mit der feineren Anatomie und Phyſiologie des Nervenſyſtems beſchäftigte ſich Valentin in den letzten Jahren. Reich an Beobachtungen und neuen Thatſachen iſt ſeine Schrift „De functionibus nervorum cerebralium et nervi sympathici libri quatuor“ (Bern 1839) aber in etwas ſchwer verſtändlichem Latein geſchrieben. Für die neue Ausgabe des Sömmiering'ſchen Werkes vom Bau des menſchlichen Körpers übernahm er die Neurologie.

Wertheim, Samſon. (Simſon Wertheimer.)

I.

Dieſer großartige Stifter, geſtorben zu Wien, iſt auf dem alten jüdiſchen Friedhof daſelbſt den 17. July 1724 beſtattet worden, und erhielt verdientermaßen ein Denkmahl. Biographiſches und Charakteriſtiſches liefert Dr. L. A. Frankl in ſeiner Schrift: zur Geſchichte Wiens, nnd wir entnehmen daraus mit ſeiner Bewilligung das Nachſtehende:

Rabbi Samſon Wertheim,

1724.

Segnungen auf des Frommen Haupt, der nur zur Ehre Gottes Tugenden geübt, in uns, mit dem die Krone unſeres Hauptes, die Luſt unſerer Augen und unſer Ruhm und Stolz uns ward entriſſen, der hochberühmte Rabbi Samſon Wertheim, Rabbiner zu Prag, Worms und Wien und Oberlandesrabbiner über Ungarn.

Beerdigt am Sonntage am 17. Ab. 5484.

Samſon erhob in ſeiner Macht ſich zu den Höhen, und verſenkte, gleich einem der alten Lehrer, zur Tiefe des unermeßlichen Talmudmeeres ſich, ſo, daß ſein Spruch als Satzung für das practiſche Leben galt und keiner der Gelehrten ihm gleichkam. Sein Wort war gediegenes Gold, den Schachten des Wiſſens entgraben, das er, einem himmliſchen Borne ähnlich, allenthalben verbreitete. An Geiſteskraft ein Samſon, ſtiftete Eintracht er, wo er weilte. Das Geheimſte lag offen ſeinem Blicke und ſo erleuchtete die Weiſen er im Geſetze. Und dieſer mit Tugendſchöne geſchmückte welkt im Staube nun und — weilt im Himmel. O, trauert ob des Goldkranzes zwiefacher Reinheit, der da verblüht! Die Sonne, in hehrer Klarheit ſtrahlend, ſie iſt untergegangen vor der Zeit. Er war es, der mit Selbſtaufopferung alles Irdiſche hingab, um ſeine Zeit der wahrhaften Lehre zu weihen, in deren Gebiet er Macht ſich errang; gleich der Sonne Heil verbreitend, war ſein unendlich wohlthätiges Wir-

ken, darob er auch das Licht Iſraels genannt ward, denn groß war ſein wiſſenſchaftliches Wirken, darum begleiten ehrfurchtsvolle Segnungen ſein Angedenken. Dieſer große berühmte Rabbi, der unter den größten Lehrern ſeinen Sitz hatte, und dem die Mitglieder unſerer Gemeinde, mehre Gemeinden und Provinzen und die Communitäten zu Chebron und Zefath im heiligen Lande gehorſam ergeben waren, ward am 13. Schabat (Februar) 5418 (1658) geboren, kam nach Wien 5445 (1685) und ward durch ſeine große Gelehrſamkeit und ſeinen Scharfſinn immer reicher und angeſehener bis zu ſeinem Tode. Er war der Sohn des greiſen Joſef Joſeln Wertheim aus Worms, der ein Segenskapital zum Genuſſe für zehn Generationen armer Anverwandten hinterließ. Rabbi Samſon iſt's auch, der im Jahre 5478 (1618) eine ſehr ſchöne Synagoge in Rechnitz (in Ungarn) erbauen ließ.

Eine feſte Säule und Stütze war er für die Armuth, ſeinem ganzen Zeitalter eine ſchattenreiche Tanne; Wiſſen unter Iſrael verbreitend, um es dem ewigen Gottesheile zuzuführen; darum, als dieſes großen Mannes Licht erloſch, erloſch mit ihm Iſraels lichte Sonne. Groß und an Ruhm verklärt ſtand als Zierde ſeines Zeitalters er herrlich da, durch ſein authoriſirtes Wort löſend und bindend und das Geſetz haltend und verbreitend und mit der Armuth ſein Brod brüderlich theilend. Heldenmüthig, wie Samſon, jegliche Leidenſchaft bekämpfend ſtand er als verklärtes Vorbild für die Reichen da, Recht und Tugend übend; jegliche ſchwierige Frage löſend, welche die Communitäten Iſraels von allen Seiten an ihn

richteten, mit göttlicher Einſicht begabt, war alles Verworrene ihm klar, darum freuten Alle ſeines Ausſpruches ſich. Eine Säule, ein mächtiger Wortführer für ſeine Zeitgenoſſen, oft durch ſeine wirkſame Fürſprache ſeines Volkes Retter, iſt ſein Verluſt ſeinen Zeitgenoſſen unerſetzlich und ſein Angedenken der Nachwelt heilig. Der Erſte überall, wo es wohlzuthun galt, war er Vertreter vieler Gemeinden; darum ward er als einzig in ſeinem Zeitalter bezeichnet. An Schönheit, an Authorität, an Reichthum und an Weisheit ausgezeichnet, ſtand als kräftiger Wortführer für ſeine Nation er da; in der Reſidenz Wien als Oberrabbiner weilend, verſah er auch zu Eiſenſtadt u. ſ. w. das Rabbinat. Mit den Steinen der Satzung die Heerden Iſraels begründend und umzäunend, zeigte er machtvoll an Gelehrſamkeit ſich, ſpendete er Wiſſensperlen ſeiner Mitwelt, und ſein Lehren brachte ihm und ſeinem Wohnorte Ruhmesverklärung. Und dieſer Stein ward zum Denkmahle ihm geſetzt, auf daß er ſeinen Nachkommen von ſeinen Tugendwerken Kunde gebe, deſſen ganzes Streben war, das Heil ſeines Volkes zu fördern, in deſſen Wohlfarth er die ſeine fand, und der bey ſeinem Tode weit und breit als Vater von ihm beweint und tief betrauert wurde.

II.

Stiftungsdetails. *)

Simſon Wertheimer, geweſener k. k. Oberhoffactor und Oberlandrabbiner hat laut des zu Wien den 23. Februar 1809 errichteten Stiftbriefes in ſeiner letztwilligen Anordnung vom 1. September 1724, welche bey dem Hofmarſchallamte hinterlegt iſt, in welcher er den frommen Wunſch auf eine Stiftung zur Aushülfe ſeiner armen Verwandten und für Studirende äußerte, in Hinſicht deſſen von ſeinen hinterlaſſenen, theils inländiſchen und theils ausländiſchen Erben, und zwar vermöge des unten erwähnten Transactes vom Februar 1770

der erſte Sohn des Stifters, Nahmens	Wolf	60,000 fl.
„ zweyte „ „ „ „	Löw	30,000 „
„ dritte „ „ „ „	Joſeph	30,000 „
endlich des Stifters zwey Schwiegerſöhne als:		
Moſes Zurban		15,000 „
und Seeligmann Berend Kohen		15,000 „
	eine Stiftung von .	150,000 fl.

die außer Landes gelegen, und in das Land hereingezogen worden, in Erfüllung gebracht, und darüber ein Transact im Monath Februar 1770, ebenfalls bey beſagtem Hofmarſchallamte hinterlegt, von deſſen Erbens-Erben errichtet worden iſt, ſo wurde feſtgeſetzt: §. 1. Das

*) Savageri, Sammlung der Stiftungen. Brünn 1832.

ſämmtliche Stiftungsvermögen von 150,000 fl. ſoll auf ewige Zeiten unverändert und fruchtbringend angelegt werden, und ſowohl nach dem Willen des Stifters, als auch nach dem, im Februar 1770 von ſeinen Erben errichteten Transacte verwendet werden. §. 2. Zu dieſer Stiftung gehört noch insbeſondere die Klaus (eigentlich ein Schul- und Lehrhaus), welche derzeit ihren beſtimmten Ort zu Frankfurt am Main hat. Sollte dieſe Klaus von dem Magiſtrate oder der Judenſchaft allda beirrt werden, ſo bleibt dem Stiftungsadminiſtrator vorbehalten, die mit umſtändlichen Beweiſen belegte Anzeige an die Landesregierung zu machen, die Bewilligung zur Veräußerung der Klaus anzuſuchen, und zugleich den Ort, wo die Schule zu errichten wäre, namhaft zu machen, wo ſie ſich ſodann über die Veräußerung der alten, und über die ſtiftungsmäßige Einrichtung der neuen Klaus und des Bethhauſes bei der n. ö. Landesregierung gehörig auszuweiſen haben. Ueberhaupt haben die Adminiſtratoren, ſo oft ſie die Vornehmung einer Hauptveränderung bei der geſtifteten Klaus und dem Bethhauſe nöthig zu haben glauben, ſich immer eher mit denen im Transacte unterfertigten Intereſſenten, oder ihrem älteſten Nachfolger in das Einvernehmen zu ſetzen, ſonach jeden Fall der n. ö. Landesregierung anzuzeigen, und die Bewilligung einzuholen. §. 3. Die Klaus iſt nach dem Transacte vom Jahre 1770 für 36 unverheirathete Studirende der jüdiſchen Religion beſtimmt. Dieſe Anzahl darf nie vermehrt, wohl aber, wenn ſich keine 36 derlei taugliche Studirende in Frankfurt am Main befinden, vermindert,

und das von den Unterhaltungskoſten der Klaus jährlich erſparte Geld zum dießfälligen Gebrauche auf künftiges Jahr aufbewahret und im nöthigen Falle verausgabt werden. Die Schüler werden in 12 hohe, 12 mittlere und 12 untere Schüler eingetheilt. Bei Aufnahme in die Klaus beſagter armer Studenten haben die Verwandten des Stifters vor Fremden ohne Ausnahme den Vorzug. Ueber die Klaus iſt ein Rabbiner geſetzt, welcher alle drei Jahre durch Mehrheit der Stimmen, von den in dem Transacte unterfertigten Intereſſenten, oder ihrem erſten Nachfolger beſtättigt, oder ein neuer erwählt werden ſoll. Er ſoll ein tauglicher Verwandter des Stifters ſein, und es ſoll der nähere vor dem entfernteren den Vorzug haben. In Ermanglung eines derlei tauglichen Verwandten kann aber auch ein Fremder dazu erwählet werden. Dem Klausrabbiner liegt die Aufſicht und Ausbildung der Zöglinge, die Verwaltung und Erhaltung des Gebäudes, deſſen Reinlichkeit, dann alle Vorſicht wegen Feuersgefahr der Klaus ob, und er hat halbjährig ſeine Ausweiſung, ſowohl über die Zahl und Namen der Studirenden, als über den Empfang und die Ausgabe an die Adminiſtratoren hierher einzuſchicken, und da dieſem Rabbiner keine beſtimmte Beſoldung ausgeworfen werden kann, weil zum jährlichen Unterhalt dieſer Klaus 500 fl. beſtimmt ſind, und die Stipendien der 36 Schüler einen jährlichen Betrag von 457 fl. 36 kr. W. W. ausmachen, folglich nun ein Ueberſchuß von 42 fl. 36 kr. verbleibt, ſo ſollen demſelben, nebſt einem freien Quartire in der Klaus, welches er ſelbſt bewohnen

muß, nicht nur obige 42 fl. 36 kr., ſondern auch die durch die Verlaſſung der in beſagter Klaus noch anderweitig beſtehenden Wohnungen, jedoch ohne den mindeſten Abbruch der Schüler und der Lehranſtalt zu erlangende Miethgelder als eine jährliche Beſoldung angewieſen ſein. Wenn ſich jedoch dieſe ſämmtliche Mietheinnahme einſchlüßig der obbeſagt zugeſtandenen 42 fl. 36 kr. nicht über 300 fl. erſtrecket; ſo ſoll aber dieſe beſtimmte Summe durch die Mietheinnahme vermehret werden und das erübrigte Geld bleibt zum Beſten der Klaus beſtimmt. §. 4. Die Einkünfte des Stiftungsvermögens ſollen zum Beſten der gelehrten, ſtudirenden und armen Wertheim'ſchen Verwandten in jedem Orte der Welt verwendet werden, doch haben die ſtudirenden Verwandten des Stifters vor Fremden und die näheren Verwandten vor den entfernteren in Allem den Vorzug. Von den jährlichen Unterhalts-, dann Extra- und Heirathsbeyſteuern aber bekommt kein Fremder etwas; dieſe gebühren nur den armen Verwandten des Stifters, und zwar haben die Verwandten gerader Linie, beſonders jene, deren Voraltern den Beytrag zu dieſer Stiftung geleiſtet haben, den Vorzug vor jenen ebenfalls gerader Linie, deren Voraltern aber nichts beygetragen haben, und dann dieſe vor der Seitenlinie. Nur in dem Falle, als gar kein Wertheimiſcher Verwandter mehr lebte, und ſich zu dieſer Stiftung meldete, können fremde Arme, nebſt der Aufnahme in die Klaus auch zu dem Unterhaltsgenuſſe dieſer Stiftung gelangen, damit das Stiftungskapital nach Vorſchrift des §. 1. auf ewige Zeiten unverändert erhalten werde. §. 5. Für

die Klaus zu Frankfurt am Main ſind jährlich 500 fl. beſtimmt. Dieſe Summe ſoll ſo verwendet werden, daß wöchentlich, nach chriſtlicher Jahresberechnung pr. 52 Wochen im Jahre, jeder in der Klaus aufgenommene hohe Schüler 20 kr., jeder mittlere Schüler 16 kr. und jeder untere Schüler 8 kr. W. W. zu genießen haben ſoll. Dann ſollen andere in dieſer Synagoge nöthigen Angaben, wie auch das für das Studirzimmer erforderliche Holz und Licht insbeſondere mit 83 fl. 20 kr. W. W. beſtritten werden. §. 6. Es ſollen jährlich nach Hainburg an Seeligmann Berend Kohen, oder ſeinen Nachfolgern für einen Schullehrer auf Holz und Licht 208 fl. 20 kr. W. W. gegen eigenhändig auszuſtellende, oder von zwey Zeugen unterfertigte Quittung überſendet werden; der Schullehrer iſt ſchuldig, vier jüdiſche Kinder zu unterrichten. Hier haben ſowohl in Anſehung des Schullehrers, als der zu unterrichtenden Kinder die armen Verwandten des Stifters vor Fremden, und die nähern Verwandten vor den entfernteren den Vorzug; jedoch bleibt den Adminiſtratoren unbenommen, bey eintretenden Umſtänden hierin eine Abänderung zu treffen, oder gar einen ſolchen Lehrer auf einen andern Ort zu verlegen, jedoch haben ſie ſolches der n. ö. Landesregierung anzuzeigen, und darüber die Paſſirung zu erwirken. §. 7. In Nikolsburg iſt ein Schullehrer jährlich mit 125 fl. W. W. geſtiftet, dieſer iſt ſchuldig vier jüdiſche Kinder zu unterrichten. Ebenſo iſt ein Schullehrer in Eiſenſtadt mit jährlichen 100 fl. W. W. geſtiftet, welcher zwey jüdiſche Kinder zu unterrichten hat; hier haben ſowohl in Anſehung der Schullehrer, als

auch der Kinder, die Verwandten des Stifters vor andern den Vorzug. — §. 8. Auf Ausſtattungen für die Wertheimer'ſchen Verwandten weiblichen Geſchlechtes ſind jährlich 1000 fl. W. W. dergeſtalt beſtimmt, daß eine ſolche Ausſtattung, wenn es auch eine der nächſten Verwandten wäre, 500 fl. nicht überſteigen ſoll; die Verwandten des Stifters von gerader Linie haben vor jenen der Seitenlinie den Vorzug; wenn ſie aber in dem nähmlichen Grade verwandt ſind, ſo hat jene den Vorzug, die ſich früher bey den Adminiſtratoren gemeldet hat; da ſich aber mehrere zugleich melden können, ſo hat das Loos den Vorzug zu beſtimmen. Sollten in einem Jahre dieſe beſtimmten 1000 fl. für Heirathsbeiträge nicht ganz gebraucht werden, ſo bleibt der übrige Theil zu dießfälligem Behufe auf das folgende Jahr aufbewahrt, um nöthigenfalls verausgabt zu werden. §. 9. Wird von den jährlichen Stiftungseinkünften eine Summe von 4000 fl. beſtimmt, welche von den Stiftungs-Adminiſtratoren auf jährliche Unterhaltsbeiträge für arme Werthheimer'ſche Verwandte nach dem Grade der Verwandtſchaft dergeſtalt zu vertheilen ſind, daß kein ſo betheilter Arme über 300 fl. jährlich erhält. Zum Genuſſe dieſer jährlichen Unterhaltungsbeyträge ſollen die armen Verwandten von den Adminiſtratoren an die n. ö. Landesregierung mittelſt Uebergabe eines Verzeichniſſes in Vorſchlag gebracht werden. §. 10. Den Stiftungs-Adminiſtratoren wird insgeſammt jährlich für kleine Ausgaben, als Briefporto und dergleichen 80 fl. 20 kr. W. W. geſtattet und da bey dieſer Stiftung viele Correſpondenzen, Anzeigen und Ge-

ſuche an die n. ö. Regierung als derſelben vorgeſetzte landesfürſtliche Stelle im Jahre vorkommen und den Administratoren nicht zugemuthet werden kann, die Bearbeitung aus Eigenem zu beſtreiten, da ſelbe ohnehin viele Mühe mit der Leitung der Stiftungsgeſchäfte haben, ſo wird für einen Stiftungsſchreiber jährlich 100 fl. W. W. feſtgeſetzt. §. 11. Da die im §. 16 ausgewieſenen jährlichen Einkünfte 6438 fl. 11 kr., hingegen die obigen §§. 5, 6, 7, 8, 9 und 10 permanent jährlich beſtimmten Ausgaben bereits 6200 fl. betragen, folglich nur ein Reſt von 238 fl. 11 kr. jährlich erübrigt, ſo ſollen auf Extra-Ausgaben und zwar die zur Beſtreitung des am Sterbtage des Simſon Werthheimer bisher nach jüdiſchem Gebrauche durch zehn Gelehrte bey deſſen Grabſtätte verrichteten Gebethes erforderlichen Koſten, welche höchſtens 18 fl. betragen können; dann die bey Erhebung der Intereſſen zu Quittungen erforderlichen Stempelgelder, auch auf ſonſt durch eintretende Unglücksfälle nothwendig werdende außerordentliche Aushülfen an die Wertheimerſchen Verwandten dergeſtalt verwendet werden, daß, wenn ein ſolch Verunglückter ſchon im obbenannten Unterhaltsbezuge ſtehet, er mit nicht mehr als 50 fl., außerdem aber nach Thunlichkeit der Caſſe mit mehr oder weniger betheilt werden ſoll, und wenn ſich im Laufe des Jahres kein ſolcher Unglücksfall ereignet, ſo ſoll dieſes Geld für das künftige Jahr zum dießfälligen Behufe aufbewahrt, und nöthigen Falls verausgabt werden. §. 12. Die Adminiſtration über die Einkünfte des Stiftungs-Vermögens wird dem David Werthheimer, k. k. priv.

Großhändler in Wien; dem Emanuel Iſaak Wertheimer in Prag, und deren Nachkommen hiermit dergeſtalt eingeräumt, daß nach dem Ableben eines jeweiligen Coadminiſtrators der älteſte Mann von ſeinen, durch die für unſere Erbſtaaten beſtehende Erbfolge-Ordnung vom 11. Mai 1786 geſetzlich berufenen Inteſtat-Erben an ſeine Stelle in die Coadminiſtration einzutreten hat, ohne daß dieſe Succeſſionsordnung durch Teſtamente oder Verträge der jeweiligen Coadminiſtration abgeändert werden kann. §. 13. Sollte es ſich jedoch treffen, daß ein nach ebenbeſagter Ordnung berufener Nachfolger in der Stiftungs-Coadminiſtration ſeiner Stelle wegen Alters, Krankheit oder anderer erheblicher und erwieſener Hinderniſſe, vorzuſtehen nicht im Stande wäre, ſo ſolle eine Adminiſtrators-Stelle deſſen älteſten Inteſtaterben nach der oben berührten Erbfolge-Ordnung zufallen. §. 14. Während der Minderjährigkeit des neuen Coadminiſtrators ſoll von denen beſtehenden Adminiſtratoren oder ihren Nachfolgern einer der nächſten Verwandten dazu benennet werden, der bis zur Volljährigkeit des erſteren der Stiftung vorſtehen, und die Stiftungseinkünfte bis zur Volljährigkeit des erſtern mitverwalten ſoll, und derſelbe iſt nicht berechtigt indeſſen einen andern aufzuſtellen. §. 15. Da unter den Adminiſtratoren ein Ausländer aufgeſtellt iſt, ſo iſt letzterer ſchuldig ſich vermittelſt eines auszuſtellenden Reverſes verbindlich zu machen, daß er in den, dieſe Stiftung betreffenden politiſchen und Rechtsgegenſtänden bey den hieſigen dießfälligen Behörden Rede und Antwort geben, und den von ſolchen ergehenden Verordnungen und Er-

kenntniſſen ſich unterziehen wolle. §. 16. Die Adminiſtratoren ſind verbunden, alle Jahre bey der n. ö. Provinzial-Staatsbuchhaltung über den Empfang und die Ausgaben eine ordentlich documentirte Rechnung zu legen; die über die vertheilten Stiftungsbeträge ausgeſtellten Quittungen müſſen entweder ſelbſt ganz eigenhändig ausgeſtellt, oder von zwey Zeugen mit unterfertigt werden, wenn der Betrag 50 fl. oder mehr ausmacht. Den auswärtigen Stiftungsbeſorgern ſtehet frey, wenn ſie es verlangen, von der Haupteinnahme und der Ausgabe der Stiftungsgelder auf Koſten der im §. 10 für kleine Unkoſten beſtimmten 83 fl. 20 kr. alle Jahre eine ſimple Rechnungsabſchrift beheben zu können, daher auch nothwendig iſt, daß ſowohl jener Adminiſtrator, der die Einnahmen und Ausgaben der Intereſſen beſorgt, als auch der in §. 10 beſtimmte Stiftungsſchreiber hier in Wien wohnhaft seyn muß. Da nun dieſe Simon Werthheimerſche Stiftung durch die bey der k. k. Studien- und Stiftungshauptkaſſa in Depoſito befindlichen Obligationen und zwar:

1. mähriſch-ſtändiſche Pamatka Nr. 9761 ddo. 1. März 1797 à 4 Procent mit .	4635 fl.
2. Eine Hofkammer-Obligation Nr. 28438 ddo. 7. April 1800 à 4½ Prc. mit .	25000 fl.
3. Eine Hofkammer-Obligation Nr. 61996 B ddto. 1. Juli 1801 à 4½ Prc. mit ..	62650 fl.
4. Eine Hofkammer Obligation Nr. 61990 B. ddo. 1. Juli 1801 à 4½ Prc. mit	57714 fl.
und an Baarem	1 fl.
Zuſammen	150000 fl.

zureichend geſichert iſt, welche an jährlichen Intereſſen 6438 fl. 11 kr. abwerfen, wovon

1.) ad 5. die Klaus zu Frankfurt a. M. mit	583 fl.	20 kr.
2.) ad 6. für einen Schullehrer nach Haimburg	208 fl.	20 kr.
3.) ad 7. Für Schullehrer zu Nikolsburg und Eiſenſtadt	225 fl.	—
4.) ad 8. auf Ausſtattungen . . .	1000 fl.	—
5.) ad 9. auf Unterhaltsbeiträge . .	4000 fl.	—
6.) ad 10. auf kleine Auslagen und für Stiftungsſchreiber	183 fl.	20 kr.
7.) ad 11. auf Extra-Auslagen . .	238 fl.	11 kr.
Zuſammen mit	6438 fl.	11 kr.

jährlich beſtritten werden können, ſo haben Sr. Majeſtät dieſe Stiftung in Allerhöchſten Schutz zu nehmen, zu beſtättigen und die Ausfertigung der gewöhnlichen Stiftbriefe anzuempfehlen geruht.

Inhaltsanzeige.

	Seite
Aben Eſra, Abraham	1
Acoſta	5
Arnſtein, Fanny, Freyinn von	10
Beck, Carl (der Dichter)	19
Beer, Michael. Von P.	21
Beer, Peter. Von D. P.	29
Beer, Wilhelm. Von D. P.	32
Bendavid, Lazarus. Von D. P.	23
Bendemann, Eduard. Von D.	37
Bloch, Marcus Eleaſar. Von G.	37
Chorim, Aaron. Von F. G.	40
Feldmann, Leopold. Von Dr. Alexander Ringler	43
Fiſchhof, Joſeph. Von Philokales	52
Friedländer, David. Von D. P.	56
Frohberg, Regina Von E.	60
Furtado	62
Griſi, die Schweſtern. Von R.	64
Gunz, Simon. Von R.	66
Heine, Heinrich. Von R.	68
Heinefetter-Stöckel	76
Herz, Henrik. Von R.	85
Hirſch v., die, auf Gereut ꝛc. Von G.	86
Homberg, Herz. Von F.	88
Hornthal, Franz Ludwig von. Von L.	91
Jeitteles, Jonas und Benedict Jeitteles	95

	Seite.
Joſephus Flavius	99
Langenſchwarz, Maximilian. Von G.	156
Leßmann, Daniel. Von F—r.	158
Lichtenthal, Peter. Von F—r.	159
Löwiſohn, Salomon. Von D. P.	161
Maimon, Salomon. Von Moritz Bermann	163
Maimonides. Von P.	167
Marpurgo, Rachel. Von R.	191
Matzel, Aſcher. Von R.	194
Mendelsſohn, Moſes	196
Moſcheles, Ignatz. Von C.	219
Philo. Von F. G.	222
Rott, Moritz. Von G.	226
Spinoza. Von G.	229
Stöckel-Heinefetter, ſiehe Heinefetter	234
Sulzer, Salomon. Von S. D.	234
Türkeltaub, Wilhelm. Von K.	239
Valentin, Gabriel, Guſtav	242
Werthheim, Samſon.	243

61
32
65

85

83 4
81
8-3

Digitized by Google

Digitized by Google